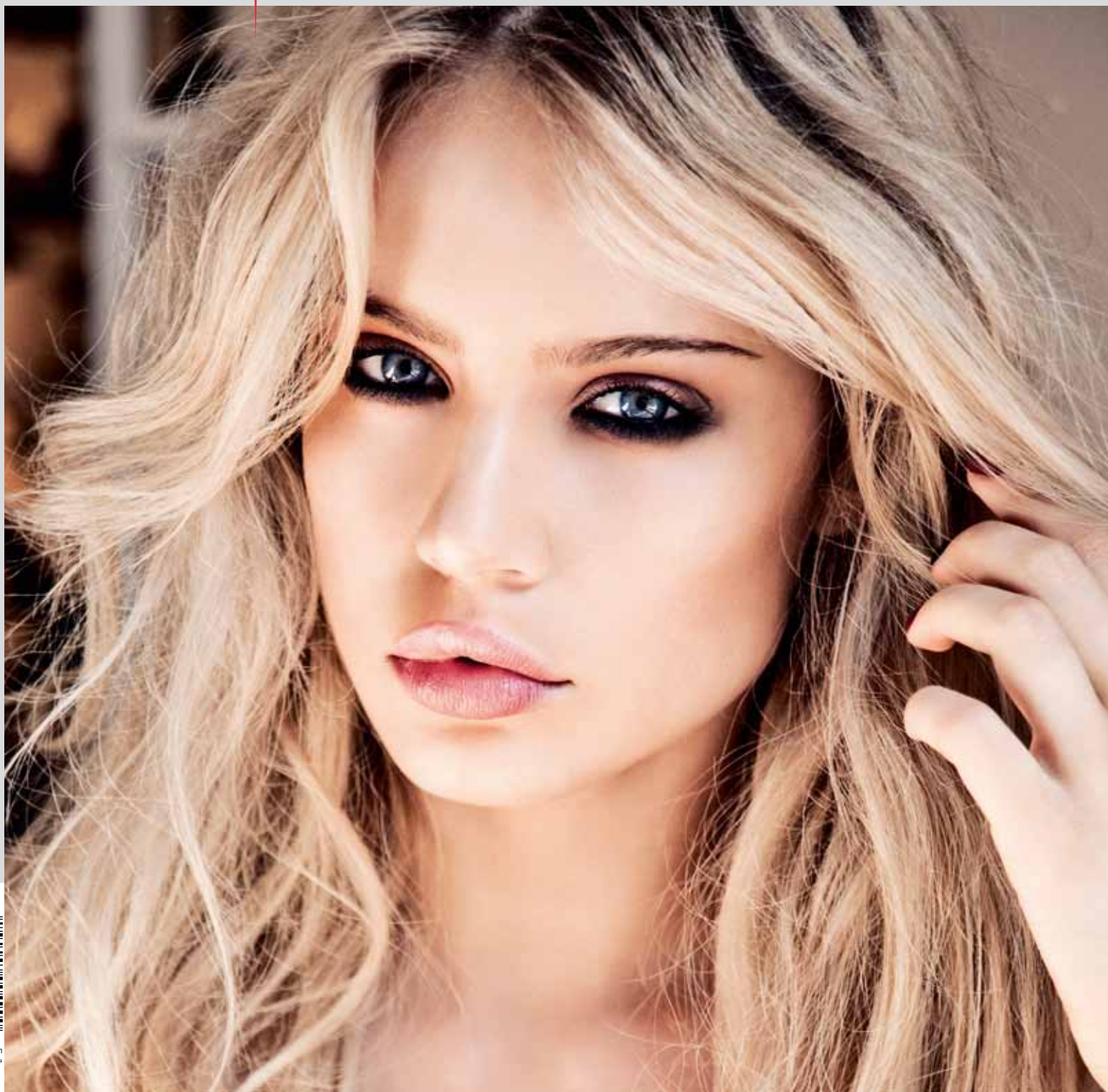


Weihnachtsausgabe: Interview-Sonderheft

Doppelnummer 51/52 – 20. Dezember 2012 bis 3. Januar 2013 – 80. Jahrgang
Fr. 6.50 Euro 4.90

DIE WELTWOCHEN



Wir sind 2012

Mit Martin Werlen, Nicola Spirig, Alice Cooper, Peter Spuhler, Elsbeth Stern, Philipp Rösler, Tanja Grandits, Wladimir Klitschko, Stefanie Heinzmann, Harald Schmidt, Efraim Halevy, Xenia Tchoumitcheva u. v. a. m.

4 194407 004900

5 1



PATEK PHILIPPE

GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in der Schweiz
finden Sie auf patek.com

Patek Philippe Boutique at Beyer
Bahnhofstrasse 31, Zürich

Ascona
Doris Herschmann,
Piazza Giuseppe Motta/Lungolago

Basel
Gübelin AG, Freie Strasse 27
Seiler, Gerbergasse 89

Bern
Zigerli & Iff AG, Spitalgasse 14

Davos Platz
Chronometrie Stäuble, Promenade 71

Gstaad
Villiger Gstaad AG, Promenade

Interlaken
Kirchhofer Haute Horlogerie II,
Höheweg 56

Klosters
Maissen, Bahnhofstrasse 15

Lugano
Gübelin AG, Via Nassa 7
Mersmann SA, Via Nassa 5
Somazzi SA, Via Nassa 36

Luzern
Gübelin AG, Schwanenplatz

St. Moritz
Gübelin AG, Via Serlas/Palace Galerie

Vaduz/FL
Huber Uhren Schmuck, Im Städtle

Zug
Lohri, Neugasse 9

Zürich
Gübelin AG, Bahnhofstrasse 36





Eine Patek Philippe gehört einem nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr, aber eigentlich bewahrt man sie schon für die nächste Generation.



Jahreskalender Chronograph Ref. 5960R



Davide T., Kunde der Credit Suisse
Hainbuche in Bern

Tief verwurzelte Werte: Private Banking in der Schweiz.

Lassen Sie sich individuell beraten. Telefon 044 333 11 33

Unsere Kunden vertrauen auf Qualität, Sorgfalt und langfristige Planung.
Seit über 150 Jahren sind diese Grundsätze das Fundament unserer Beratung.
Erfahren Sie jetzt mehr.

credit-suisse.com/privatebanking

Intern

Boris Johnson war schon als Herausgeber des britischen Nachrichtenmagazins *The Spectator* eine schillernde Figur. Als Bürgermeister von London wurde er 2012 zum Weltstar: Mit unermüdlichem Enthusiasmus spielte er den «Übervater» der Olympischen Sommerspiele, die zu einer Galavorstellung wurden. Johnsons Biograf, Andrew Gimson, hat den rastlosen «König von London» kurz vor Weihnachten getroffen. Eben von Indien zurückgekehrt, wo er Firmen zur Übersiedlung in die Themse-Stadt aufforderte, sprudelte Johnson vor Ideen. «Ich will ein «Britzerland» schaffen», sagt er, «einen neuen Verbund ausserhalb der Euro-



«Britzerland»: Bürgermeister Johnson.

päischen Union», bestehend aus Grossbritannien und der Schweiz. Das Gespräch zeigt einen der aussergewöhnlichsten Politiker unserer Zeit: stets gewillt, kühne und intelligente Dinge zu heiklen Themen zu sagen, ohne dabei die Selbstironie zu verlieren. **Seite 38**

Sie kennen sich seit einem gemeinsamen TV-Auftritt in der Talkshow der damaligen Starmoderatorin Sabine Christiansen. Für den heutigen deutschen FDP-Chef Philipp Rösler war es eine Premiere, *Weltwoche*-Chefredaktor Roger Köppel hatte schon mehrere Auftritte hinter sich. Der Journalist hatte die FDP als sympathisierender Begleiter beobachtet und war von Rösler im letzten Frühling eingeladen worden, in Berlin einen Vortrag über Liberalismus an einem FDP-Dinner zu halten. Dort entstand auch die Idee zu einem Interview, das Köppel mit Rösler letzte Woche in Berlin führte. **Seite 45**

Xenia Tchoumitcheva, die das Cover unseres Interview-Sonderhefts zierte, ist vor allem als Model und Moderatorin bekannt. Doch die 24-jährige Tessinerin hat an der Universität Betriebswirtschaft studiert und bei der Investmentbank J.P. Morgan in London gearbeitet. Wirtschaftsredaktor Florian Schwab konnte sich bei einem Mittagessen in der Zürcher «Brasserie Lipp» davon überzeugen, dass



Über Wirtschaft: Businessfrau Tchoumitcheva.

Tchoumitcheva mehr kann als bloss gut aussehen. Während die Businessfrau und Bald-Unternehmerin unsere Fragen zu den wichtigsten Wirtschaftsthemen des Jahres beantwortete, verzehrte sie ein typisches Model-Mahl (weisser Fisch, ohne Öl gebraten, mit gedämpftem Gemüse). **Seite 50**

Sein linkes Auge war noch vom letzten Kampf geschwollen, als Box-Weltmeister Wladimir Klitschko Andreas Kunz in Hamburg zum Interview traf. Der Schwergewichtler wirkte gestresst – dreimal musste das Gespräch unterbrochen werden, weil ihn Bruder Witali, ebenfalls Box-Weltmeister, anrief. Erst als Kunz auf Roger Federer zu sprechen kam, taute der Ukrainer auf und begann, von einem Abendessen mit dem Schweizer Tennisstar in Hamburg zu erzählen. Der Grundstein für ein interessantes Gespräch war gelegt. **Seite 66**

Die vorliegende Weihnachtsausgabe ist wie gewohnt eine Doppelnummer. Die nächste, reguläre Ausgabe der *Weltwoche* erscheint wegen der Feiertage erst am Freitag, 4. Januar 2013. Wir wünschen allen Leserinnen und Lesern von Herzen frohe Festtage und einen erfolgreichen Start ins neue Jahr.

Ihre *Weltwoche*

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 225.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (Leitung Inland)

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Rico Bandle (Leitung Kultur), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehrigler,

Andreas Kunz, Christoph Landolt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Beatrice Schlag (Los Angeles),

Florian Schwab, Lucien Scherrer

Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscicono,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Pia Reinacher, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, Sacha Verna (New York),

Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Adam Schwarz (Leitung),

Verena Tempelmann, Nadja Schmid (Assistentin)

Layout: Tobias Schär (Leitung),

Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (Leitung), Viola Antunovits,

Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (Leitung),

Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

Geschäftsführer: Sandro Rüeegger

Marketing: Guido Bertuzzi (Leitung)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (Leitung),

Christine Lesnik (Leitung WW-Magazin),

Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (Leitung)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Aextra

Tarife und Buchungen: Tel. 044 533 09 93,

info@aextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

printed in
switzerland

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



XF XJ xk

NEU MIT 4x4: JAGUAR XF UND XJ. BEGEISTERUNG, DIE VOR KEINER STRECKE HALT MACHT.

In den neuen 4x4-Modellen von JAGUAR kennt wahre Fahrfreude keine Grenzen und keine Jahreszeiten mehr: dank intelligentem Allradantrieb und JaguarDrive Control™. Je nach Strassenlage wählen Sie das Fahrprogramm Normal, Dynamic oder Winter - den Rest übernimmt die Technik, die für die optimale Kraftverteilung auf Vorder- und Hinterräder sorgt. So bringt JAGUAR die Leistung des neuen 3.0 Liter V6 Kompressor-Motors mit den Stärken eines Allradantriebs und dem für JAGUAR typischen Fahrgefühl auf die Strasse.

Erleben Sie den neuen XF und XJ mit 4x4-Technologie jetzt auf www.jaguar-alive.ch oder ab dem 24. Januar 2013 beim JAGUAR-Fachmann auf einer Probefahrt.



Swiss Deal Prämie:
JAGUAR XF CHF 8'000.-*, XJ CHF 16'000.-*

JAGUAR-ALIVE.CH



HOW ALIVE ARE YOU?



* Abgebildete Modelle: JAGUAR XF 3.0-L-V6 S/C AWD, 340 PS, 4-Türer, CHF 73'600.- (Listenpreis: CHF 81'600.- abzüglich Swiss Deal Prämie CHF 8'000.-), Normverbrauch 9.8 l/100 km, CO₂-Emission 234 g/km, Effizienzklasse G, JAGUAR XJ 3.0-L-V6 S/C AWD, 340 PS, 4-Türer, CHF 112'000.- (Listenpreis CHF 128'000.- abzüglich Swiss Deal Prämie CHF 16'000.-), Normverbrauch 9.8 l/100 km, CO₂-Emission 234 g/km, Effizienzklasse G (Durchschnitt aller Neuwagen in der Schweiz 153 g/km). Swiss Deal: gültig vom 11.1.2012 bis auf Widerruf (Immatrikulationen in der Schweiz) auf den XF- und XJ-Modellen des Modelljahrgangs 2013, ausgenommen 2.2 Diesel und 2.0 Benziner. JAGUAR Free Service: 3 Jahre kostenlose Wartung ohne Kilometerbegrenzung, inklusive Flüssigkeiten.

Hildebrand revisited. Ein wunderschönes Beispiel dafür, wie die direkte Demokratie funktioniert. Von Roger Köppel

Alles in allem war es ein gutes Jahr. Es begann, auch dank der *Weltwoche*, mit der überraschenden Enthüllung, dass Nationalbank-Präsident Philipp Hildebrand seine intimen Kenntnisse und Machtbefugnisse in den Devisenmärkten für private Geschäfte missbraucht hatte. Da Nationalbank-Präsidenten kraft ihres Amtes und ihrer Funktion die Devisenmärkte und indirekt auch die Aktienmärkte beeinflussen können, ist es für sie absolut tabu, in diesen Märkten selber zu geschäften. Für ein Land, dessen Nationalbank-Präsident auf eigene Rechnung mit Devisen handelt, entsteht ein gefährlicher Interessenkonflikt: Ein Devisenspekulant kann nicht gleichzeitig oberster Währungshüter sein. Deshalb sind solche Handlungen überall verboten. Niemand darf an Wettbewerben teilnehmen, die er selber steuert oder zumindest massgeblich beeinflusst.

Eigentlich war es allen klar. Trotzdem taten sich nicht nur die Medien schwer, die offensichtlichen Fakten anzuerkennen. Weil ein umstrittener Politiker aus einer umstrittenen Partei in die Enthüllung der Affäre verwickelt war, stellten sich weite Teile der Öffentlichkeit, erstaunlicherweise auch der Linken, geradezu stur auf die Seite eines millionenschweren «Spekulanten». Der Skandal bestand darin, dass auch die amtlichen Aufsichtsorgane Bankrat und Bundesrat die möglicherweise sogar illegalen Sittenwidrigkeiten des obersten Währungshüters zunächst deckten. Der Fall offenbarte, wie eng die schweizerischen Führungseliten untereinander verflochten sind und wie stark politische Interessen die Wahrnehmung steuern. Was als Kultur stabiler und vertrauenssichernder Netzwerke dem Land immer wieder hervorragende Dienste leistet, erwies sich in diesem Fall als Filz ohne ausreichende *checks and balances*.

Die Causa Hildebrand zeigte allerdings auch und ebenso deutlich die Notwendigkeit einer unabhängigen, von politischer Einfluss- und Rücksichtnahme freien Presse, die es auf sich nimmt, auch unangenehme, ja ungewollte Wahrheiten auf den Tisch zu legen. Journalisten, die echte Missstände aufdecken, sind nicht vaterlandslose Nihilisten und Miesmacher. Man muss ihnen vielmehr dankbar dafür sein, dass sie ihre eigene Beliebtheit aufs Spiel setzen, um in der Diskussion auf Probleme



«Von unten nach oben.»

hinzuweisen, die gelöst werden müssen, aber nicht gesehen werden wollen.

Richtig verstandener kritischer Journalismus ist nicht ein Säurebad stets zynischer Verneinung, sondern das konstruktive Bestreben, durch das Instrument der Infragestellung und der Recherche auf der Grundlage vernünftiger Massstäbe die Zustände im Staat zu verbessern. Gute Journalisten, die sich kritisch mit ihrem Land auseinandersetzen, sind wie Ärzte, die sich am Ende für das Wohl ihrer Patienten einsetzen, was auch die Übermittlung unerfreulicher Botschaften einschliesst. Kritische Publizistik, so verstanden, setzt wie jeder ernstzunehmende Beruf Haltung und Verantwortungsbewusstsein voraus.

Die Schweiz ist nicht untergegangen durch die zum Teil heftige Kritik an einer ihrer mächtigsten und wichtigsten Institutionen. Was wurde nicht alles geschrieben und behauptet, als Nationalbank-Präsident Hildebrand, öffentlich das Gegenteil erklärend, am Ende unter Druck unfreiwillig abtreten musste. Man warf der *Weltwoche* vor, die Schweiz zu destabilisieren. Politiker forderten die Einleitung strafrechtlicher Untersuchungen deswegen, Journalisten gerieten unter den Verdacht des Landesverrats. Und heute? Die Einsicht setzte sich allmählich, wenn auch noch nicht überall durch, dass es sowohl der Schweiz wie auch der Nationalbank weitaus besser geht, wenn an ihrer Spitze keine Interessenkonflikte bestehen. Unter dem Radar der Medien zog der Bund einschneidende Lehren aus dem Fall: Der Missbrauch von Insiderwissen auch im Devisenbereich wurde auf allen Stufen explizit verboten. Der kritische Journalismus wirkte konstruktiv.

Und noch etwas ist aus der Hildebrand-Affäre gültig abzulesen: Wer sich mit den Mächtigen anlegt, wer gegen die Interessen des Establishments antritt, muss selbst in der beschaulichen Schweiz mit heftigen Angriffen rechnen. Die Politiker, die den Fall zuerst und vertraulich gegenüber den zuständigen Behörden ans Licht brachten, wurden unter mehrfacher Verletzung des Amtsgeheimnisses zwanghaft «geoutet». PR-Büros, Bundesstellen und geneigte Zeitungen wie etwa die *NZZ am Sonntag* («Blocher schwärzte Hildebrand an») spannten virtuos zusammen, um die Aufdecker der Missstände zu den eigentlichen Übeltätern zu erklären.

Es war wie in einem Justizroman von Friedrich Dürrenmatt: Man einigte sich darauf, die klar und unzweideutig erkennbare Wirklichkeit faktenwidrig umzudeuten und umzuschreiben («Konto der Frau», *NZZ am Sonntag*). Sogar die Strafjustiz spielte mit, angefeuert von der Bundespräsidentin, die in einer TV-Sendung «knallharte» Aufklärung gegen die Aufklärer gefordert hatte, nicht aber gegen den Täter. Es kam zur vollkommenen bizarren Situation, dass Hildebrand, der mit seinen Insidergeschäften sicher sittenwidrig, vielleicht illegal gehandelt hatte, bis heute von der Justiz unbehelligt blieb. Umgekehrt marschierten die Ermittler mit Rollkommandos bei den Leuten ein, die sich um die Aufdeckung der Affäre verdient gemacht hatten. Sie müssen sich noch immer mit den Staatsanwälten und den Gerichten herumschlagen.

Am Ende ist die Art, wie die Missstände bei der Nationalbank aufgedeckt wurden, typisch schweizerisch, von unten nach oben. Einem kleinen Bankangestellten fallen Verfehlungen eines mächtigen Schweizers auf. Er geht zu einem befreundeten Thurgauer Lokalpolitiker. Die beiden wenden sich an einen landesweit bekannten Nationalrat, der die Sache vertraulich und korrekt der Regierung mitteilt. Als die Behörden die Angelegenheit unter den Teppich kehren wollen, finden die Informationen den Weg an die Presse, wobei sich die meisten Organe, es geht ja um den blendenden «Rockstar» seiner Zunft, taub stellen. Schliesslich lässt sich die Angelegenheit nicht mehr unter dem Deckel halten, Transparenz bricht herein, die Vertuscher krebzen zurück, der hohe Funktionär muss gehen.

Der Thurgauer Lokalpolitiker Hermann Lei und sein Schulfreund, der bei der Bank arbeitete, sind die beiden Helden des Alltags in dieser Affäre um Machtmissbrauch und amtliche Vertuschung. Der Fall Hildebrand ist trotz allen Abgründen am Ende ein wunderbares Beispiel dafür, wie die direkte Demokratie in der Schweiz funktioniert. Nicht die Elite ist entscheidend. Am Ende kommt es auf die Wachsamkeit des gewöhnlichen Bürgers an.



Flitterwochen verschoben: Nicola Spirig. Seite 58



«Suchen ist nicht wolzig»: Abt Werlen. Seite 54



Kein Geld vom Bund: Markus Imhoof. Seite 88



«Ich brauche das»: Harald Schmidt. Seite 72

Kommentare, Analysen & Hintergrund

5 Editorial

11 Kommentar 2012 war grossartig

11 Im Auge Lisa Perrotti-Brown, Weinase

12 Forschung Die Zweifel des Uno-Klimarats

12 Bundeshaus Asyl-Rekord

14 Nachruf Lisa Della Casa, Opernsängerin

14 Personenkontrolle Jenny, Bieri, Ambühl, Widmer-Schlumpf, Mader, Perrenoud, Conti

16 Goldene Fallschirme für Politiker

Stadtpräsidenten: Hohe Löhne sind längst noch nicht alles

18 Zwischen 0,5 und 1,5 Prozent Wachstum

Wie wird 2013? Zehn prominente Ökonomen zu den Chancen und Risiken des kommenden Jahres

20 Finanzplatz Finanzmarktgesetze treffen die Bankkunden

23 Medizin Regulierungswut in der Onkologie

24 Italien Berlusconis Rücktritt vom Rücktritt

26 Die Deutschen Für den Frieden

26 Wirtschaft Die Nachteile der Windenergie

29 Ausland 2012 fand die Welt nicht aus der Krise

30 Mörgeli Und es ward nicht Licht

30 Bodenmann Wir Alpen-Dummies

33 Medien Willkommen auf Ess-Err-Eff

33 Kostenkontrolle 210 000 Franken für einen Sexblog

34 Leserbriefe / Darf man das?

36 Interview-Sonderheft: Wir sind 2012

38 «Ich will ein <Britzerland> schaffen»

Londons Bürgermeister Boris Johnson rechnet mit der EU ab

42 «Ich kusche einfach nicht»

Unternehmer Peter Spuhler über Politik und die SVP

45 «Alle ändern setzen auf den Staat»

Wer ist Deutschlands Vizekanzler Philipp Rösler?

48 «Darbellay ärgert sich jedes Mal»

Der Humor von Philippe Becquelin alias Mix & Remix

50 «Ohne Gewinne läuft nichts»

Model Xenia Tchoumitcheva über Frauen und Geld

52 «Den Franken gibt es noch lange»

Der Berner Professor Ernst Baltensperger über Währungen

54 «Dann verraten wir das Evangelium»

Abt Martin von Einsiedeln und die katholische Kirche

58 «Ich wusste, ich war die Fitteste»

Triathletin Nicola Spirig nach ihrem Olympiasieg

60 «Die Schweiz macht nichts falsch»

Migrations-Chef Mario Gattikers «spannende Aufgabe»

63 Yanick Sgaga Ein Schweizer auf der «Costa Concordia»

64 «Im falschen Film»

SP-Fraktionschef Andy Tschümperlin über jüngste Erfolge

66 «Einen K. o. kann man nicht planen»

Die Philosophie von Box-Weltmeister Wladimir Klitschko

jura

*»Ich bewundere
Extravaganz,
wenn so viel Intelligenz
dahintersteckt.«*



SWISS  MADE

Ein stets perfektes Kaffeeresultat, intuitive Bedienung, individuelle Programmierung und ein grosses Farbdisplay: Die neue IMPRESSA Z9 One Touch TFT verwöhnt auch anspruchsvollste Kaffeeliebhaber wie Roger Federer auf geschmackvolle Weise mit Qualität und Souveränität. Die sorgfältige Verarbeitung und modernste Technologien lassen keine Zweifel: Die IMPRESSA Z9 steht für unverfälschten Genuss der zahlreichen wählbaren Kaffeespezialitäten, welche sie auf Wunsch auch gerne mit extrazartem Milchschaum krönt. JURA – If you love coffee.

JURA Elektroapparate AG, Kaffeeweltstrasse 10, 4626 Niederbuchsiten – www.jura.com



Frau am Herd: Tanja Grandits. Seite 94



«Vom Typ her preussisch»: Philipp Rösler. Seite 45

69 «Er hat einfach <Thanks!> gesagt»

Harper Reed, das technische Genie hinter Barack Obamas zweitem Wahlsieg

72 «Ich brauche den Wind von vorn»

Late-Night-Moderator Harald Schmidt über sich und das letzte Jahr

76 «Ich war endlos überfordert»

Popstar Stefanie Heinzmann, fünf Jahre nach ihrem Sieg bei einer Castingshow

78 Giuseppe Cipriani Der Unternehmer und die glanzvollsten Restaurants der Welt

80 Marie-Gabrielle Ineichen-Fleisch Die Seco-Chefin zum Wirtschaftsjahr 2013

82 «Mein Begräbnis wird lustig»

Der legendäre Schock-Rocker Alice Cooper über Alkohol, Presley und Dylan

85 Elif Erisik Die Joiz-Programmmchefin über die Jugend von heute

86 «Früher fing Erotik bei der Ferse an»

Zürichs neuer Ballett-Direktor Christian Spuck widerspricht allen Klischees

88 Markus Imhoof Der Regisseur über Hollywood und seinen Jugendfreund Blocher

92 Elsbeth Stern Die Intelligenzforscherin über falsche Schlüsse aus IQ-Tests

94 Tanja Grandits Wie die beste Köchin der Schweiz alles unter einen Hut bringt

96 Susanne Leuenberger Die Religionswissenschaftlerin über Schweizer Konvertiten

98 Efraim Halevy Die Ansichten des Ex-Chefs des israelischen Geheimdienstes

100 Ueli Graf Der Direktor der Justizvollzugsanstalt Pöschwies geht in Pension

101 Gökhan Inler Der erfolgreiche Schweizer Fussballer über seine türkischen Wurzeln

102 «Meine Feen sind wild»

Der 19-jährige Stefan Bachmann hat seinen ersten Fantasy-Roman veröffentlicht

105 MvH Mein Ende

105 Gesellschaft Was sagen zu Newtown?

106 Hochzeit «Bachelor»Lorenzo Leutenegger und «Cam» Corinne Antigone Müller

Autoren in dieser Ausgabe

Dirk Schümer



Der Autor lebte mehrere Jahre in Venedig, wo er unter anderem als Kulturkorrespondent für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* tätig war. Für die *Weltwoche* schreibt er über den Ex-Premier Silvio Berlusconi, der kurz nach seinem endgültigen Rücktritt ein weiteres Comeback ankündigte. Seite 24

Peter Rothenbühler



Aufgewachsen in Biel, ist der Journalist sowohl in der Roman- die wie auch in der Deutschschweiz zu Hause. Für diese Ausgabe hat der frühere Chefredaktor von *Sonntagsblick*, *Schweizer Illustrierte* und *Le Matin* den Karikaturisten Philippe Becquelin alias Mix & Remix interviewt. Seite 48

Schweizerzeit

Das Wort zur Woche:

EU-Beitritt

Wer jetzt der EU
beitreten will, gibt
die Schweiz der
Ausplünderung preis.

«Schweizerzeit» –
damit das gesagt wird,
was nicht ungesagt
bleiben darf.

Gratis-Probenummern:
«Schweizerzeit»

Postfach 23, 8416 Flaach

Tel. 052-301 31 00

Fax 052-301 31 03

abonnement@schweizerzeit.ch

www.schweizerzeit.ch



CERTINA
s w i s s t i m e m a k e r 1 8 8 8

GRACEFUL & MYSTERIOUS
Precisely you ...

DS PODIUM Lady

Saphirglas •

Wasserdicht bis zu einem Druck von 10 Bar (100 m) •

Edelstahl • **Swiss Made**

WWW.CERTINA.COM



Der Weg nach oben hat noch nie so viel Spass gemacht.

Der neue CLS Shooting Brake mit 4MATIC.
Dem permanenten Allradantrieb mit elektronischem Traktionssystem.

Entdecken Sie die Faszination des neuen CLS Shooting Brake mit 4MATIC. Der permanente Allradantrieb von Mercedes-Benz ermöglicht selbst bei widrigen Fahrbahnzuständen eine dynamische, komfortable und sichere Fahrt. Erleben Sie die Vorteile der 4MATIC-Modelle bei Ihrem Mercedes-Benz Partner oder unter www.mercedes-benz.ch/4matic



Gute Nachrichten

Von Philipp Gut — Das Londoner Magazin *The Spectator* erklärt 2012 zum «grossartigsten Jahr der Weltgeschichte». Britische Exzentrik? Nein, Tatsache.



Fulminante Wohlstandsexplosion.

Es mag sich nicht so anfühlen, aber «2012 war das grossartigste Jahr der Weltgeschichte». Die Bilanz, die der Londoner *Spectator* kürzlich zum Jahresende vorlegte, ist weder überzogen noch zynisch, noch sind die Autoren der urteilstrübenden Wirkung eines vorgezogenen Weihnachtsapéros erlegen. Die exzentrischen Briten haben recht.

Die Schauplätze der *bad news* sind bekannt: von der Euro-Zone bis nach Syrien, von Mali bis zum Iran. Wohin das Auge reicht: Krisen, Kriege, Kollapse. Leicht vergessen geht dabei: Den meisten Menschen geht es besser als je zuvor. Die Evidenz der Zahlen und Statistiken ist eindrücklich.

Die weltweite Armut nimmt in Geschwindigkeit ab. 1990 rief die Uno das Ziel aus, die Zahl armer Menschen bis ins Jahr 2015 halbieren zu wollen. Erreicht wurde der ehrgeizige Plan bereits 2008. Wie rasant die Entwicklung vor sich geht, zeigt ein Blick zurück: Noch 1980 musste die Hälfte der Weltbevölkerung mit weniger als 1.25 Dollar täglich auskommen (Armutsdefinition der Weltbank). Heute sind es nur noch gut zwanzig Prozent.

Kriege, Seuchen, Krankheiten fordern immer weniger Tote. Noch in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts fielen jedes Jahr mehr als 65 000 Menschen kriegerischen Handlungen zum Opfer. Im vergangenen Jahrzehnt waren

es nicht einmal mehr 2000 – eine Verringerung um das Dreissigfache.

Die Kindersterblichkeit hat sich seit 1990 in weiten Teilen der Welt um rund fünfzig Prozent reduziert. Selbst im notorisch gebeutelten Schwarzafrika ging sie um einen Fünftel zurück. Dank medizinischer Forschung und innovativer Medikamente haben Krankheiten und Seuchen wie Aids oder Malaria viel von ihrem lebensbedrohenden Schrecken eingebüsst. Die Zahl der weltweiten Malariaopfer fiel in nur einem Jahrzehnt um einen Fünftel.

Die Kraft der Märkte

Die Menschen leben nicht nur besser, sie leben auch länger. 1950 erreichten Schweizer Männer im Durchschnitt nur wenig mehr als das Pensionsalter. Heute werden sie über achtzig Jahre alt, die von Schicksal und Selbstdisziplin begünstigten Frauen gar 84,5 Jahre. Die erfreuliche Entwicklung greift über die hochentwickelten Industriestaaten hinaus: Die Afrikaner leben heute fünf Jahre länger als noch 2002.

Good news gibt es auch von der Umweltfront. Die Erderwärmung fällt, wie der neueste Bericht des Weltklimarats zeigt (siehe S. 12), geringer aus als erwartet. Der Ausstoss von fossilen Brennstoffen ist in den reichsten Volkswirtschaften in den letzten sieben Jahren trotz Wachstum um 4 Prozent gesunken.

Und die Aussichten bleiben gut: Das viel beschworene Ende des Ölzeitalters ist dank neuer Funde und Fördermethoden in weite Ferne gerückt. Die Schäden von Umweltkatastrophen, etwa von Stürmen, sind nicht naturgegeben; sie lassen sich mit steigendem Wohlstand und entwickelter Technik erheblich mindern. Ein Wirbelsturm fordert in Bangladesch ungleich mehr Opfer als in New York. In fünfzig Jahren wird Bangladesch aller Voraussicht nach auf einem ganz anderen Niveau sein als heute. Und folglich weniger unter Umwelteinflüssen zu leiden haben.

Der unwiderstehliche Trend zum Besseren – woher rührt er? Verdankt er sich den Appellen der Uno oder der vorausschauenden Lenkung kluger Politik?

Wohl kaum. Die Macht, die – frei nach Goethe – das Gute zwar nicht will, aber es unablässig schafft, heisst Kapitalismus. Die Kraft der Märkte und des freien Wettbewerbs hat zu jener fulminanten Wohlstandsexplosion geführt, die das Jahr 2012 zum bisher besten der Geschichte machte.

Die Versuchspäpstin



Lisa Perrotti-Brown, Weinnase.

Der Papst tritt ab, sehr ungewöhnlich. Mit 65 hat der amerikanische Weinexperte Robert M. Parker Jr., der mit den nach ihm benannten Punkten als geschmacksrichterliches Orakel das globale Geschäft vorbestimmt und terrorisiert, drei Viertel der Anteile an seinem Newsletter *The Wine Advocate* für 15 Millionen Dollar an bislang unbekannte Investoren in Singapur verkauft.

Und noch erstaunlicher: Seine Nachfolge als künftige Chefredaktorin tritt eine Frau an.

Um Päpstin zu werden, dreissig Jahre nachdem Esther Vilar das in einem Theaterstück vorausgesehen hatte – allerdings für den Vatikan –, hat Lisa Perrotti, geborene Brown im vergessenen Weinjahr 1967, zuerst am Colby College in Maine englische Literatur studiert. Dann ging die Amerikanerin nach London und versuchte sich selber als Theaterautorin, aber in diesem Hungerberuf kam ihr das Angebot eines Freundes, in einer Weinbar zu arbeiten, sehr gelegen. Das Einschenken und Beschnupern von Gläsern war ihr Erweckungserlebnis. Bald war sie Managerin des Lokals, wechselte zu Londons ältestem Weinhändler, schulte sich in Marketing und Weinbau und zog 2002 mit ihrem Mann, einem Banker, nach Tokio, wo sie Japans grösste Weinimportfirma aufzog. Sie erwarb den hochgehängten Titel Master of Wine und fiel dem Papst ins Auge: Parker schickte die hochsensitive Degustatorin auf Schluck- und Probiertour nach Australien und Neuseeland. Denn Parkers Allwissen ist ebenso ein Mythos wie seine Unfehlbarkeit: Der Jurist, der sich ursprünglich als Konsumentenschützer wie der Verbraucherschutzanwalt Ralph Nader verstand, beschäftigt mittlerweile ein halbes Dutzend Tester rund um den Erdball, und dass sein Mann in Spanien überhöhte Punktzahlen verteilte, hat ihm schwer geschadet.

Lisa Perrotti-Brown will von ihrem Bürositz in Singapur aus die asiatischen Märkte «parke-risieren». Und wie Esther Vilars Bühnen-Pontifexin bei ihren Ansprachen dauernd von Werbespots unterbrochen wird, lässt die Weinpäpstin in der Notenbibel erstmals Inserate drucken.

Peter Hartmann

Klimaleugner

Von Markus Schär — Der Uno-Klimarat stellt seine eigenen Aussagen in Frage.

So sieht die globale Erwärmung aus», trompeteten die Klima-Alarmisten, als in den USA im Sommer Dürre herrschte und im Oktober der Sturm «Sandy» tobte. Am lautesten eiferte der Nasa-Forscher James Hansen: Er gilt als Vater der Theorie, dass das menschengemachte CO₂ zur Klimakatastrophe führe, seit er 1988 am heissesten Sommertag den US-Senat warnte, die Temperaturen könnten bis 2020 um gegen zwei Grad hochschnellen. Die Apokalyptiker schrien die Skeptiker nieder, die darauf hinwiesen, dass die globale Temperatur seit sechzehn Jahren nicht mehr steigt: Die (angeblich) immer häufigeren Dürren und Stürme können nur von der Klimaerwärmung kommen. Ende der Diskussion.

Alles falsch, stellt jetzt die unfehlbare höchste Autorität der Klimaforschung fest. Der Uno-Klimarat, das Intergovernmental Panel on Climate Change IPCC, gibt nächstes Jahr seinen fünften Bericht heraus – zuerst, wie immer, die alarmierende Zusammenfassung für die Politiker, lange danach, wenn sich in den Medien niemand mehr dafür interessiert, die wissenschaftlichen Grundlagen mit ihren Subtilitäten und Kautelen. Bis Ende November zirkulierte der Entwurf des Berichts bei den Gutachtern, und einer von ihnen stellte letzte Woche das Dokument auf das Netz. Schliesslich sagt IPCC-Chef Rajendra Pachauri stets: «Es gibt keinen transparenteren Prozess als das Erarbeiten der IPCC-Reports.» Der Klimarat verwahrte sich aber per Communiqué gegen so viel Transparenz, denn sie störe den Prozess.

Dieser ging bisher so: Die Experten sichten die Kritik und die Korrekturen der Gutachter, die Redaktoren – die häufig nicht zu den Topwissenschaftlern zählen, wie der IPCC behauptet, sondern als Umweltaktivisten arbeiten – schrieben die Berichte. Dank dem Leck erfuhr die Öffentlichkeit aber jetzt, was an Aufsehenerregendem im Entwurf steht: Bei den Dürren, den Überflutungen und den Wirbelstürmen lässt sich kein Trend erkennen; es kann also keine Rede davon sein, dass ihre Zahl wegen der Klimaerwärmung stetig zunimmt. Und die globale Temperatur liegt seit Jahren unter den tiefsten Werten, die die vier IPCC-Berichte seit 1990 voraussagten – statt um 1,5 Grad, wie James Hansen einst warnte, erwärmte sich die Erde bisher um weniger als 0,5 Grad. Eigentlich, meinte ein Kommentator auf dem Blog «Watts up with That», müssten also Leute wie er als «Klimaleugner» gelten.

Asyl-Rekord

Von Peter Keller — Wie das Bundesamt für Migration negative Schlagzeilen vermeidet: Die Medienmitteilungen des letzten Jahres.

Im Monatsrhythmus gibt das Bundesamt für Migration (BfM) seine neuen Asylzahlen bekannt. Dabei zeigt sich die Kommunikationsabteilung ziemlich einfallsreich in der Umgehung negativer Schlagzeilen. Wie zum Beispiel in der bisher letzten Medienmitteilung vom 11. Dezember 2012: «Asylstatistik November 2012: Weniger Gesuche, mehr Erledigungen» – Anlass zur Hoffnung? Trendwende in Sicht? Nix da. Wer weiterlas, erfuhr, dass gerade einmal 31 Gesuche weniger gestellt wurden als im Vormonat. Eine Miniabweichung ohne Aussagekraft.

Schon 2011 stiegen die Asylgesuche markant an: um rund 45 Prozent auf 22 551. Eine Verdoppelung gegenüber den Werten, die der frühere Justizminister Christoph Blocher (SVP) ausgewiesen hatte: Er senkte die Zahlen auf jährlich rund 11 000 Gesuche (2005 bis 2007). Wie 2011 hielt auch im zweiten Simonetta-Sommaruga-Jahr der Asylzulauf unvermindert an. Allerdings vermeidet das ihr unterstellte Bundesamt für Migration möglichst jeden Hinweis auf die Zunahme und schreibt: «Über 2600 Asylgesuche im Januar 2012» – eigentlich ein neuer Höchststand. Dafür jubiliert das BfM im Monat darauf: «Weniger Asylgesuche im Februar 2012». Aufschlussreicher wäre der Vergleich mit dem Vorjahresmonat: im Februar 2011 wurden 1262 Gesuche regist-



Rekordjahr: Justizministerin Sommaruga.

riert. Das waren rund tausend weniger als in diesem Jahr.

Im April 2012 veröffentlicht das BfM die ersten Quartalszahlen: «Weiterhin hohe Asylgesuchszahlen». Eine ziemlich beschönigende Formulierung. Die Schweiz hatte zwischen Januar und März gut 63 Prozent mehr Asylgesuche zu verzeichnen als im Vorjahreszeitraum. Offenbar wollte das BfM nicht unnötig Öl ins Feuer giessen. In der Sommersession hatte Simonetta Sommaruga (SP) gegen die von ihr und ihrer Partei bekämpften Asylverschärfungen anzutreten. Insofern kam der EJPD-Chefin auch die Medienmitteilung vom 7. Juni entgegen: «Rückgang der Asylgesuche im Mai 2012» – allerdings um magere vier Prozent.

Kreative Ablenkung

«2. Quartal 2012: Mehr Asylgesuche, aber auch mehr Ausreisen». Von April bis Juni bleiben die Zahlen weiterhin sehr hoch: 7250 Personen (oder 34 Prozent mehr als im Vorjahr) bewarben sich um Asyl in der Schweiz. Das BfM verweist nicht ohne Stolz auf die höhere Zahl von Ausreisen. Was aber zählt, sind die Nettoergebnisse: Hier zeigt sich, dass der Bestand der hängigen Gesuche gegenüber dem Vorquartal um 11,4 Prozent gestiegen ist.

Ende Sommerferien wird die Juli-Statistik bekannt gegeben. Titel der Medienmitteilung: «Zahl der Asylgesuche bleibt hoch» – was wieder einer Verharmlosung gleichkommt: Die 2789 neuen Asylgesuche sind ein neuer Jahreshöchststand. Für den August hat sich das BfM eine weitere kreative Ablenkung ausgedacht: «Weniger Asylgesuche aus Tunesien und Eritrea, Situation bleibt aber angespannt.» Mit 2788 eingereichten Asylgesuchen liegt die Zahl um ein einziges Gesuch tiefer als im Rekordvormonat. Die grösste Gruppe Asylbewerber stammt aus den Nachfolgestaaten Ex-Jugoslawiens und gehört mehrheitlich der Volksgruppe der Roma an.

Insgesamt stellen im dritten Quartal 7830 Personen ein Asylgesuch. Damit sind bereits nach neun Monaten die Rekordwerte von 2011 erreicht. «Asylstatistik Oktober 2012: Praxisänderung bei Dublin-Mehrfachgesuchen zeigt Wirkung» – ohne aber die Lage insgesamt markant zu verbessern. Auch im Oktober werden über 2400 neue Gesuche eingereicht. Im November kommen nochmals 2376 Asylbewerber ins Land. Man kann gespannt sein, wie das BfM das zweite Rekordjahr in Folge schönrechnet.

Für jede einzelne Woche im Jahr.



Die Patravi Calendar ist die erste Uhr in rundem Gehäuse, welche mit dem Manufakturwerk von Carl F. Bucherer ausgestattet ist. Das Funktionsmodul CFB A1004, die peripher gelagerte Schwungmasse, der Mechanismus zur Grossdatumschaltung sowie die Wochenanzeige beweisen: Die Patravi Calendar verkörpert den perfekten Zeitmesser für Ästheten und Technikfreunde.

www.carl-f-bucherer.com



CARL F. BUCHERER

FINE SWISS WATCHMAKING

BUCHERER Geschäfte **Basel**, Freie Strasse 40, T 061 261 40 00, **Bern**, Marktgasse 2, T 031 328 90 90, **Davos**, Promenade 69, T 081 410 00 50, **Genf**, 45, Rue du Rhône, T 022 319 62 66, 22, Rue du Mont-Blanc, T 022 732 72 16, **Interlaken**, Höheweg 43, T 033 826 02 02, **Lausanne**, Rue de Bourg, T 021 312 36 12, **Locarno**, Piazza Grande, T 091 751 86 48, **Lugano**, Via Nassa 56, T 091 923 14 24, **Luzern**, Schwanenplatz 5, T 041 369 77 00, **St. Gallen**, Multergasse 15, T 071 222 02 22, **St. Moritz**, Via Maistra 17, T 081 833 31 03, **Zermatt**, Bahnhofstrasse 6, T 027 967 53 53, **Zürich**, Bahnhofstrasse 50, T 044 211 26 35, **Zürich Flughafen**, Airside Center, T 044 800 85 40, **KURZ** Geschäfte **Basel**, Freie Strasse 39, T 061 269 60 60, **Luzern**, Weggisgasse 25, T 041 419 40 20, **Zürich**, Bahnhofstrasse 80, T 044 219 77 77 und **SWISS LION** Geschäfte **Engelberg**, Titlis, T 041 372 10 90, **Luzern**, Löwenplatz 11, T 041 410 61 81.

Nachruf



«So schön»: Opernsängerin Della Casa.

Lisa Della Casa (1919–2012) — Sängermymen sind dazu da, hinterfragt zu werden. Lisa Della Casas hochverklärte, weltweit umjubelte Kunst kannte schon früh Kritiker. «Sie ist ja nur berühmt, weil sie so schön ist!», zischelte es von den Logen. Doch was für die äusseren Werte gilt, bewahrt sich auch für die inneren – die Stimme: Die Moden ändern sich. Nur die Décolletés bleiben gleich. Ihr Äusseres brachte die am 2. Februar 1919 in Burgdorf geborene Della Casa vorerst zum Film: In «Füsilier Wipf» spielte sie 1938 das Vreneli. Drei Jahre später gab sie in Solothurn ihr Operndebüt. Von Zürich aus ging's via Salzburg in die Opernwelt, doch schon 1974 sagte sie dieser adieu. Lisa Della Casa schien sich ihres Kinderkosenamens «Stusi» (eine Abkürzung von «stuure Siech») erinnert zu haben. Fortan lebte sie zurückgezogen auf Schloss Gottlieben am Bodensee.

Wer ein Ohr für einen auch in höchsten Lagen reinen Ton hat, für ruhige und korrekte Gestaltung, ein Faible für die silberne Schönheit eines Klangs, den wird Lisa Della Casa ewig bezaubern, auch wenn heute anders gesungen wird. Della Casa leistete einen kühlen Dienst am Apollinischen. In den Traumfiguren von Richard Strauss' Opern lebte sie sich aus. Und dann steht da monumental in jeder LP-Sammlung ihre Aufnahme von Strauss' «Vier letzten Liedern» (Decca 1953). Den zweitletzten Vers, «Wie sind wir wandermüde», singt Della Casa mit Bedrücktheit und Schwere, um dann im letzten, «Ist das etwa der Tod?», ernst ins Jenseits zu gleiten. Sie ist kurz vor Weihnachten in Münsterlingen gestorben. *Christian Berzins*

Personenkontrolle

Jenny, Bieri, Ambühl, Widmer-Schlumpf, Mader, Perrenoud, Conti

Je zahlreicher die Lobbys, die einen Ständerat ernähren, umso vehementer weigert sich dieser, sein Stimmverhalten öffentlich zu machen. Als nach dem Zähldebakel **This Jenny** (SVP, GL) seinen zuvor gescheiterten Antrag reaktivierte, mit einem elektronischen System Transparenz und Sicherheit zu garantieren, wurde er am massivsten vom Zuger CVP-Mann **Peter Bieri** attackiert. Multi-Mandatsträger Bieri, der allein von den SBB 140 000 Franken garniert und auch aus diversen anderen (zum Teil öffentlichen) Kassen bedient wird, will unter allen Umständen verhindern, dass seine Geldgeber und Kantonsleute erfahren, wie er



Diener seiner Lobbys: CVP-Ständerat Bieri.

im Geflecht seiner Interessen sich dann tatsächlich entscheidet. Jenny konterte Bieris Angriff mit der Bemerkung, von einem, der nur Diener seiner Lobbys sei und so rund 200 000 Franken kassiere, lasse er sich sicher nichts vorschreiben: «Wenn du nicht im Ständerat sitzen könntest, wärest du ja arbeitslos!» (*upe*)

Für die fünfzig grössten Schweizer Banken hat das gescheiterte Steuerabkommen mit Deutschland, das **Eveline Widmer-Schlumpf** (BDP) und Staatssekretär **Michael Ambühl** forciert haben, schmerzhaft Folgen. Diese Geldinstitute hatten unter grossem Druck sämtliche deutschen Kunden mit sämtlichen Details ihrer Vermögenswerte (Konten, Depots, Beteiligungen, Edelmetalle et cetera) zu erfassen und diese Daten einem Verein zur Umsetzung des Abkommens zu melden. Zwar machen die einzelnen Banken keine Angaben über ihre eigenen Aufwendungen; auch **Thomas Sutter**, Sprecher der Schweizerischen Bankiervereinigung, schweigt zu den Kosten des Flops. Die Zürcher Kantonalbank (ZKB) hat freundlicherweise für die *Weltwoche* die Auslagen beziffert, die durch das gescheiterte Steuerabkommen für die gesamte Branche entstanden sind: 500 Millionen Franken. Eine Rückerstattung ist nicht vorgesehen. (*upe*)



Teurer Flop: Bundesrätin Widmer-Schlumpf.

Dass sich die *Weltwoche* erfrechte, zeitgeistige Irrlehren und Modetrends an hiesigen Universitäten kritisch zu beleuchten, gefällt der Obrigkeit gar nicht. Der Regierungsrat des Kantons Basel-Stadt «verurteilt», gezeichnet von Vizepräsident **Carlo Conti** (CVP), die ungebetene Kritik von unten. Nachdem er sich auf zwei Seiten darüber ausgelassen hat, hält der Regierungsrat fest, er möchte es «vermeiden, dem Vorstoss der *Weltwoche* mit Interventionen seinerseits weiteres Gewicht zu geben, ihn damit zu überhöhen und die Kampagne unnötig zu verlängern». (*gut*)

Die Wirrungen um die Berner psychiatrische Klinik «Waldau» sorgen Woche für Woche aufs Neue für ein Schütteln der Köpfe. So hat die bereits seit Oktober abwesende und dann krankgeschriebene administrative «Waldau»-Chefin **Regula Mader** (SP) per Ende November von ihrem Vorgesetzten, SP-Regierungsrat **Philippe Perrenoud**, ein Zwischenzeugnis erhalten. Am Dokument irritiert nicht nur der Zeitpunkt mitten in der Krankheit, sondern auch der überaus wohlwollende innerparteiliche Ton, der das mehrfache Scheitern der resoluten, aber nicht so starken Frau kontrastiert. Besorgte Beobachter der nebulösen Vorgänge befürchten, dass Mader sich mit dem Attest ihren Verbleib in der Klinik oder zumindest eine grosszügige Abgangsentschädigung sichern will. Ebenso hartnäckig hält die falsche «Waldau»-Professorin **Indira Lütolf-Junicic** sich auf der Lohnliste. Die Titelschwindlerin, die vom Regierungsrat noch immer geschont wird, hat sich mit ihrer Burnout-Flucht in eine andere Berner Klinik unangreifbar gemacht. (*upe*)



Nebulös: SP-Regierungsrat Perrenoud.



Hier erfahren Sie mehr: Telefon 0840 356 911.

Investieren Sie in bleibende Werte: Ihre Träume.

Die Panamera Platinum Edition.

Träume haben Konjunktur. Beim Panamera veredeln wir deshalb die automobiler Oberklasse mit einer besonders emotionalen Wertanlage: der Panamera Platinum Edition. Mit erweiterter Serienausstattung, mit eigenständigen Designdetails und mit einem Preis, der den sportlichen Vergleich nicht scheuen muss. Unter www.porsche.ch/panamera-platinum-d erfahren Sie mehr.



PORSCHE

Goldene Fallschirme

Von Christoph Landolt — Ein hohes Gehalt ist nur eine der Annehmlichkeiten, die Schweizer Lokalpolitiker geniessen. Hinzu kommen Spesenpauschalen und Abgangsentschädigungen.



Mehr als in Bern: Köniz-Präsident Mentha.



Maximal 1,2 Mio.: Zürcher Präsidentin Mauch.



Grosszügige Regelung: Basels Präsident Morin.

Thomas Müller fühlt sich ungerecht behandelt. Der Rorschacher Stadtpräsident und SVP-Nationalrat wurde von der *Weltwoche* (Nr. 50/12) als «teuerster Stadtpräsident der Schweiz» bezeichnet. Das sei unfair, meint Müller. Die Präsidenten kleiner Gemeinden kosteten pro Bürger weit mehr als die Fr. 24.24, die für ihn gelten. «Der Durchschnitt der Nationalratsentschädigung ist höher als das, was ich bekomme. Nach Abzug meiner Ausgaben bleiben mir insgesamt vielleicht 220 000 Franken.»

Die letzte *Weltwoche*-Titelgeschichte hat nicht nur am Bodensee zu reden gegeben. In Solothurn löste das Einkommen von Stadtpräsident Kurt Fluri (FDP) auch Diskussionen aus. Fluri, der dank Nationalratsmandat und Verwaltungsratsposten insgesamt 378 945 Franken anhäuft, hält diese Diskussionen für den «Ausdruck einer Neidkultur». Fluri rechtfertigte seine Bezüge damit, dass er 200 Prozent arbeite, sein Nationalratsmandat das Hauptamt als Stadtpräsident somit nicht tangiere.

Eine solche Ämterkumulation strebt auch Geri Müller an, grüner Nationalrat und Vizeammann von Baden AG. Müller will, wenn er am 13. Januar zum Stadtammann gewählt wird, Nationalrat bleiben. Er stiege damit in den Olymp der bestbezahlten Politiker auf: Zu seinem Stadtpräsidenten-Grundlohn von gut

265 000 Franken kämen 20 000 Franken Nationalrats-Entschädigung (den Rest müsste er abgeben) sowie die Spesenpauschale von durchschnittlich 56 243 Franken. Macht 341 000 Franken. Wenn die Badener Wähler wollen, ist der alternativ angehauchte Müller bald der am neuntbesten bezahlte Politiker der Schweiz.

Wer als Politiker ein fürstliches Salär anstrebt, muss aber nicht zwingend Stadtpräsident werden – je nach Stadt tut es auch ein subalternes Exekutivamt, kombiniert mit einem Nationalratsmandat. Der Waadtländer FDP-Nationalrat Olivier Français ist hauptberuflich Bauchef in der Exekutive von Lausanne – ein Vollamt, das mit 247 947 Franken entschädigt wird. Von seinen Bezügen als Parlamentarier muss Français rund die Hälfte abgeben, bleiben brutto also insgesamt 317 886 Franken. Er ist der fünfte Lokalpolitiker, der zum 300 000er-Klub gehört. Die BDP-Nationalrätin und Vize-Stadtpräsidentin von Thun Ursula Haller bleibt mit rund 296 000 Franken pro Jahr knapp unter der 300 000er-Marke.

Lohnanspruch bis zur Pension

Reine Einkommensvergleiche greifen jedoch zu kurz. Sie täuschen darüber hinweg, dass der Lohn in vielen Städten nur Teil eines umfassenden Pakets von Annehmlichkeiten ist, das

den Stadtpolitikern zugutekommt. Hinzu kommen Spesenpauschalen, die mitunter so hoch sind, dass sie Lohncharakter haben: Alexander Tschäppät erhält zusätzlich zu den Nationalratsspesen (56 243 Franken) auch von der Stadt Bern pauschal 16 000 Franken. Carlo Parolari (FDP), der Stadtammann von Frauenfeld (23 298 Einwohner), erhält eine Spesenpauschale von 17 000 Franken.

Nicht berücksichtigt werden in Einkommensvergleichen auch Abgangsentschädigungen. Goldene Fallschirme, wie sie Topkader in der Privatwirtschaft erhalten, gibt es auch in vielen Städten – mit dem Unterschied, dass sie bei Politikern nicht kritisiert werden.

Die *Berner Zeitung* hat letzte Woche die verschiedenen Regelungen in der Agglomeration Bern recherchiert. Beispiel Köniz: Stadtpräsident Luc Mentha erhält, hochgerechnet auf ein 100-Prozent-Pensum, nicht nur einen höheren Lohn als sein Amtskollege aus der viermal grösseren Nachbarstadt Bern. Wenn Mentha per Ende 2013 mit 61 Jahren zurücktritt, bekommt er fortan eine Abgangsentschädigung von 55 Prozent seines jetzigen Lohns. Bis der SP-Politiker das ordentliche Pensionsalter erreicht hat, summiert sich dieser Betrag bis auf 450 000 Franken.

Einen goldenen Fallschirm erhält auch Hans-Rudolf Saxer, Gemeindepräsident von

Muri. Der FDP-Politiker tritt in wenigen Tagen ab. Saxer, 58-jährig, geht nicht zu früh. Ab 58 erhalten abtretende Gemeindepräsidenten, je nach Amtsjahren, 40 bis 60 Prozent ihres Lohnes. Saxer bekommt bis zum AHV-Alter 89 000 Franken pro Jahr. Ostermündigen, eine andere Nachbarstadt von Bern, bezahlt ab zwölf Amtsjahren 106 000 Franken pro Jahr. Ein paar Kilometer nördlich, in Zollikofen, bezahlt die Gemeinde 40 Prozent des letzten Bruttolohns, rund 66 000 Franken.

Wie der Personalchef von Thun auf Anfrage erklärt, hat auch die Berner Oberländer Stadt ein Modell, das «fair, transparent und gerecht» ist: Wer auch nur ein Jahr in der Exekutive sitzt, hat nach dem Ausscheiden Anspruch auf sechs bis zwölf Monatslöhne. Wer lange dabei ist, darf auch dauerhaft 55 Prozent des letzten Lohns beziehen.

Grosszügige Regelungen gibt es nicht nur im Kanton Bern. Wenn Guy Morin, der Regierungspräsident von Basel-Stadt, nach zwölf Jahren im Gremium zurücktritt, darf er sich über ein Ruhegehalt von 201 500 Franken freuen. Die Stadträte von St. Gallen bekommen nach zwölf Amtsjahren 60 Prozent, was im Falle des Stadtpräsidenten 162 000 Franken pro Jahr entspricht. Und die Stadträte von Chur erhalten nach ihrem Abgang bis zu 48 Prozent des Lohns, insgesamt

gut 120 000 Franken. Winterthur bezahlt 12 bis 24 Monatslöhne, allerdings nur im Falle einer Abwahl.

In sämtlichen Städten gilt, dass die Abgangsentschädigung nur ein Maximalgehalt darstellt, das nicht ausbezahlt wird, wenn ein Ex-Stadtpräsident einen neuen, besser bezahlten Job findet. Ansonsten unterscheiden sich die Regeln von Stadt zu Stadt. So bekommt der Stadtammann von Aarau, solange er weniger als fünfzig Jahre alt ist, nur im Falle einer Abwahl eine Entschädigung. Wenn er bei seinem Rücktritt älter ist, reicht es auch, wenn er mindestens zehn Amtsjahre auf dem Buckel hat.

Die Stadt Baden dagegen, die vergleichbar gross ist und ihren Präsidenten vergleichbar gut bezahlt, kennt kein Ruhegehalt. Keine Abgangsentschädigungen gibt es auch in Biel, Solothurn, und – nur formell – in Frauenfeld und Rorschach.

Abwahl-Versicherung

Die Stadtpräsidenten dieser Städte können dem Tag ihrer Wiederwahl gelassen entgegensehen, zumindest, was die Finanzen betrifft. Entweder sie werden, wie erhofft, wiedergewählt – oder die NWA (Nichtwiederwahlabsicherung) greift. Die NWA ist, wie Bruno Fehr, Präsident der Thurgauer Bürgerschaftsgenossenschaft (TBG) erklärt, ein «weltweit einzigartiges Angebot». Die TBG garantiert ihren

Kundinnen, zu denen laut Fehr alle grösseren Ostschweizer Gemeinden zählen, dass ihr Stadtpräsident im Falle einer «unverschuldeten Nichtwiederwahl» weiterhin 90 Prozent Lohn beziehen kann. «Unverschuldet» ist diese Abwahl eigentlich immer, sofern der Politiker nicht straffällig geworden ist. Die NWA-Gelder fliessen auch dann noch, wenn die Arbeitslosenversicherung ihre Leistungen einstellt. Die Gemeinden bezahlen diese Garantie mit jährlich einem Prozent der versicherten Lohnsumme.

Auch in der Stadt Zürich ergeht es abgewählten Politikern besser als solchen, die freiwillig gehen. Basierend auf den Faktoren Alter, Dienstjahre und Freiwilligkeit des Abgangs, ist geregelt, wer wie viel bekommt. Stadtpräsidentin Corine Mauch (SP) erhielt, wenn sie im Jahr 2017 nach acht Amtsjahren zurückträte, drei ganze Jahreslöhne für insgesamt 733 500 Franken. Würde sie abgewählt, erhielte sie gar 880 200 Franken. Im Extremfall (mit 55 nach acht Amtsjahren abgewählt) bezahlt die Stadt Zürich eine Abfindung von 1,2 Millionen Franken. Die Logik dahinter ist die gleiche wie in den allermeisten anderen Städten auch: Wenn sich das Volk erdreistet, einen Stadtpräsidenten abzuwählen, mit dessen Leistung es nicht zufrieden ist, gebührt dem «unverschuldet Nichtwiedergewählten» eine Entschädigung. ○



Im Durchschnitt fühlen sich 63% der Mitarbeitenden überlastet.

Kein Unternehmen ist durchschnittlich. Deshalb bieten wir Ihnen massgeschneiderte Dienstleistungen. Wir helfen mit, die Gesundheit Ihrer Mitarbeitenden zu verbessern, Kosten und Absenzen zu reduzieren – und zu verhindern.

Lassen Sie sich von uns beraten:
per Telefon 058 277 18 00 oder
auf www.css.ch/unternehmen.
Ganz persönlich.



Zwischen 0,5 und 1,5 Prozent Wachstum

Von Florian Schwab — Wie wird 2013? Zehn prominente Ökonomen äussern sich zu den Chancen und Risiken des kommenden Jahres. Der Tenor ist positiv, doch die Probleme der Euro-Zone und der öffentliche Haushalt in den USA trüben das Bild. Die Nationalbank bleibt wichtig.



Oliver Adler
Chefökonom Credit Suisse

Die Hauptchancen und -risiken liegen auch 2013 im Ausland. Unsere Prognose basiert auf der Annahme soliden US-Wachstums, einer etwas besseren Konjunktur in Schwellenländern und Deutschland sowie auf einer allmählichen Stabilisierung in den Hochschuldenländern Europas. Hauptrisiko ist eine anhaltende Rezession in grösseren Teilen der Euro-Zone. Die Schweizer Exporte würden dann schrumpfen, anstatt sich weiter zu erholen, und das Wachstum des Bruttoinlandprodukts (BIP) läge eher bei 0,5 Prozent als bei den prognostizierten 1,5 Prozent. Das zweite Hauptrisiko ist ein Konflikt um Iran und rasch steigende Ölpreise. In unserer Prognose bleibt die Binnenwirtschaft auch wegen der Zuwanderung robust. Wenn schärfere Bremsmanöver die Hypothekervergabe stärker zurückbinden, kommt es zu einer markanten Abschwächung im Bau – aber noch nicht 2013.

Christina Böck
AXA Investment Managers Schweiz

Die Weltwirtschaft wird 2013 weiter genesen. Schwächen im ersten werden im zweiten Halbjahr Platz für eine positive Entwicklung machen. Das bislang ergebnislose Ringen um den US-Staatshaushalt, das drastische automatische Ausgabenkürzungen zur Folge haben könnte und als



«Fiskalklippe» bekannt ist, wird die Wirtschaft nicht zum Entgleisen bringen. Vielmehr wird der starke private Sektor die Erholung vorantreiben. In der Euro-Zone hält die Rezession an, aber die Schweiz kann mit 1,2 Prozent Wachstum brillieren – dank robuster privater Nachfrage im Inland und aus Asien. Die Schwellenländer werden von starker privater Nachfrage und von der Erholung des Welthandels profitieren.

Als wichtigste Risiken erachten wir die ungelöste US-Fiskalklippe, die Möglichkeit einer neuen Zuspitzung der Euro-Krise, die Schwierigkeiten des politischen Wandels in China sowie unabsehbare geopolitische Ereignisse.

Monika Büttler
Universität St. Gallen (HSG)

Wenn sich Europa stabilisiert (unsicher), die Weltwirtschaft nicht von einer Katastrophe heimgesucht wird (keine Prognose möglich) und die Nationalbank ihre stabilisierende Geldpolitik fortsetzt (sicher), wird sich die



Schweiz 2013 ähnlich entwickeln wie 2012. Zu gemächlich sollten wir es uns nicht einrichten. Die Finanzierung der Sozialwerke läuft aus dem Ruder, und die Finanzlage der Städte und Kantone ist schlechter, als sie erscheint. Wir schimpfen lieber über Ausländer, die uns Wohnraum und Job streitig machten, als über negative Arbeitsanreize und administrative Leerläufe, die den schweizerischen Unternehmensegeist bedrohen. Nichts Neues? Genau, alles stand schon im *Weltwoche*-Interview 2009.

Andreas Höfert
Chefökonom UBS

Die wichtigsten Gefahren für die Schweizer Wirtschaft liegen einmal mehr im umliegenden Ausland. Zwar sieht es am Jahresende 2012 so aus, als ob die Euro-Krise wenn auch nicht hinter uns liegt, so doch einigermaßen unter Kontrolle gebracht wurde. Sie könnte aber



sehr schnell wieder aufflackern, so zum Beispiel, wenn es zu einem Regierungsturz in Griechenland käme. Am Anfang des Jahres wird man auch auf die Vereinigten Staaten schauen, wo zum Zeitpunkt des Schreibens dieses Beitrags die sogenannte fiskalische Klippe immer noch nicht überwunden ist und damit die Möglichkeit einer gewaltigen Rezession Anfang 2013 besteht.

Das grösste inländische Risiko kommt vor allem vom Schweizer Immobilienmarkt, dessen Preise mittlerweile vielerorts als spekulativ bezeichnet werden können. Dennoch sind hier die Hände der Schweizer Nationalbank gebunden, da sie sich auf die Verteidigung des Schweizer Frankens konzentrieren muss. Die grössten Chancen für die Schweizer Wirtschaft bieten sich weiterhin in den Schwellenländern, die einerseits auch 2013 wieder Wachstumsbeschleunigung verzeichnen sollten und wo andererseits die Schweizer Exporteure sehr gut positioniert sind.

Daniel Lampart
Chefökonom Schweiz. Gewerkschaftsbund
Der überbewertete Franken belastet die Schweizer Exportwirtschaft weiterhin stark. Die Absatzprobleme werden durch die falsche Sparpolitik in der Euro-Zone noch verstärkt. Spanien und Italien werden mit Sparmassnahmen am Wachstum gehindert. Dass diese Län-



der wettbewerbsfähig wären und bei einer richtigen Politik wachsen könnten, zeigen beispielsweise Autohersteller wie Ford oder Renault, die die Produktion nach Spanien verlagern. Die Schweiz kann diese falsche Sparpolitik in der Euro-Zone leider kaum beeinflussen. Doch mit einem fairen Frankenkurs erholte die Schweizer Exportwirtschaft etwas Luft. Konjunkturpolitisch falsch sind die Sparmassnahmen der Schweizer Kantone. Darauf muss verzichtet werden.

Rudolf Minsch
Chefökonom Economiesuisse

Die Euro-Krise ist das Damoklesschwert für das Schweizer Wirtschaftswachstum, auch 2013. Eine starke Rezession in Europa würde die CH-Konjunktur empfindlich treffen. Ein weiteres Abwärtsrisiko besteht in einer Eskalation des Nahostkonflikts, bei dem die Weltwirtschaft stark in Mitleidenschaft gezogen würde. Ausserhalb Europas ist ansonsten mit weiteren Wachstumsimpulsen in den Schwel-



lenländern zu rechnen. Die internationale Entwicklung kann insbesondere im Falle der USA auch überraschen: Hier ist die Krisenbewältigung – vor allem im Finanzsektor – schon weiter fortgeschritten. Economiesuisse rechnet insgesamt für 2013 mit leicht sinkenden Exporten und einem BIP-Wachstum von 0,6 Prozent.

Samuel Rutz
Avenir Suisse

Die Schweiz erlebte 2012 ein schwieriges aussenwirtschaftliches Umfeld. Besonders die turbulente Wirtschafts- und Währungslage im Euro-Raum hat auch in der Schweiz ihre Spuren hinterlassen, vermochte aber die schweizerische Konjunktur nicht nachhaltig zu beeinträchtigen. Dies stimmt verhalten positiv für das kommende Jahr. Mit einer robusten Binnenkonjunktur und einer gewissen Krisenresistenz im Exportsektor präsentiert sich die schweizerische Wirtschaft weiterhin erstaunlich solid. Kommt es in Europa nicht zu einer weiteren Zuspitzung der Schuldenkrise und können die USA die unklare Budgetsituation (Stichwort Fiskalklippe) in den Griff bekommen, darf mit einem BIP-Wachstum von rund 1 Prozent gerechnet werden.

Eric Scheidegger
Chefökonom Seco

Das Chancen-Gefahren-Profil der Schweizer Wirtschaft wird durch das schwierige Umfeld geprägt. Die Schuldenkrise im Euro-Raum hat sich dank der EZB zwar beruhigt, ist jedoch noch längst nicht bewältigt. Aber auch in den USA oder Japan ist der Schuldenberg gross und muss



glaubwürdig angegangen werden, um einem Vertrauensverlust bei Konsumenten und Investoren vorzubeugen. Trotz der lauernenden Gefahren kann sich die Schweizer Wirtschaft relativ gut behaupten. Das Zusammenspiel aus solider Inlandkonjunktur und der teilweisen Krisenresistenz der Exportwirtschaft ist Stärke und Chance zugleich. Inlandorientierte Wirtschaftssektoren wie Bau, öffentliche und private Dienstleistungen profitieren von den vergleichsweise gesunden Staatsfinanzen, der stetigen Zuwanderung und den tiefen Zinsen. Im Exportbereich tragen die Euro-Untergrenze sowie einzelne robuste Branchen wie Pharma und Uhren zur Entschärfung der schwierigen Situation bei. Andere Industriesektoren und der Tourismus bleiben allerdings unter erhöhtem Anpassungs- und Margendruck. Für 2013 rechnen wir, ähnlich wie im abgelaufenen Jahr, mit einem moderaten BIP-Wachstum von 1,3 Prozent und einer leicht steigenden Arbeitslosenquote auf 3,3 Prozent.

Jan-Egbert Sturm
Konjunkturforschungsstelle der ETH (KOF)

Für 2013 rechnet die KOF mit einem Anstieg des BIP von 1,2 Prozent. Sie behält damit ihre Einschätzung vom Herbst praktisch unverändert bei (1,3 Prozent). Neben der Binnenkonjunktur wird in den kommenden Monaten auch der Aussenhandel wieder einen Wachstumsbeitrag liefern. Die grössten Risiken für das prognostizierte



Wachstum sehen wir weiterhin in der Situation in Europa, auch wenn sich die Schweizer Wirtschaft bisher sehr krisenresistent gezeigt hat. Wir gehen derzeit davon aus, dass sich die Wettbewerbssituation der Krisenländer allmählich wieder verbessert. Ist das nicht der Fall und werden die in Angriff genommenen Reformen verschleppt, dürfte dies negative Auswirkungen auf das Wachstum der Schweizer Wirtschaft haben.

Boris Zürcher
Chefökonom BAK Basel Economics

2013 bleiben die Bilanzrisiken der SNB infolge der Mindestkurspolitik hoch. Negativschlagzeilen aus der Euro-Zone oder die fiskalische Klippe in den USA sorgen an den Märkten für gelegentliche Nervosität und Aufwertungsdruck auf den Franken. Die Dynamik der Binnenwirtschaft und des Konsums lässt zwar leicht nach. Dies wird vom Aussenhandel wegen des im Jahresverlauf wieder anziehenden Welthandels teilweise aufgefangen. 2013 ist mit einem sich beschleunigenden BIP-Wachstum zu rechnen. Im Jahresmittel resultiert ein Zuwachs von 1,2 Prozent. Während die ökonomischen Risiken gut eingrenzbar sind, gibt es politische Risiken (Minder-Initiative bzw. «Abzocker»-Initiative und so weiter), welche die Standortattraktivität der Schweiz beschädigen könnten. ○





CRESTA
PALACE

Echt Ferien

SKI-(S)PASS CHF 25.–

Grosser SPA-, Pool- und Therapie-Bereich sowie Kinderclub.
Direkt bei Skilift, Gondelbahn, Skischulen und Loipen.
7 Tage Zi./Frühstück ab CHF 1197.– im DZ/Person
Ab 2 Nächten:
Skipass für CHF 25.– pro Person/Aufenthaltsstg

★★★★

CRESTA PALACE · CH-7505 Celerina/St. Moritz
T +41 (0)81 836 56 56 · www.crestapalace.ch
Elisabeth und Hanspeter Herren



Der Staat, die Banken, der Mensch

Von Urs Paul Engeler — Die neuen Finanzmarktgesetze treffen nicht die Banken, sondern deren Kunden. Die Bürger werden getäuscht und dem schnüffelnden Staat ausgeliefert.



Die Schweiz ist bald nicht mehr die «freie Gemeinschaft freier Menschen».

Die NZZ beruhigt. Auch ohne «Steuergeheimnis» (gemeint ist mit der nebulösen begrifflichen Neuschöpfung faktisch das Bankgeheimnis) werde der Schweizer Finanzplatz «sicher und effizient» Geschäfte machen können. Das trifft zweifellos zu, ist aber nicht die Antwort auf die entscheidende Frage. Die Banken werden etwas schrumpfen, viele Leute entlassen, die Spesen für die aufwendigen Abklärungen der Sauberkeit der Münzen und Noten, so diese noch zufließen, den Kunden überwälzen, um weiter zu rentieren. Die obersten Banker haben stets durchblicken lassen oder gar verkündet, dass sie sich mit jedem neuen Regime, das den Schutz der Privatsphäre ihrer Klienten weitgehend aufhebt, widerstandslos anfreunden werden.

Eveline Widmer-Schlumpf beruhigt auch. «Wir brauchen ein Bankgeheimnis. Und zwar für jene, die sich nichts zuschulden kommen lassen», flötete die oberste Steuereintreiberin des Landes in der *Zentralschweiz am Sonntag*. Wie die BDP-Frau aber ohne den vorgängigen und generellen Bruch des Bankgeheimnisses erkennen will, wer da ihre Guten sind und wer die Schlechten, hat sie nicht gesagt. Würde sie auch nicht gefragt. Die Widersprüche wären sichtbar geworden.

Die Sozialdemokraten beruhigen ebenfalls. Sie verlangen den weltweiten automatischen

Austausch von allen Finanzinformationen (AIA) sowie explizit die «Gleichbehandlung der inländischen Steuerbehörden mit den Behörden im Ausland». Gefragt, wie detailliert die Informationen sein müssen, welche die Banken einheimischen Steuervögten ungefragt zustellen müssen, beschwichtigt Wortführerin Susanne Leutenegger Oberholzer (SP, BL): «Nur der Kontostand von Ende Jahr.» Das ist entweder dumm oder, was wahrscheinlicher scheint, dreist gelogen. Denn die Informationen, welche die Fantasie der schnüffelnden Behörden anregen könnten, sind nicht nackte Kontostände, sondern die vielen Transaktionen zwischen Neujahr und Silvester.

Eindeutige Fakten

Die Fakten jenseits der verschleiernenden Worte sind eindeutig. Was AIA in der Realität heisst, kann am Datenverkehr der Schweizer Banken mit dem US-Fiskus (IRS) abgelesen werden. Geliefert wird nicht etwa der Kontostand zu einem Stichtag, übermittelt werden lange Listen mit sämtlichen Überweisungen, Partnerbanken, Begünstigten, Geschäftspartnern, Treuhändern und allen involvierten Privatpersonen (selbst wenn diese nicht US-Bürger sind). So funktioniert auch der interne Informationsaustausch, wenn die Schweizer Behörden gleiche Rechte geltend machen.

Bundespräsidentin und Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf peilt nichts anderes an. Am 21. September marschierte sie mit dem Antrag in den Bundesrat, sich «Handlungsoptionen bezüglich des Zugangs der Schweizer Steuerbehörden zu Bankdaten im Veranlagungsverfahren» geben zu lassen. Im Klartext: Die kantonalen und eidgenössischen Beamten sollen im Vorfeld und auch ohne konkreten Verdacht freie Sicht auf die Geldflüsse der Menschen geniessen.

Dass die Magistratin dies tatsächlich so meint, erläutert ihr Sprecher an einem Beispiel, das jedermann zu Ende denken kann: «Das Steueramt prüft die Steuererklärung des A. Dieser macht Gartenarbeiten von 2000 Franken als Liegenschaftsunterhalt geltend, die B für ihn erbracht hat. Das Steueramt überprüft die Steuererklärung des B und stellt fest, dass B weder dieses Einkommen noch das Konto, auf das die 2000 Franken einbezahlt wurden, deklariert hat. Das Steueramt eröffnet ein Strafverfahren gegen B.» Nach heutigem Recht wäre dies eine Hinterziehung, also eine Übertretung, die mit einer Nachforderung und einer empfindlichen Busse geahndet und erledigt würde.

Voller Einblick ins Privatleben

Im neuen Verfahren, so ist zu folgern, durchforsten die Fiskalbeamten auch alle anderen Konten des B und finden dort eine nicht näher bezeichnete Gutschrift seines Bruders C (3500 Franken), die ihnen dubios erscheint, sowie sieben Überweisungen des B an einen D und eine Dame E (sechsmal tausend Franken!), die ebenfalls abgeklärt werden müssen, wobei bei D eine Transaktion an dessen Schwiegermutter (4100 Franken), die über einen Treuhänder erfolgte, wieder behördlichen Verdacht erweckt. Und so fort, bis die Konten und Depots als offene Bücher auf den Behördentischen liegen. Das ist das Ziel.

Die Verwirrung um die «Weissgeldstrategie» und das künftige Steuerstrafrecht ist politisch gewollt. Dass die Banken geprügelt werden, die ja nur dienstleistendes Medium sind, gehört zur Strategie der gezielten Täuschung. Die Menschen sollen nicht merken, dass in Wirklichkeit gar nicht die verhassten Geldinstitute oder deren bösen Bosse attackiert werden und nur am Rande einige Steuersünder, sondern sie selbst. Dass ihre eigenen Persönlichkeitsrechte ausgehöhlt werden und der Datenschutz für alle Geldbewegungen aufgehoben wird. Wer diese Zahlen kennt, weiss alles über das Geschäft und das private Leben.

Die Schweiz ist bald nicht mehr die «freie Gemeinschaft freier Menschen», wie der Staatsrechtler Werner Kägi die eidgenössische Staatsidee der Selbstverantwortung definiert hat, sondern eine Gemeinschaft behördlich gelenkter Menschen.


Das iPhone 5:

Von rechts bis links unbestritten.



Exklusiv für
Weltwoche-Leser:
CHF **20.-**
Rabatt*

Ohne Abonnement ab **729.-**

 **0.-**
mit Orange Me unl. Min., unl. SMS, 3GB
Monatsgebühr 115.- / 24 Mt.

 **0.-**
mit NATEL® infinity XL
Monatsgebühr 169.- / 24 Mt.

 **0.-**
mit Sunrise flat 6
Monatsgebühr 120.- / 24 Mt.

 **99.-**
mit MTV mobile maxx
Monatsgebühr 65.- / 24 Mt.



* W R 3 7 2 *

Abgebildete Preise nur gültig beim Abschluss eines Neu-Abonnements.
Angebote exkl. SIM-Karte im Wert von CHF 40.-

*Weltwoche-Rabatt nur gültig gegen Vorweisung dieses Inserats auf
Neu-Abonnements und Vertragsverlängerungen mit einem iPhone 5.
Einlösbar in allen mobilezone-Shops vom 20.12.2013 bis 5.1.2013.
Nicht kumulierbar. Keine Barauszahlung.

mobilezone.ch

mobilezone[®]
the best for communication



Lyon



Toskana



Valencia



Jahresüberblick Kulinarikreisen 2013

Erleben Sie die Destinationen Lyon, Toskana und Valencia mit Fokus auf Genuss, und erfahren Sie von Experten mehr über die exzellenten lokalen Produkte und ihre Typizität.

Lyons kulinarische Tradition – Bouchon-Küche und Weinkultur in der Metropole des Genusses

Vom 29. Mai bis 2. Juni 2013

Nirgendwo sonst in Frankreich dreht sich alles so um den Genuss wie in Lyon. Erleben Sie die Essenz der traditionellen Lyoner Bouchon-Küche. Ob Pasteten, Poularde mit Flusskrebsen oder Coq au Vin – es erwartet Sie sinnlicher Genuss in ausgesuchten Restaurants. Sie erkunden das reizvolle Vieux Lyon und in Les Halles de Lyon degustieren Sie Fromage, Charcuterie, vin, etc. Im Norden Lyons geniessen Sie exquisite Gamay-Weine und im südlichen Côte Rôtie inmitten eines Rebbergs edle Syrah-Gewächse mit lokalen Spezialitäten. Lassen Sie sich treiben im Umfeld niveauvoller Kulinarik und des französischen Savoir-vivre.

Verführerische Genüsse in der Toskana – herausragende Kulinarik und Önologie umgeben von romantischer Natur

Vom 19. bis 23. Juni 2013

Tauchen Sie ein in die kulturellen Schätze von Florenz und in die hochstehende Kulinarik der traumhaften Toskana. Sie erkunden malerische Städtchen und übernachten in einer Renaissancevilla. Auf einem Bio-Betrieb erfahren Sie mehr über die Pecorino-Produktion und die lokalen Anbaumethoden. Sie geniessen die einfache, frisch zubereitete toskanische Küche und

ein prachtvolles Mahl in einem alten Herrenhaus. Gleich zwei namhafte Weingüter präsentieren Ihnen ihren Rebberg, Weinkeller und ihre hochprämierten Weine. In Florenz erwarten Sie italienische Kaffeekultur, Bistecca alla fiorentina, der Palazzo Pitti und der Ponte Vecchio. Folgen Sie den Spuren des toskanischen Genusses in der an Mythen reichen Region.

«Mucho gusto» in Valencia – kulinarische spanische Tradition und Moderne in der unbekanntem Bekannten

Vom 12. bis 15. September 2013

Eine Reise mit Blicken hinter die Kulissen der südspanischen Küche. Sie geniessen ausgezeichneten Jamón Bellota mit exquisiten Weinen der Region. Im Naturschutzgebiet La Albufera erfahren Sie, wie der erstklassige Paella-Reis angebaut wird, den Sie gleich darauf auf einem Boot als original Paella valenciana degustieren. Valentias Mercado Central erwartet Sie mit einem üppigen kulinarischen Angebot, das Ihnen in ausgewählten Restaurants – auf Michelin-Sterne-Niveau, traditionell, molekular und bei einem Tapas-Kochkurs serviert wird. In der Ciudad de las Artes lernen Sie die phänomenale Baukunst von Calatrava kennen, danach geniessen Sie einen Pica-Pica-Apéro direkt am Strand von Arenas. Entdecken Sie das vielseitige, genussvolle Angebot der unbekanntem Bekannten Valencia auf höchstem Niveau.

Weltwoche-Spezialangebot

Kulinarikreisen für Weltwoche-Leser

Aussergewöhnliche kulinarische Erlebnisse mit Blick hinter die Kulissen der faszinierendsten Kulinarik-Destinationen Europas.

Lyons kulinarische Tradition

Vom 29. Mai bis 2. Juni 2013

Teilnehmerzahl: max. 16 Personen

Verführerische Genüsse in der Toskana

Vom 19. bis 23. Juni 2013

Teilnehmerzahl: max. 16 Personen

«Mucho gusto» in Valencia

Vom 12. bis 15. September 2013

Teilnehmerzahl: max. 16 Personen

Weitere Informationen im Detailprogramm

Anmeldeformular

Für Anfragen und Detailinformationen wenden Sie sich bitte direkt an die auf Kulinarikreisen spezialisierte Boutique-Reiseagentur Seventhaven Switzerland Ltd. in Zürich, www.seventhaven.ch.

Telefon: 044 777 70 70

E-Mail: info@seventhaven.ch

Weitere Informationen zu den Reisen finden Sie auch auf: www.weltwoche.ch/platinclub.

Die Flüge werden mit Swiss International Airlines durchgeführt.

Regulierungswut in der Onkologie

Von Alex Reichmuth — Die Zentrumsspitäler wollen sich ein exklusives Recht auf die Behandlung bestimmter Tumorarten sichern. Schweizer Krebsärzte laufen Sturm gegen die Pläne.

Thomas von Briel regt sich auf. «Das ist ein Missbrauch des Begriffs hochspezialisierte Medizin», sagt der Krebsarzt und Präsident eines Vereins von Onkologen mit eigener Praxis in Zürich. Von Briel meint die Pläne einer Gruppe von Fachkollegen an den grossen öffentlichen Spitälern, die Behandlung bestimmter Krebsarten auf sieben Zentren zu beschränken.

Hinter der entsprechenden Arbeitsgruppe steht die von den Kantonen getragene Interkantonale Vereinbarung zur hochspezialisierten Medizin (IVHSM), deren Auftrag es ist, Bereiche der Spitzenmedizin zu regulieren. Am letzten Dienstag wurden die Pläne vorgestellt. Patienten, die an einer von zwölf Tumorarten leiden (darunter Hirntumor, Gebärmutterhalskrebs und Bauchspeicheldrüsensarkom), sollen sich in Zukunft zwingend an einem der Universitätsspitäler Zürich, Bern, Basel, Genf und Lausanne oder an den Kantonsspitalern in St. Gallen und Bellinzona behandeln lassen.

Die Behandlung solcher Patienten habe nichts mit hochspezialisierter Medizin zu tun, sagt Thomas von Briel, sondern vielmehr mit der Langzeitbetreuung Schwerkranker, welche bisher in hoher Qualität nahe an ihrem Wohnort erbracht worden sei. «Es geht hier gar nicht um seltene Tumorkrankheiten.» Er alleine habe Dutzende von Patienten, die er nicht mehr versorgen dürfte. Den Patienten, so von Briel weiter, drohten künftig unter Umständen nicht nur lange Anreisewege für Therapien, sondern in den sieben Zentren eine viel unpersönlichere Betreuung als bis anhin.

Von Briel ist mit seinem Ärger nicht allein. Zahlreiche Onkologen laufen Sturm gegen die

Kritiker sprechen von staatlicher Planwirtschaft der Kantone, die es zu verhindern gelte.

Pläne, im Bereich Krebs eine «staatliche zentralistische Medizin» einzuführen. Diese Pläne trügen «die Handschrift von machthungrigen Onkologen» in den Zentren, heisst es in einem Protestpapier, das von frei praktizierenden Krebsärzten verfasst wurde. Es gehe den Zentrumsärzten vor allem «um das Abstecken eigener Regionen und somit das Sichern der eigenen Pfründen».

Den Kantonen wird vorgeworfen, unter dem Schlagwort hochspezialisierte Medizin in die

Freiheit der Krebsärzte einzugreifen und deren Fachbereich übermässig zu regulieren.

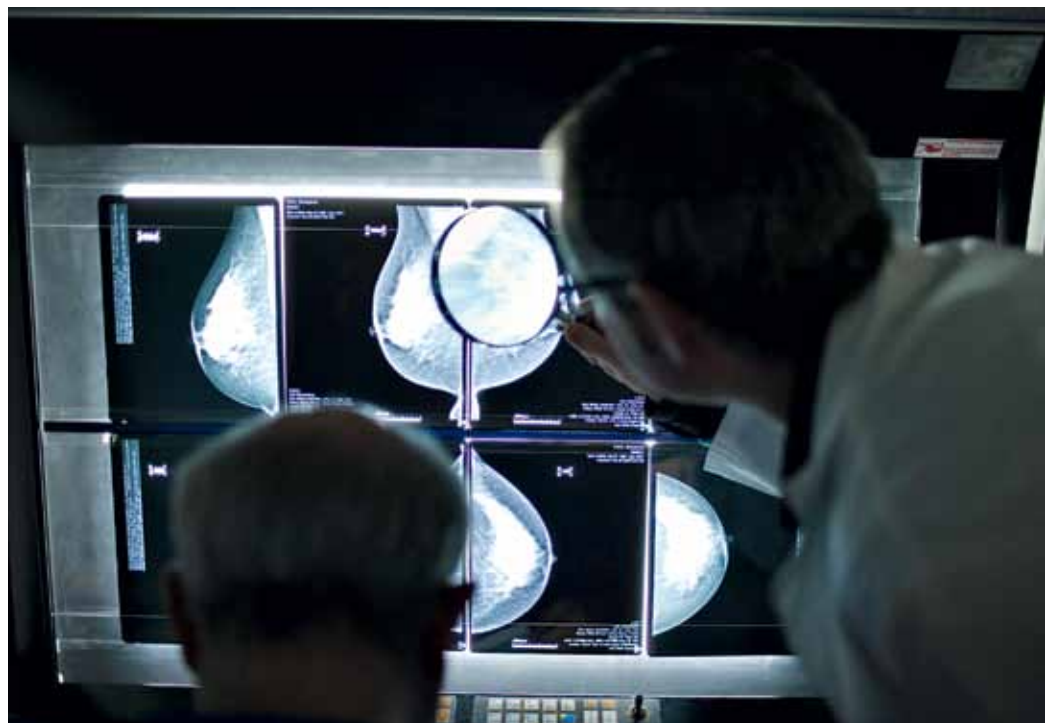
Peter Suter von der IVHSM weist solche Vorwürfe zurück. Die Absicht hinter den Plänen sei, komplexe Interventionen besser zu koordinieren und die Betreuungsqualität von Patienten mit seltenen Tumoren zu erhöhen, schreibt er. Das Ziel sei nicht eine Zentralisierung, sondern «die Entwicklung von Kompetenzzentren», so Suter weiter. Auf die Opposition zahlreicher Onkologen gegen die Errichtung der Zentren angesprochen, spricht Peter Suter von «Ängsten, die Behandlungsautonomie zu verlieren». Diese Ängste seien unbegründet, «da es hier nur um Tumorarten geht, welche selten vorkommen und unbedingt interdisziplinär behandelt werden müssen». Suters Stellungnahme erweckt den Eindruck, nur mit den sieben Zentren könne ein Jekami (Jeder kann mitmachen) unter den Krebsärzten verhindert werden.

«Kartellistische Aufteilung»

Ganz anderer Meinung ist Jürg Nadig, Präsident der Fachgesellschaft aller Krebsärzte. Von Beliebigkeit bei der Behandlung der zwölf Tumorarten könne heute keine Rede sein, so Nadig. Denn auch heute schon würden Patienten in die Zentren verlegt, wenn komplexe chirurgische Eingriffe anstünden – das sei selbst-

verständlich. Die Qualität medikamentöser Krebsbehandlungen hingegen könne weiterhin ohne örtliche Konzentration sichergestellt werden. Um alle Onkologen auf gemeinsame medizinische Standards zu verpflichten, sei vor einem halben Jahr das Swiss Cancer Network ins Leben gerufen worden – mit Unterstützung der Fachgesellschaft der Onkologen. Diesem Netzwerk habe sich schon jetzt fast die Hälfte der praktizierenden Krebsärzte angeschlossen. «Es ist für mich nicht verständlich, warum angesichts dieses Erfolgs nicht auf stärkere Vernetzung der onkologischen Versorgung gesetzt wird», sagt Nadig. Stattdessen drohe nun eine «kartellistische Aufteilung der Schweiz» unter den Zentrumsspitalern. Jürg Nadig ist überzeugt, dass die Interkantonale Vereinbarung zur hochspezialisierten Medizin ihre Kompetenzen überschreite, weil sie jetzt nicht nur den stationären Teil der Onkologie regle, sondern auch den ambulanten.

Die Onkologie ist nicht das einzige Fachgebiet, wo die IVHSM unter Beschuss steht. Ursprünglich war das Ziel dieser Vereinbarung, unbestritten komplexe Behandlungen – wie etwa Transplantationen oder die Behandlung von schweren Verbrennungen – auf wenige Spitäler zu beschränken. Doch nun weitet die IVHSM den Auftrag der kantonalen Gesundheitsdirektoren immer weiter aus und zentralisiert unter dem Label Spitzenmedizin immer neue Gebiete. Das löst Widerstände aus: Letztes Jahr etwa haben Privatspitäler die geplante Zentralisierung der Neurochirurgie vor Gericht getragen. Auch der anstehende Entscheid der IVHSM zur Bauchchirurgie wird wohl für Streit sorgen. Kritiker sprechen von staatlicher Planwirtschaft der Kantone, die es zu verhindern gelte. ○



«Sichern der eigenen Pfründen»: Klinik in Bern.

Rücktritt vom Rücktritt

Von Dirk Schümer — Der ungewählte Technokrat Mario Monti hat die Gesetze der Klienteldemokratie in Italien missachtet. Ein Comeback Berlusconis ist nicht ausgeschlossen. Der Tycoon verkörpert die Verheissung, jeder könne gegen den Staat und am Ende ohne den Staat sein Glück machen.



Italienisches Machtballett im alten Stil: Berlusconi (r.), Monti (M.)

Silvio ist wieder da! Wie der Teufel aus der Kiste hat der italienische Ex-Premier Berlusconi als notorischer Pausenclown der europäischen Politik sein Comeback verkündet – nur wenige Wochen nach seinem endgültigen Abschied. Kurz darauf nahm er sein Wort wieder halb zurück, um seinen Nachfolger Mario Monti als «Kandidaten der Gemässigten» zu stützen – denselben Monti, den er tags zuvor noch als Verhängnis Italiens abgekanzelt und gestürzt hatte.

Dieses unfeine, sehr italienische Machtballett im alten Stil war immerhin wirkungsvoll genug, die politischen Leader des Kontinents und sogar noch bis Washington nervös zu machen. Sollte ausgerechnet der Plagegeist Berlusconi schaffen, was weder Griechen noch Portugiesen noch Iren vermochten, nämlich dem siechen Euro den Gnadenstoss zu versetzen? Mehr oder erheblich weniger diplomatisch versuchten Hollande und Barroso, aber

allen voran die eigentliche Parteifreundin Merkel dem Störenfried deshalb klarzumachen: Es reicht!

Geht es bei Berlusconis Eskapaden um Politik? Immerhin hält sich der Herr eines Firmenimperiums von Verlagen bis Baukonzernen und diversen nationalen Fernsehkanälen auf der politischen Szenerie seit 1993 und hat dabei knapp zehn Jahre lang selbst regiert. Mit seiner – einstweilen – ultimativen Volte, einem elegant hinausgezögerten Rücktritt vom Rücktritt, ist Berlusconi zur eigentlichen Triebfeder seiner Politikkarriere zurückgekehrt: Er versucht mit allen Tricks, einer rechtskräftigen Verurteilung, einer Haftstrafe gar zu entgehen.

Politik von Berlusconi war immer auch Politik für Berlusconi, ob er nun die Erbschaftsteuer abschaffte oder die TV-Kanäle neu ordnete. Für die etlichen Millionen Italiener, die Silvio nicht ausstehen können, lag es immer

schon auf der Hand: Ohne seine Gehirnwäsche, ohne seine Konzernpartei, ohne seine gekauften Allianzen wäre dieser Mann verdientermassen *in galera* gelandet – hinter Gittern.

Genau das drohte nun wieder einmal nach mehr als anderthalb Jahren Notstandsregierung. Während Experten und Technokraten ohne Mitwirkung der politischen Kaste die dringendsten Reformen zur Modernisierung der verkrusteten Wirtschaft, der ineffizienten Besteuerung, der ungerechten Sozialausgaben ins Werk zu setzen versuchten, kam die Maschinerie von mindestens drei Prozessen gegen den einstigen Premier in Gang. Es geht um Falschaussage und Richterbestechung in einem Endlosverfahren, weil von Berlusconis Fininvest in den neunziger Jahren Mediengelder in karibische Steuerparadiese geschleust wurden. Knapp vor der Verjährung kam es hier nun doch noch zur Verurteilung.

Aber es gibt dazu noch die «Affäre Ruby» – also die sexuellen Kontakte des damaligen Premiers mit einer Minderjährigen aus der Halbwelt. Im Zuge dessen kam ein ganzes Kartell von treuen Kollaborateuren ans Licht, die ihrem Padrone planmässig Frischfleisch auf die Firmenvillen zu schaffen hatten. Dass Berlusconi die offenbar straffällige, inzwischen spurlos abgetauchte «Ruby» auch noch nonchalant und mit Lügen aus der Strafverfolgung los-eiste, macht das üble Sittenbild komplett. In jedem anderen Land hätte das alles für ein Karriereende gereicht. In Italien aber mitnichten.

Glück ohne Staat

Ehe der zähe, nie rechtskräftig verurteilte Lustgreis den Preis seiner Taten bezahlen und wie sein einstiger Ziehvater Bettino Craxi ins afrikanische Exil verschwinden muss, nimmt der alte Pate lieber noch einmal den finalen Kampf auf. Er droht, in Italien und Europa so viel Schaden anzurichten wie möglich. Er droht dem Krisenland mit einem antieuropäischen, destabilisierenden Wahlkampf voller Geschenkversprechen und Lügen, damit den Verursacher danach Immunität im Parlament schütze und man ihm womöglich seine Strafe erlasse.

Denn Politik, das wird im Ausland gerne übersehen, bedeutet im demokratischen Italien Klientelismus. Solange Berlusconi die mächtigsten Schmiermittel – Geld und Organisation bis in den letzten Winkel des Mezzogiorno – in Händen hatte, konnte er mit den abstrusesten Provinzfürsten wie Altfaschisten, Separatisten, Neureichen stabilere Koalitionen schmieden als die unfähigen, eitlen Granden des Linksbündnisses. Aber wieso fallen stolze Kulturmenschen wie die Italiener immer wieder auf diesen Berlusconi herein?

Eines seiner letzten Wahlkampfmanifeste ans einfache Volk trug den Titel «Mein Italien ohne Steuern». Der in seinem Reichtum badende, mit der Justiz kämpfende Tycoon verkörperte die Verheissung, jeder könne gegen den Staat und am Ende ohne den Staat sein Glück machen. In Italien, wo das Misstrauen gegen Behörden, Politiker, Fiskus seit je zur anarchischen Grundausstattung bis ins Bürgertum gehört, kamen Silvios Versprechen ganz konkret im Geldbeutel an. Die privaten Ersparnisse der Italiener übersteigen inzwischen jene der Deutschen. Während Berlusconi etwa die Grundsteuern abschaffte und seinen Etat über Schulden finanzierte, die im Euro deutlich weniger Zinsen kosteten, florierte der Wohlstand der Haushalte. Politologen nennen diese simple, doch effektive Form des Macherhaltes «Wählerbestechungsdemokratie».

Die Regierung Monti, die keinen Klienten verpflichtet ist, hat kurz vor dem Kollaps der Staatsfinanzen mit den grossen Geschenken Schluss gemacht und ist daher im Ausland sehr viel beliebter als im Inland. «Das Einzige, was bei uns gut funktioniert, ist die Autobahn.

Und die muss man selber bezahlen.» So lautet eine italienische Binsenweisheit zum Staatsverständnis. Wüssten die Steuerzahler, dass ihr Geld bei Krankenhäusern, Schulen und Forschungslabors ankäme, wäre die Ehrlichkeit gegenüber dem Fiskus ausgeprägter. Doch ernährt das Land weiterhin einen beeindruckenden Überhang überflüssiger Beamter und Abgeordneter und leistet sich die teuerste Demokratie der Welt.

Mario Montis Regierung ohne Legitimierung durch die Wähler hat die Behebung von einigen der übelsten Missstände – etwa beim Monopol mancher Berufsstände – in Angriff genommen. Beim lähmenden Kündigungsschutz schon in Kleinunternehmen, beim Abbau von Bürokratie in Provinzen und Regionen, bei einer Justizreform oder bei der Fiskalpolitik ist er jedoch längst nicht so weit vorgekommen, wie seine Vorschusslorbeeren das andeuten. Vor allem haben die Politiker der Kaste jede Kürzung bei ihren eigenen Privilegien kühl und unverschämt abgelehnt. Daher ist Monti als Macher von Steuererhöhungen und Zögerer bei Reformen im Land längst nicht so beliebt, wie sein stilvolles Auftreten und seine gute Presse glauben machen. Viele Italiener hoffen immer noch, sie kämen ohne ihren Staat besser zurecht.

Und sollte bei Wahlen im Frühjahr 2013 nach den Umfragen tatsächlich eine Koalition der Linksallianz und alter Christdemokraten eine knappe Mehrheit bekommen, dann bedeutete dies das Überleben der Kaste und die Etablierung eines schwachen Regiments der Kompromisse und der Erbhöfe. Denn mit der Linken des Politfunktionärs Pier Luigi Bersani dürfte bei Arbeitsrecht, Renten und Beamtenposten keine Reform zu haben sein.

Ist Berlusconi also weiterhin eine Alternative? Er hat nie einen Nachfolger neben sich geduldet und als letzten Paladin auch noch seinen sizilianischen Zögling Angelino Alfano nach Kräften demontiert. Seine Ankündigung, mit völlig neuem Personal in den Wahlkampf zu ziehen, führte zur Massenflucht einstiger Minister und Abgeordneter, die im Hin und Her des Patrons nur mehr Schwäche erkennen und keine Pfründe mehr erwarten.

Das Ende eines Patriarchen mittelmeeischen Kalibers ist immer dann gekommen, wenn seine Potenz – im biologischen wie im ökonomischen Sinn – erschöpft war. Nun dürften sogar Berlusconis Erben und Berater dem Patron von seinem Rücktritt vom Rücktritt abgeraten haben. Als schwarzes Schaf der europäischen Politik droht er, sogar das Vermögen der Seinen in den Abgrund zu reissen, indem er immer neue Kampfschauplätze eröffnet, deren Kosten dann seine Erben zu begleichen haben. Dann lieber Schweigen – notfalls sogar im Exil – als ein endloser Kampf gegen Justiz, gegen jüngere Rivalen, gegen Europa und am Ende gegen eine Wähler-

schaft, die in der Krise keinen Versprechen mehr traut.

Im Gegensatz zu seinen legendären Auftritten im Fernsehen, als Berlusconi mit Goldfüllhalter einen «Vertrag mit den Italienern» unterzeichnete und wie im Werbefernsehen vorteilhafte Ratenkäufe mit der Regierung anpries, wirkt er diesmal sprunghaft und fahrig. Nun sagt ihm die rechtspopulistische Lega Nord, gebeutelt von eigenen Skandalen, die Gefolgschaft auf. Nun verhöhnt ihn der linke Hoffnungsträger Matteo Renzi, Bürgermeister von Florenz, nach einem Freundschaftsangebot. Nun ist jenseits des eitlen Bosses rechts der Mitte kein Politiker von Statur mehr in Sicht, denn der Padrone hat alle Rivalen weggebissen und die eigene Partei abgewickelt.

Moralisch solider «Professore»

Berlusconis wahrer Gegenspieler Monti schweigt einstweilen. Der moralisch solide «Professore» weiss genau, dass er seine Beliebtheit im Ausland nicht selbstverständlich in Stimmen im Inland umwandeln kann. Monti, der Staatsökonom, kennt die Gesetze der italienischen Klienteldemokratie, in der Vernunft und Gemeinwohl gar nichts zählen und in deren Fängen ein ehrlicher Mensch mit einem ehrlichen Programm schnell seinen Ruf ruiniert. Monti hat mit Notmassnahmen Italien – und Europa – vor dem Abgrund gerettet. Und er hat den Überlebenskünstler Berlusconi entzaubert. Das ist die gute Nachricht.

Doch es gibt auch eine sehr schlechte. Strukturelle Reformen wären im moralischen Trümmerfeld, das der Berlusconismus hinterlassen hat, die einzige Hoffnung für junge Arbeitslose, für kleine Unternehmen, für darben-de Familien. Bisher scheinen weder Politiker noch Wähler den Mut dazu zu haben. ○



Für den Frieden

Von Henryk M. Broder — Es findet sich immer ein Diktator, dem Friedensfreunde zu Hilfe eilen.



Anfang des Jahres 1991, als es irakische Scud-Raketen auf Tel Aviv regnete, gab mir der damalige Vorstandssprecher der Grünen, der Rechtsanwalt Christian Ströbele, ein Interview. Er sagte unter anderem, die irakischen Angriffe seien «die logische, fast zwingende Konsequenz der israelischen Politik den Palästinensern und den arabischen Staaten gegenüber». Nachdem das Interview in der *Süddeutschen Zeitung* erschienen war, erklärte Ströbele, es sei nicht autorisiert gewesen, was stimmte, und es gebe weder seine Meinung wieder noch das, «was tatsächlich während des Gesprächs gesagt worden ist», was gelogen war. Zugleich sprach sich Ströbele gegen die Lieferung von Patriot-Raketen an Israel aus, seien doch diese keine reinen Abwehrwaffen.

Zweiundzwanzig Jahre und mehrere Kriege später fand letzte Woche vor dem Reichstagsgebäude in Berlin eine Demonstration der «Berliner Friedensbewegung» statt. Die Teilnehmer, zum Teil Angehörige der Bundestagsfraktion der Linkspartei, hielten Poster in die Höhe, auf denen zu lesen war: «Hands off Syria! Gegen antisyrische Lügen und Kriegshetze von Medien, Politikern und sog. Menschenrechtlern!» Sie forderten: «Keine Einmischung in Syrien! Keine Patriots und Awacs in die Türkei!» Anlässlich einer Kundgebung des «Hamburger Forums für Frieden und Völkerverständigung» hiess es, die Stationierung von Patriot-Raketen der Bundeswehr werde «den Konflikt weiter eskalieren – mit unabsehbaren Folgen».

Denn bis jetzt waren die Folgen des Konflikts absehbar: Zehntausende Tote, Hunderttausende Flüchtlinge, zerstörte Städte. Aber das macht den «Friedensfreundinnen und Friedensfreunden» nichts aus, solange der Konflikt nicht «weiter eskaliert», soll heissen, solange dem syrischen Diktator niemand in den Arm fällt. Das war auch so, als im benachbarten Irak noch Saddam Hussein regierte. Da reisten deutsche Friedensfreunde dutzendweise als «lebende Schutzschilder» in den Irak, unter anderem der bayerische Liedermacher Konstantin Wecker. Es half nichts. Saddam wurde gestürzt. Auch Assads Tage sind gezählt. Aber irgendeinen Despoten, dem sie zu Hilfe eilen können, werden die deutschen Friedensfreunde und -freundinnen schon finden.

Das Schicksal der Segelschiffe

Von Silvio Borner — Die Windenergie ist auf kleinem Niveau effizient. Für die Stromerzeugung im grossen Stil eignet sie sich deswegen aber noch lange nicht.

Die Solar-Euphorie ist von der Begeisterung für die Windkraft abgelöst worden. Lautstark wird dabei angepriesen, wie viele Haushalte pro Jahr und Turbine versorgt werden können. Was die Kosten anbetrifft, beschränkt man sich auf die Auslagen für Mast, Rotor und Unterhalt. Das mag für eine einzelne Anlage angehen, weil 99,9 Prozent des Stromnetzes aus anderen Quellen stammen. Wenn wir aber 20 bis 30 Prozent des Stroms aus Wind generieren, schnellen die volkswirtschaftlichen Kosten in die Höhe.

Trugschluss der Verallgemeinerung

Wer die Versorgung mit Windenergie unbegrenzt ausdehnen möchte, unterliegt dem Trugschluss der Verallgemeinerung. Zum Vergleich: Wenn ein einzelner Zuschauer in einem überfüllten Fussballstadion von Unwohlsein befallen wird, kann er problemlos zum Ausgang drängen. Wenn aber durch eine Rauchentwicklung viele dasselbe versuchen, gibt es eine Panik mit Toten. Das System kippt. Auch beim Wind kippt das System mit steigendem Windanteil. Warum? 1—Die Stromproduktion aus Windkraft ist unregelmässig. Der Lastfaktor beträgt rund 20 Prozent. Das bedeutet, dass während 80 Prozent der Zeit kein Strom produziert wird. Aus diesem Grund sind auch die kommerziellen Segelschiffe trotz Gratiswind von Dampf- und Motorschiffen verdrängt worden. Eine Windmaschine beeinflusst die Netzstabilität nicht. Aber je grösser die Windkapazität im Verhältnis zur Marktgrösse wird, desto mehr steigen die externen Grenzkosten für die «Backup-Fazilitäten». Im Extremfall einer 100-prozentigen Windkapazität sind weitere 100 Prozent an Reservekapazitäten erforderlich.

2—Dieses Problem lässt sich durch Netzzusammenschlüsse mindern, weil irgendwo, leider meist weit weg, immer ein Lüftchen weht. Dadurch entstehen jedoch zusätzliche Kosten auf der Netzebene. Diese sogenannten «Systemkosten» können analog zur Panik im Stadion nicht direkt den einzelnen Windmühlen zugerechnet werden. Man darf sie aber deswegen nicht einfach vergessen. Sie erhöhen die Kosten und wirken sich in Sachen Wettbewerbsfähigkeit und Wachstum negativ aus.

3—Der Wind sei gratis und reduziere unsere Abhängigkeit von Öl und Gas. Deren Preise

würden tendenziell steigen und diejenigen der Windkraft sinken. Diese Annahmen sind falsch, denn mit viel Windanteil muss die Gas- oder gar Nuklearindustrie ebenfalls unregelmässig operieren, was die Kosten pro Kilowattstunde und die Volatilität der Elektrizitätspreise erhöht. Gerade im Winter mit wenig Sonne und Wind ist deshalb die Versorgungssicherheit ganz besonders gefährdet.

Da Wind als Energiequelle gratis ist, sind die Kosten für die Produktion einer zusätzlichen Kilowattstunde, die sogenannten Grenzkosten, gleich null. Das ist für den Betreiber der einzelnen Anlage erfreulich, schlägt aber bei hohem Windanteil auf der Systemebene negativ zu Buche. Das ist deshalb der Fall, weil bei Grenzkosten von null die Anlagen immer laufen werden, wenn der Wind bläst. Je höher nun der Windanteil wird, desto mehr bestimmen diese Anbieter den Preis, der bei 100 Prozent Windkapazität und optimaler Windstärke

zeitweise gegen null tendieren wird. Bei kräftigem Wind verdrängt die Windenergie alle anderen Anbieter aus dem Netz, weil diese positive Grenzkosten haben. Das dämpft dort die Investitionslust, was die Versorgungssicherheit in Frage stellt und den Strom bei Windstille verteuert.

4—Externe Kosten entstehen auch durch die Verschandelung

der Landschaft. Am besten geeignet sind markante und abgelegene Höhenlagen, die jedoch ökologisch und ästhetisch sensibel sind. Dazu kämen dann noch neue Erschliessungsstrassen und Hochspannungsleitungen. Es ist paradox, dass wir vor einem halben Jahrhundert gerade wegen des Landschaftsschutzes in die Kernenergie eingestiegen sind, aber diesen Alpenschutz jetzt hässlichen und ineffizienten Windparks grossflächig opfern sollen.

Wie beim Stau am Gotthard

Die wichtigste Lektion ist, dass ein einzelnes Windrad keine externen Kosten auf der Systemebene zur Folge hat, dass diese aber mit wachsendem Kapazitätsausbau dramatisch ansteigen. Bei einem Anteil von etwa 20 Prozent (wie von der EU als Ziel deklariert) braucht es ein ganz neues Übertragungs-, Backup- und Verteilungssystem. Es ist wie beim Stau am Gotthard: Wenn Zehntausende gleichzeitig ins Tessin fahren wollen, geht für ein paar Stunden gar nichts mehr.



Lounge Chair & Ottoman
Design: Charles & Ray Eames
Der Eames Lounge Chair: seit 1956 Inbegriff
von Qualität und luxuriösem Komfort.
Neu in hellem Holz, poliertem Aluminium
und weissem Leder.

Jetzt bei wohnbedarf – sofort mitnahmebereit.



wohnbedarf

modern seit 1931.



vitra.

wohnbedarf wb ag, Talstrasse 11-15, 8001 Zürich
Phone +41 44 215 95 95, Fax +41 44 215 95 96
E-Mail: info@wohnbedarf.ch, www.wohnbedarf.ch

Vitra ist der einzige legitimierte Hersteller der Möbel von Charles & Ray Eames für Europa und den Mittleren Osten. Lounge Chair & Ottoman: © Vitra



Veronika Hagen



Andreas Ottensamer



Benjamin Schmid



Nils Mönkemeyer



Albrecht Mayer

Karneval der Stradivaris auf dem Bürgenstock

Geniessen Sie Traumferien mit klassischer Musik! Künstler von Weltrang erwarten Sie über die Fasnachtstage zu spannenden Begegnungen mit dem Mythos Stradivari im exklusiven 5-Sterne-Wellness-Hotel «Villa Honegg»

Wie ein roter Faden zieht sich das Erlebnis des einzigartigen Klangs der Meisterwerke Antonio Giacomo Stradivaris (1644–1737) durch diese Musikwoche. Der wohl berühmteste Instrumentenbauer aller Zeiten schuf in Cremona Streichinstrumente, deren Qualität bis heute unübertroffen und deren Geschichte von zahlreichen Mythen umrankt ist. Auf dem Bürgenstock sind gleich sechs seiner kostbarsten Meisterwerke zu erleben:

- **Stradivarius-Violine «Dancla» (1703)** der Landesbank Baden-Württemberg, gespielt von **Linus Roth**
- **Stradivarius-Violine «Brodsky» (1702)** aus privatem Besitz, gespielt, von **Kirill Trousov**
- **Stradivarius-Violine (1727)** der Deutschen Stiftung Musikleben, gespielt von **Agata Szyczewska**
- **Stradivarius-Violine «Lady Jeanne» (1731)** der Donald Kahn Foundation, gespielt von **Benjamin Schmid**
- **Stradivarius-Violine «Lord Aylesford» (1696)** der Nippon Music Foundation, gespielt von **Danjulo Ishizaka**
- **Stradivarius-Violine (1698)** aus privatem Besitz, gespielt von **Clemens Hagen**

Der einzigartige Klang der Stradivaris und das Zusammenspiel der Solisten werden durch Kammermusikpartner ergänzt. So sind die Bläserstars der Berliner Philharmoniker **Andreas Ottensamer (Klarinette)** und **Albrecht Mayer (Oboe)** ebenso zu erleben wie die renommierten Bratschisten **Veronika Hagen** und **Nils Mönkemeyer**, der Kontrabassist **Roberto Di Ronza** sowie die herausragenden Kammermusikpianisten **José Gallardo** und **Ariane Haering**.

Freuen Sie sich auf einen exklusiven Kreis interessierter Menschen, einen besonderen Konzertort und ein exzellentes Feriendomizil! Nach ihrer Wiedereröffnung im Jahr 2011 zählt die wunderbar restaurierte «Villa Honegg» bereits heute zu den besten Wellness-Hotels Europas.

Und geniessen Sie den winterlichen Bürgenstock! Ob Sie den Tag mit Ausruhen und Wellness, Skifahren in einem der nahe gelegenen Wintersportgebiete, einer Winterwanderung oder einem Ausflug ins Luzerner Fasnachtstreiben gestalten möchten, bleibt allein Ihnen überlassen. Am Abend jedoch erwarten Sie unsere Künstlerinnen und Künstler zu einem musikalischen Karneval von Weltklasse!

Weltwoche-Spezialangebot

KARNEVAL DER STRADIVARIS
7.–13. Februar 2013, Bürgenstock
Hotel Villa Honegg****

Musikferien-Arrangements:
(Kosten pro Person bei Doppelbelegung
Preise Einzelbelegung auf Anfrage)

- im **DZ Superior** mit Alpenpanoramablick
3 Tage (7.–10.2./10.–13.2.) Fr. 1390.– (statt Fr. 1440.–)
6 Tage (7.–13.2.) Fr. 2780.– (statt Fr. 2880.–)
- in der **Junior Suite** mit Seeblick
3 Tage (7.–10.2./10.–13.2.) Fr. 1780.– (statt Fr. 1830.–)
6 Tage (7.–13.2.) Fr. 3560.– (statt Fr. 3660.–)
- in der **Corner Suite** mit Seeblick:
3 Tage (7.–10.2./10.–13.2.) Fr. 2230.– (statt Fr. 2280.–)
6 Tage (7.–13.2.) Fr. 4460.– (statt Fr. 4560.–)

6 bzw. 3 Übernachtungen in der gewählten Zimmerkategorie, inkl. Frühstück und 4-Gang-Abendessen, tägliche Kammerkonzerte inkl. Champagner-Apéro, freier Eintritt in den Spa.

Tagesarrangements:

Do., 7.2./Fr. 8.2./Sa. 9.2./So. 10.2./Di. 12.2.:

- Konzertbesuch inkl. Apéro: Fr. 135.– statt Fr. 150.–
- Konzertbesuch inkl. Apéro und 4-Gang-Abendessen: Fr. 205.– statt Fr. 220.–

Montag, 11.2. (Güdismontag):

- Konzertbesuch Teile 1 und 2, inkl. Apéro und 4-Gang-Abendessen: Fr. 235.– statt Fr. 250.–

Informationen und Reservationen:

HOTEL «VILLA HONEGG»
Telefon: +41 41 618 32 00, E-Mail: info@villa-honegg.ch
www.villa-honegg.ch
www.buergenstock-momente.com
Bitte geben Sie das Stichwort «Weltwoche» an.

Routinierte Retter ohne Plan

Von Hansrudolf Kamer — Politisch und intellektuell herrschte 2012 trotz viel nervöser Aktivität und einigem Personalwechsel Stillstand. Die Welt fand nicht aus der Krise.



Die Gesellschaft für deutsche Sprache in Wiesbaden hat «Rettungs-routine» zum Wort des Jahres 2012 erkoren. Routiniert in der Tat, wurstelten sich die Euro-Retter durch das Jahr. Ein zweites Wort des

Jahres wäre das französische «minable». Als «erbärmlich», «jämmerlich» bezeichnete Jean-Marc Ayrault, Premierminister der Grande Nation, den fulminanten Abschied von Gérard Depardieu alias Obelix. Wenn Obelix seinen Pass zurückgibt und sich nach Belgien absetzt, muss etwas faul sein in Gallien.

Nicht nur in Europa, nicht nur in Frankreich läuft einiges schief. «Turboparalyse» nennt der amerikanische Historiker Michael Lind die gegenwärtige Lage. Die Ratte im Laufrad: Er konstatiert überall pausenlose Aktivität in Politik und Wirtschaft. Man rennt und schwatzt und wirft mit Geld um sich – und das Vehikel bewegt sich trotzdem nicht.

Stagnation allüberall. In Japan kehrt nach nur drei Jahren Abwesenheit die alte Garde zurück, ohne neue Rezepte anzubieten. Die chinesische Führung wurde zwar durch Skandale erschüttert, doch die Stabsübergabe an die nächste Generation gelang reibungslos. Das Ancien Régime bleibt.

Amerika wählte den alten, Frankreich einen reformunfähigen Präsidenten. Der starke Mann Russlands liess sich nach einer Kunstpause als Regierungschef erneut zum Zaren küren und löste damit eine Protestwelle aus. Doch der Aufstand verebte in der Steppe. Das grösste Land der Welt entvölkert sich weiter und folgt seinem eigenen Kompass.

Die Europäische Union versuchte es unter der Regie von Angela Merkel beharrlich mit «mehr Europa». Politik ohne Bodenhaftung hat Tradition in eurokratischen Kreisen. Prompt kam es in Griechenland und Spanien zu gewalttätigen Strassendemonstrationen, die Widerstand gegen das «deutsche Diktat» und die Austeritätspolitik signalisierten.

Die angeblich intelligenten Finanzmärkte liessen sich durch eine einzige, fragwürdige Aussage beruhigen: Der Chef der Europäischen Zentralbank, Mario Draghi, erklärte, er werde alles tun, was es brauche, um den Euro zu stabilisieren. Nach der unbegrenzten

Garantie, der endlosen Geldvermehrung hatten die Märkte gelehzt.

Leichtes Geld regiert auch Amerika. Der Chef des Fed, Ben Bernanke, übte sich zum wiederholten Mal in «quantitative easing». Bondkäufe und tiefe Zinsen vermochten jedoch wieder nicht, die amerikanische Wirtschaft zu beleben. Die Arbeitslosigkeit sinkt, weil viele Arbeitssuchende die Suche aufgeben und ausgesteuert werden.

Kälte im arabischen Frühling

Diese Politik muss immer weiter fortgeführt werden, weil das Wachstum nicht anspringt. In Japan dauert die Übung schon seit den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts an. Europa und Amerika droht die gleiche Abwärtsspirale.

Ratlosigkeit prägte die amerikanische Präsidentschaftswahlen. Die Parteien stellten zwei abgehobene Kandidaten auf, die wenig Kontakt zur realen Welt hatten. Aufgrund seines Leistungsausweises in der ersten Amtszeit hätte Obama verlieren müssen. Er gewann trotzdem – wohl der weniger ungemütliche Kandidat.

Die Schriftgelehrten meinten, die Demografie sei entscheidend. Sie, nicht ein vages Wahlprogramm oder eine gestylte Persönlichkeit, bestimme die Politik. Die wachsende, nichtweisse, säkulare Wählerschaft Amerikas

sei das natürliche Reservoir der Demokratischen Partei. Die Republikaner befänden sich auf dem absteigenden Ast. Auch die Prognosen-Volatilität hat zugenommen.

Aussenpolitik spielte eine untergeordnete Rolle. Dies, obwohl der Mittlere Osten weiter brodelte und der Aufstand gegen Assad in Syrien immer weitere Kreise zog. Ägypten kam nicht zur Ruhe. Nur die Gaza-Krise konnte dank israelischer Raketenabwehr relativ schnell eingedämmt werden.

Der sogenannte arabische Frühling ist zum Winter verkommen. Die Terrorattacke in Bengasi, der der amerikanische Botschafter zum Opfer fiel, belegte die wieder wachsende Virulenz islamistischer Gewalt. In Ägypten wurde der unverhohlene Machtanspruch der Muslimbrüder entlarvt. Auch in der syrischen Opposition wuchs der Einfluss der Dschihadisten. Die Türkei rief die Nato zur Hilfe. Die Bündnissolidarität beschränkte sich auf die Patriot-Abwehrbatterien.

Für die Politik des Westens liess sich an diesen Turbulenzen die alte Frage nach dem geringeren Übel erneut aufrollen. Was ist weniger schlimm: säkulare Diktatoren, die sich auf ihren Machterhalt konzentrieren, oder islamistische Ideologen, die in demokratischen Wahlen an die Macht kommen, die Scharia einführen und Raketen abschiessen?

Um das Jahr abzurunden, bescherte die Uno an der Telekommunikationskonferenz in Dubai autoritären Mächten und Diktatoren einen Sieg. Eine Mehrheit der Uno-Mitgliedstaaten hiess ein Abkommen gut, das es den Regierungen formell erlaubt, den Zugang zum Internet in ihren Ländern einzuschränken. Noch ist das Internet frei, doch der Uno ist das ein Dorn im Auge. Schöne alte Welt!



Unverhohlener Machtanspruch: Mursi-Anhänger in Kairo.

Und es ward nicht Licht

Von Christoph Mörgeli

Lichter, Lichter überall. Die Vorweihnachtszeit ist ein einziges Sehnen nach dem Licht. Nach dem grossen, einen Licht, das uns aus der Dunkelheit führt. Wir schmücken die Nacht. Wir erhellen die Finsternis. Die spektakuläre Lichtshow «Adventszauber» bestrahlt in Bern die Bundeshausfassade – inklusive der sechs Fenster des Ständeratssaales. Doch die Damen und Herren Ständeräte wollen in ihrer Mehrheit trotzdem lieber in der Dunkelkammer sitzen.

Dummerweise hat die SVP diese Dunkelkammer zum Thema gemacht. Darum durfte sie kein Thema sein. Darum wurde die Kleine Kammer reflexartig in den schönsten Farben ausgeleuchtet. In der *Neuen Luzerner Zeitung* war zu lesen, der SVP-Vorwurf sei «kalter Kaffee», das mit der Dunkelkammer sei «purer Unsinn». Ein paar Monate und Abstimmungsfehler später ist alles anders. Heute fleht dasselbe Blatt: «In der Dunkelkammer werde doch noch Licht.» Die *NZZ* druckte, der Vorwurf der Dunkelkammer sei «nicht akzeptabel», «antiparlamentarischer Populismus» und eine «fragwürdige Sprache». Mittlerweile tadelt dasselbe Organ, der Ständerat sei «eben doch eine Dunkelkammer». Und der *NZZ*-Inlandchef befiehlt gebieterisch: «Es werde Licht im Ständerat.»

Die SVP mache den Ständerat als Dunkelkammer «systematisch schlecht», dabei dürften wir auf diese Kammer «im europäischen Vergleich stolz sein». So ärgerte sich der Europäer Roger de Weck im SRG-Organ *Link*. Der zweitmächtigste SRG-Gewaltige Claude Longchamp meinte auf *www.sf.tv*, der Angriff auf die «Dunkelkammer Ständerat» sei eine «typische Attacke auf die Institution». Mittlerweile spottet *www.sf.tv* über diese Institution: «Pleiten, Pech und Ständeratsabstimmungen». Der *Blick* freute sich nach dem misslungenen «Sturm» auf die «Dunkelkammer Stöckli» über die «Schweizerische Verliererpartei». Nunmehr titelt der *Blick*: «Weg von der Dunkelkammer». Die *Aargauer Zeitung* schimpfte, die SVP spreche «diffamierend vom Ständerat als Dunkelkammer». Jetzt rügt sie die «bislang fehlende Transparenz» und verlangt «Licht in der Dunkelkammer».

Journalisten gackern heute so und morgen anders. SVP-Ziele sind langfristig angelegt. Für die Ständeräte in ihrer Dunkelkammer gilt der Prophet Jesaja 8, 22: «Kein Licht schimmert in der Bedrängnis.» Und für die SVP gilt ebenfalls Jesaja 8, 22: «Und ins Dunkel ist man gestossen.»

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Wir Alpen-Dummies

Von Peter Bodenmann — Geklaute Steuer-CDs sind nichts anderes als ein Bestandteil eines unstrukturierten Informationsaustausches.



Mangelnde Beweglichkeit: Paradeplatz in Zürich.

Nach der Ablehnung des Steuerabkommens mit der Schweiz stellt sich die Frage: Was wollen eigentlich die deutschen Sozialdemokraten? Da wäre erstens eine effiziente Abschleich-Sperre für Steuerhinterzieher, die mit ihren Geldern nach Singapur verduften wollten. Und zweitens etwas höhere Steuersätze für jene, die mit ihren Geldern anonym in der Schweiz bleiben wollen.

Wenn die Banken und das von ihnen kontrollierte politische System wirklich für die Abgeltungssteuer wären, dann hätten sie – unter Absingen böser Lieder – nachgegeben. Dies darum, weil beide Punkte den Banken nicht wehtun. Im Gegenteil: Die deutschen Steuerhinterzieher wären – nach Annahme der Abgeltungssteuer – auf Dauer Gefangene des Schweizer Finanzplatzes geblieben. Nur hier hätten sie weiterhin anonym bleiben können. Und etwas höhere Steuersätze tun nicht den Banken weh, sondern deren Gefangenen.

Wer durch mangelnde Beweglichkeit eine Lösung verhindert, will sie in der Regel gar nicht. Vermutlich haben die Schweizer Bankiers längst begriffen, dass sie früher oder später um den automatischen Informationsaustausch nicht herumkommen. Und dass dieser für sie im Wettbewerb der Finanzplätze besser, da finanziell weitaus günstiger ist. Nur wir haben noch nicht begriffen, was unsere Bankiers wirklich wollen.

Um dieses Manöver zu verschleiern, produzieren von den Banken bezahlte Experten in London Studien. Mit dem wenig erstaunlichen Resultat: Der automatische Informationsaustausch bringt weniger Steuereinnahmen als die Abgeltungssteuer.

Eine weitere Nebelgranate für Schweizer Alpen-Dummies: Geklaute Steuer-CDs sind nichts anderes als ein Bestandteil eines unstrukturierten Informationsaustausches. Mit dem geklauten Datenmaterial knackten deutsche Steuerfahnder einen Steuersünder nach dem andern. Die Deutschen werden im Rahmen des Informationsaustausches noch weit effizienter arbeiten. Dies umso mehr, als neue Informationstechnologien die effiziente Auswertung grosser Datenmengen immer einfacher machen.

In regelmässigen Abständen hat die SVP in den letzten Jahren Volksinitiativen für die Rettung des Bankgeheimnisses angekündigt. Noch hat niemand auch nur eines dieser politischen Ufos gesichtet. Die Wasserträger der Banken haben längst neue Instruktionen erhalten: jammern, ja – Unterschriften sammeln, nein.

Das Steuerhinterzieher-Geheimnis ist – in der Sprache unserer Nachbarn – eine schöne Leich. Offen ist, wer sie wann und wo in welchem Weissgeld-Totenhemd beerdigt.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

ALWAYS ON TARGET !



Flagship Chrono
Ref. 6-4183.04.007
Gehäuse aus Edelstahl
Chronofunktionen
kratzfestes Saphirglas
wasserdicht bis zu 10 ATM (100m)
Swiss Made



SWISS MILITARY
HANOWA

Weitere Informationen und Verkaufsstellen:

www.swissmilitary.ch

Hanowa AG, Solothurn, Tel. 032 329 39 80, info@hanowa.ch

*Damit Unternehmen
dort liquide sind,
wo sie es brauchen.
UBS Cash Management.*



Jetzt beraten lassen:
Telefon 0844 853 002
www.ubs.com/cashmanagement

**Cash Management und Zahlungsverkehr
sind unser Handwerk seit 1862.**

UBS Cash Management bietet ideale Lösungen für Geschäfte in der Schweiz und auf der ganzen Welt. Eine Vielzahl flexibler und transparenter Lösungen decken sämtliche individuellen Bedürfnisse bezüglich Cash-Übersicht, Cash-Bewegung, Cash-Anlage und System-Integration optimal ab. Vereinbaren Sie einen persönlichen Termin.

Wir werden nicht ruhen



Willkommen auf Ess-Err-Eff

Von Kurt W. Zimmermann — Ein hübsches Beispiel aus Absurdistan. Unser Radio und Fernsehen und ihr neuer Markenname.

Es war ein grosser Tag in der Geschichte unseres Staatsfunks. Seit letztem Sonntag heisst unser Staatsfunk SRF. Der Start war ziemlich drollig.

Manche Moderatoren von Radio und TV taten sich hörbar schwer mit dem neuen Zungenbrecher: «Willkommen auf Ess-Err-Eff».

SRF heisst Schweizer Radio und Fernsehen. Die Abkürzung ist eigentlich unlogisch. Richtig müsste sie SRUF heissen. Das U nämlich ist der wesentliche Buchstabe in der Kombination. Denn Radio und Fernsehen haben fusioniert.

Nun ist aber auch die Abkürzung SRF schon kompliziert genug. Sie ist sogar extrem kompliziert. Das erfahren wir aus den internen SRF-Leitlinien zur «SRF-Markenwelt». Das Papier ist zwölf Seiten stark.

Wörtlich steht da: «Um einen konsistenten Umgang mit den neuen und den bekannten Marken über alle Vektoren zu gewährleisten, werden die Schreibweisen und Nennungen der SRF-Marken verbindlich für die Verwendung auf unseren eigenen und externen Vektoren geregelt.»

Das zwölfseitige Papier ist eines der schönsten Dokumente aus Absurdistan, die uns je zugefallen sind. Wir stellen seine Feinheiten darum gerne etwas vor.

Das bisherige Radio DRS 2 heisst zum Beispiel neu «Radio SRF 2 Kultur». «Radio SRF 2 Kultur» heisst es aber nur im schriftlichen Gebrauch. Im mündlichen Gebrauch heisst es «SRF 2 Kultur», also ohne «Radio». Die Ausnahme dieser Regel tritt in Kraft, wenn am TV eine Radiosendung mündlich angekündigt wird. Dann heisst es: «Die Sendung hören Sie auf Radio SRF 2 Kultur.»

Man kann den Sender natürlich auch mit dem Sendungsnamen anreichern. Wir hören dann «Radio SRF 2 Kultur Kultur kompakt».

Kompliziert ist es auch mit dem Personal. Korrekt ist die Bezeichnung: «Christian Zeugin, Moderator von Radio SRF 1». Unkorrekt ist diese Bezeichnung aber dann, wenn man ihn am Radio vorstellt. Dann heisst es: «Christian Zeugin, Moderator von SRF 1».

Kompliziert ist es auch mit dem Fernsehen. Ja nicht «Fernsehen SRF 1» sagen, das ist falsch. Richtig ist nur SRF 1. Wenn aber nun das Radio eine «Kassensturz»-Sendung ankündigt, dann kommt die «im Fernsehen auf SRF 1».

Haben Sie es endlich kapiert?

Markenstrategien sind darum interessant, weil sie viel über eine Unternehmenskultur aussagen. Nestlé zum Beispiel tritt mit unterschiedlichsten Marken wie Buitoni, Perrier,



Zentralstaat: SRG-Direktor de Weck.

Frisco, Maggi und Thomy im Markt auf. Denn Nestlé ist ein dezentrales und föderalistisches Unternehmen.

Unser Staatsfunk ordnet nun alles dem Kürzel SRF unter. Es darf keine anderen Bezeichnungen mehr geben. Es muss nun «Radio SRF Virus» genauso wie «SRF Info» heissen. Hier zeigt sich ein bemerkenswert zentralistisches Denken.

Dass diese Tendenz unter SRG-Generaldirektor Roger de Weck stärker wird, ist nicht überraschend. De Weck ist ein bekennder Etatist, der an die bündelnden Kräfte und die regulatorische Macht des Zentralstaates glaubt. Anders als sein Vorgänger Armin Walpen hat er Radio und Fernsehen wieder weg vom normalen Medienunternehmen und wieder hin zum Staatsunternehmen positioniert. Die Ess-Err-Eff-Walze, die nun alle Sender überrollt, ist ein Symbol für dieses Selbstbewusstsein.

Es ist nun auch gegen aussen nur noch ein einziges Staatsunternehmen, nicht mehr getrennt nach Radio und Fernsehen wie zuvor 53 Jahre lang. Nun müssen nur die Mitarbeiter die zentrale Botschaft noch richtig verinnerlichen.

Ein kleines Beispiel aus dem zwölfseitigen Marken-Papier illustriert das ganz hübsch. Falsch ist der Ausdruck «die Mitarbeitenden von SRF». Richtig ist «die Mitarbeitenden des SRF».

210 000 Franken für einen Sexblog

Von Christoph Landolt

Die 210 000 Franken, die sich die Verkehrsbetriebe Zürich (VBZ) ihr Onlineprojekt Westnetz.ch bisher kosten liessen, sind zwar, wenn man genau hinschaut, auch für ein paar Unternehmensprofile, Restauranttips und einige andere Blogs bestimmt, also für eine «Quartierplattform von und für Zürich West».



Alles aber wird dominiert vom Sexblog der 22-jährigen Linda Solanki. «Lindas Sexkolumne» hat bisher mit Abstand am meisten Besucher auf Westnetz.ch gelockt. Nachdem der *Blick am Abend* vor einer Woche ihren Beitrag mit dem Titel «Anale Qualen» bekanntmachte, war der Ansturm auf die Internetplattform der öffentlichen Verkehrsbetriebe so gross, dass der Server zusammenbrach.

Warum betreibt ein subventionierter Staatsbetrieb ein solches Portal? Die VBZ, erklärt Vizedirektor Heinz Vögeli, hätten ein denkbar simples Geschäftsmodell. «Je mehr in den Quartieren los ist, desto mehr Passagiere befördern unsere Trams und Busse.» Westnetz.ch bilde die Aktivitäten entlang der neuen Tramlinie 4 ab, die durch das Quartier Zürich-West führt.

Bloggerin Solanki erhält für ihre Arbeit eine VBZ-Monatskarte im Wert von 78 Franken. Teurer waren Technik und Redaktionskonzept: Gemäss Heinz Vögeli wurden dafür einmalig 150 000 Franken investiert. Der Betrieb der Website schlug im ersten Jahr ihres Bestehens mit rund 60 000 Franken zu Buche. Nicht eingerechnet sind die Entschädigungen für die Blogger und die Praktikantenlöhne für die Studenten. Die VBZ beschäftigt nämlich Winterthurer Fachhochschulstudenten des Lehrgangs «Journalismus und Kommunikation», die ebenfalls für Westnetz.ch eingesetzt werden.

Führen «Lindas Sexkolumne» oder die anderen Blogs dazu, dass mehr Leute Tram fahren? Die Kausalität sei natürlich nicht so einfach, sagt der Vizedirektor. «Ausschliessen, dass dies einen Einfluss hat, kann man es jedoch nicht.» Immerhin seien die «redaktionellen Beiträge» vernetzt mit einem Linienplan der VBZ. Dieses «innovative Projekt» könne man auch weiterdenken. Bisher planten die Verkehrsbetriebe aber keine Ausdehnung auf das gesamte Stadtgebiet.

«Die sogenannte Quersubventionierung der Schiene durch die Strasse ist sinnvoll und gerechtfertigt.» *Fridolin Schlittler*



«Durch Obligationen finanzieren»: Eisenbahn.

Neckischer Vergleich

Nr. 50 – «Rasende Geisterfahrer»,
«Als Anfänger bei der Staatsbahn»;
Urs Paul Engeler und Kurt W. Zimmermann
über die SBB

Die sogenannte Quersubventionierung der Schiene durch die Strasse ist sinnvoll und gerechtfertigt, denn sie entlastet den Verkehr auf den Strassen, indem mehr Leute den öffentlichen Verkehr benützen. Würden die Kosten des öffentlichen Verkehrs ganz auf die Billettkosten überwälzt, würden viele Verkehrsteilnehmer auf die Strasse wechseln, was dort zu einem Verkehrskollaps führen würde. Die Milliardeninvestitionen in den öffentlichen Verkehr sind gute und weitsichtige Anlagen. Der Vorschlag von Beat Kappeler in der gleichen Ausgabe der *Weltwoche*, die SBB durch Obligationen zu finanzieren, scheint sinnvoll.

Fridolin Schlittler, Wädenswil

Ich schätze Kurt W. Zimmermanns wöchentliche Kolumnen über die Medienbranche sehr – seinen Ausflug in den Bereich des öffentlichen Verkehrs hätte er sich aber besser erspart. Es ist immer bemüht, wenn sich notorische Bahn-Abstinenten einmal in den Zug verirren und dann gleich glauben, ihre Ahnungslosigkeit im öffentlichen Verkehr als besonders originelle Erkenntnis verkaufen zu müssen. Zunächst zu den Preisen: Dass sich die *Weltwoche* im vorhergehenden Artikel über die «Billigstbahn» auslässt, um dann eine Seite später über die hohen Preise zu lästern, ist ja

noch amüsant. Wer aber für Fr. 418.– (volles Erstklassbillet) nach Zermatt und zurück fährt, beweist nur, dass er sich keine fünf Minuten mit den Tarifoptionen seiner Reise befasst hat. Ein Halbtax-Abonnement für ein Jahr kostet Fr. 175.–, das Erstklassbillet dann noch Fr. 209.–, zusammen also Fr. 384.–, wodurch schon mal Fr. 34.– gespart wären und nebenbei noch ganzjährig ein Halbpriestaxi zur Verfügung stünde.

Der Hinweis auf die Flugpreise, zum Beispiel nach Stockholm, ist der klassische Apfel-Birnen-Vergleich: Ein kurzfristig gebuchter Flug in der Business-Class nach Stockholm kostet Fr. 1256.–; wenn man hingegen die Eco-Class-Billigangebote betrachtet, müsste man als Äquivalent bei der geschilderten Bahnreise beispielsweise zwei Gemeinde-Tageskarten heranziehen (tageskarte-gemeinde.ch) – so würde die Fahrt 80 Franken kosten.

An einem Billettschalter anzustehen, ist schon fast anachronistisch – es gibt schnelle Touchscreen-Automaten oder die App der SBB fürs Smartphone, welche das Ticket direkt als Code auf das Handy bringt.

Der Vergleich mit dem ICE in Deutschland ist neckisch. Es gibt dort zwar WLAN, das aber zu stolzen Preisen, und der Zugschaffner mit dem Bier kommt auch nur, wenn der Wagen halbleer ist, also selten – dafür sind Verspätungen von einer halben oder auch einer ganzen Stunde an der Tagesordnung. Und heutzutage, im Zeitalter der Flatrates und des fast unlimitierten Downloads bei Mobile-Abos, ist ein

WLAN schon bald wieder unnötig. Fazit: Wer als Mister Ahnungslos auf so eine Reise geht, mag im schlechtesten Fall das Dargestellte erleben – der Artikel sagt aber mehr über den Reisenden als über das Produkt öffentlicher Verkehr aus. Ich freue mich jedenfalls wieder auf die nächste Kolumne aus der Medienwelt.
Ralph Hanselmann, Staufen

Das genaue Gegenteil

Nr. 50 – «Wasserspezifische Kernelemente»;
Lucien Scherrer über den «Lehrplan 21»

Dem Inhalt des Artikels ist absolut beizupflichten. Es sei hier nur das Beispiel AdL, altersdurchmisches Lernen, herausgegriffen. Unglaublich: Da liest man immer wieder Berichte von Fachleuten und Psychologen, die betonen, wie wichtig es sei, dass die Kinder in einem ruhigen Rahmen und mit möglichst wenig Bezugspersonen lernen können, aber mit Adil wird genau das Gegenteil gemacht. Mehrfache Klassenaufteilung, Wechsel der Lehrpersonen, Änderungen in der Zusammensetzung der Schülergruppen, komplizierte Organisation und so weiter sollen die bisherigen Klassenverbände zum Auslaufmodell verkommen lassen. Höchste Zeit, dass man die Umsturzpläne aufdeckt und Gegensteuer gibt! *Oskar Meier, Bazenheid*

Ganze Berufsgattung verunglimpft

Nr. 49 – «Der neue Klerus»;
Josef Lang über Zug

Etwas erstaunlich, dass – analog Bodenmann zum EWR – ausgerechnet Josef Lang seine gewohnt einseitige Optik zum (von der *Weltwoche* offenkundig gewohnt fachkundig recherchierten) Fall Romer äussern kann. Er nimmt dabei kaum auf den konkreten Fall Bezug, sondern nutzt die Gelegenheit, ganze Berufsgattungen und in seinem marxistisch-atheistischen Credo sogar auch noch den Klerus zu verunglimpfen. Als Anwalt fühle ich mich – wie viele andere seriöse Berufsleute – auch persönlich diffamiert und erachte mich weder als «Linken» noch als «Deppen» noch als «Berufsmillionär»! In diesem ideologischen Rundumschlag wird der ganze Kanton schlechtgemacht, von dem der Autor mit einem Pseudo-Wohnsitz politisch und steuermässig jahrelang profitiert hat! Nicht gerade glaubwürdig und konsequent!
Rudolf Kleiner, Cham

Korrigenda

Im «Intern» ist uns letzte Woche in der Bildlegende ein Fehler unterlaufen: Thomas Müller, Stadtpräsident von Rorschach und Nationalrat, ist Mitglied der SVP und nicht, wie irrtümlich angegeben, der FDP. Wir bitten um Entschuldigung.
Die Redaktion

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man eingefleischte Vegetarier, bei denen man zu Weihnachten eingeladen ist, bitten, einem ein Fleischgericht zuzubereiten?

Markus Müller, Obernau

Nein. Entweder Sie bringen Ihre eigene gebratene Gans mit und riskieren damit, Ihren Gastgebern den Appetit zu verderben, oder Sie stochern appetitlos im Quorn-Geschnetzelten herum. Vermeiden Sie beides, und laden Sie sich aus. Es ist grundsätzlich davon abzuraten, das Fest der Liebe mit Menschen zu verbringen, in deren Gesellschaft schon das, was auf den Teller kommt oder eben nicht, zur Kollision von Weltanschauungen führen kann. Es sei denn, es handle sich bei den betreffenden Menschen um Ihre Familie. In diesem Fall helfen sowieso nur noch grosse Mengen Rumpunsch. *Sacha Verna*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Neujahrsveranstaltung

Mittwoch, 2. Januar 2013, 10.45 Uhr

in der **Markthalle Toggenburg** in Wattwil/SG

Ansprache von

Christoph Blocher

Nationalrat und alt Bundesrat

Würdigung grosser Toggenburger-Persönlichkeiten



Huldrych Zwingli

(1484-1531)

«Alle Menschen sind geschaffen zu hohem Tuon, nit alle zu hohem Wüssen»



Ulrich Bräker

(1735-1798)

«Der arme Mann im Tockenburg»



Babeli Giezendanner

(1831-1905)

«Die Toggenburger Senntum-Malerin»

und ihre Bedeutung für die heutige Schweiz

Originale von Bildern Babeli Giezendanners werden am Anlass ausgestellt. Eintritt frei, Imbiss nach der Veranstaltung offeriert.

Parkplätze vor Ort vorhanden. Vom Bahnhof Wattwil in 8 Minuten zu Fuss erreichbar.

Es laden ein: SVP Wattwil, SVP Toggenburg,
SVP des Kantons St. Gallen
www.blocher.ch



Wir sind 2012

Was hat dieses Jahr gebracht?
Ein Rückblick in Gesprächen.

38	Boris Johnson
42	Peter Spuhler
45	Philipp Rösler
48	Philippe Becquelin
50	Xenia Tchoumitcheva
52	Ernst Baltensperger
54	Martin Werlen
58	Nicola Spirig
60	Mario Gattiker
63	Yanick Sgaga
64	Andy Tschümperlin
66	Wladimir Klitschko
69	Harper Reed
72	Harald Schmidt
76	Stefanie Heinzmann
78	Giuseppe Cipriani
80	Marie-Gabrielle Ineichen-Fleisch
82	Alice Cooper
85	Elif Erisik
86	Christian Spuck
88	Markus Imhoof
92	Elsbeth Stern
94	Tanja Grandits
96	Susanne Leuenberger
98	Efraim Halevy
100	Ueli Graf
101	Gökhan Inler
102	Stefan Bachmann



Hinter dem Mond: Rekordjäger Felix Baumgartner am 14. Oktober 2012 vor dem Sprung aus der



Stratosphäre.

Weltwoche Nr. 51/52.12
Bild: Jay Nemeth (Red Bull)

Bild des Jahres

Der Fall

Von Daniele Muscionico

Das also war sie, unsere Mondlandung des vergangenen Jahres. Bis in die dramaturgischen Details war sie die Wiederholung der Live-Übertragung der Apollo-11-Mission, des ersten Fernsehereignisses der Menschheitsgeschichte. Sie glich ihm bis ins Detail, mit einer winzigen Ausnahme – hat es überhaupt jemand bemerkt?

Der Held des Jahres 2012 in seinem Raumstrampler by Neopren stand am Ende der Sendung nicht im Mondstaub, sondern im Staub der Prärie von New Mexico. Die Erde hatte ihn wieder, denn sie war ja sein Ziel. Die Siegerkulisse war nicht das Meer der Stille, sondern ein amerikanischer Viehzaun, und imaginierte Bullen klatschten Beifall, Corned Beef.

Um die Welt zu betrachten, braucht man einen ausserweltlichen Standpunkt. Die Einsicht verbindet Philosophen mit Raumfahrern. 2012 war das Jahr, als «das Philosophische Quartett» abgelöst wurde von einem Produkt eines Bullenmarkts, das sich über die Sphären des Irdischen erhob.

Doch welche Nachricht hat Felix Baumgartner an die Weltgesellschaft verschickt? Für welches Versprechen stand das Projekt Stratos? Die allerneueste Mondlandung war eine Rekordjagd, die nicht eine zusammengesparte Nasa verantwortet hatte, sondern der Fabrikant eines Getränks, das in Kombination mit Wodka das Nachtleben zu verlängern verspricht.

Die Ankunft auf dem toten Erdtrabanten damals, eine Metapher für den Aufbruchsgeist der sechziger Jahre. Eine Landnahme im Nirgendwo, öde die Gegend, unbewohnbar und lebensfeindlich die Ecke, nicht einmal Menschenfresser in Sicht, doch man war da, hatte erobert, pflanzte die Fahne. Sieg.

Es gibt einen himmelweiten Unterschied zwischen der Apollo-Mission und dem Projekt Stratos. Wo Neil Armstrong einen kleinen persönlichen Schritt tat und einen grossen für die Menschheit meinte, spielte der Held 2012 ein Nullsummenspiel. Es ging um die pure Gewinnung von Fallhöhe. Ein Aufschwung, um den Abschwung zu feiern.

Aufstieg, Wendepunkt, Fall sind die Essenz einer griechischen Tragödie. Doch anders als Ikarus, der aus Verblendung stürzte, hatte Baumgartner einen Fallschirm im Reisegepäck. Ein Desaster mit Reissleine. Auch das ist eine Metapher für unsere Zeit: zu glauben, dass wir die Katastrophe kontrollieren könnten. Und mit ihr sogar Geld verdienen, das Unglück als Wertpapier. Rief da einer Dekadenz?

Der gute Mann lebt wohl hinter dem Mond.

«Ich will ein «Britzerland» schaffen»

Boris Johnson plädiert für einen politischen Verbund zwischen der Schweiz und Grossbritannien. Beim exklusiven Treffen mit der *Weltwoche* rechnet der Londoner Bürgermeister mit der EU ab, empfiehlt Graubünden, für die Olympischen Spiele zu kandidieren, und lobt Roger Federer. Von *Andrew Gimson*



«Ich sehe keinerlei Art von Entwicklung»: Polit-Star Johnson.

Boris Johnson will eine neue Partnerschaft namens «Britzerland» schaffen. Er hofft, dass Grossbritannien und die Schweiz Gründungsmitglieder «eines neuen Verbunds ausserhalb der Europäischen Union» werden, der Freihandel mit dem Euro-Raum betreibt und das Recht hat, die Bedingungen für diesen Handel mitzugestalten, aber sich ansonsten nicht an dem integrationistischen Brüsseler Gesamtkonzept beteiligt.

Londons Bürgermeister ist ein Optimist. Die Einwände der Brüsseler Insider, die sagen, niemals würden Deutschland und Frankreich einem solchen Abkommen zustimmen, wischt er beiseite. Boris – niemand in London redet von ihm als Mister Johnson, er heisst schlicht Boris – hofft, dass die Schweizer begreifen, dass ein Beitritt zu diesem neuen EU-Aussenverbund in ihrem nationalen Interesse ist. Auch Norwegen und Schweden möchte er dafür aufbieten. Wenn Norwegen mitmacht, wäre «Norbritzerland» als Name nicht ausgeschlossen, sagt Boris.

Die EU in ihrem heutigen Zustand entlockt ihm nur Spott. Als ich ihn Mitte Dezember im Auftrag der *Weltwoche* in seinem Büro in der City Hall traf, das eine spektakuläre Aussicht auf die Tower Bridge hat, fragte ich ihn, was er als den am schlechtesten funktionierenden Teil der EU betrachtet. Er antwortete: «Das ist ein heissumstrittener Titel. Aber am besten gefällt mir die sogenannte gemeinsame Aussen- und Sicherheitspolitik. Sie ist absolut lächerlich.»

In einer Rede, die er am 4. Dezember in London hielt, verurteilte Boris die britische Regierung für ihre Unterstützung einer engeren EU-Gemeinschaft als Weg zur Rettung des Euro. «Ich verstehe nicht, warum wir die Länder der Euro-Zone ständig auffordern, diese Steuer- und Politunion fortzusetzen, obwohl wir alle im Herzen wissen, dass das undemokratisch und daher intellektuell und wahrscheinlich auch moralisch falsch ist.»

«Der Euro wird explodieren»

Boris ist überrascht, dass Länder wie Griechenland noch nicht aus der Euro-Zone gedrängt worden sind. Auf die Frage, was seiner Meinung nach 2012 die bestürzendste EU-Nachricht gewesen sei, sagte er: «Dass meine Voraussage, bis Weihnachten werde der Ouzo billiger sein, nicht in Erfüllung gegangen ist.» Inzwischen glaubt er, dass «dieser Albtraum von gewaltsamer Vereinheitlichung, in dem die wirtschaftlich unterschiedlichsten Länder zu einer Einheitswährung gezwungen werden», noch bis nach den Wahlen in Deutschland im nächsten Jahr anhalten könnte. Aber er hält nach wie vor daran fest, dass der Euro «früher oder später explodieren wird».

Johnsons schneidende Angriffe auf Europa stellen die diplomatische Vorsicht seines konservativen Parteigenossen David Cameron bloss. Der britische Premier hat die undankbare Aufgabe, seine vorwiegend euroskeptische Partei durch Zugeständnisse aus Brüssel bei Laune zu halten. Cameron wurde von Boris während der Londoner Olympischen Spiele in den Schatten gestellt und riskiert heute, in der viel bedeutsameren Frage nach dem Verhältnis Grossbritanniens zu Europa erneut zurückgedrängt zu werden.

Die Anhänger des Premierministers können nicht behaupten, der Bürgermeister wisse nichts über die EU. Boris, Jahrgang 1964, verbrachte einen Teil seiner Kindheit in Brüssel, kehrte als Journalist von 1989 bis 1994 in die belgische Hauptstadt zurück und machte sich einen Namen als Verfasser sehr nuancierter Artikel über die damals von Jacques Delors geleitete Europäische Kommission und ihre Versuche, ihre Machtstellung gegenüber nationalen Regierungen auszubauen.

Boris will, dass Cameron ein Europa-Referendum abhält. Dabei sollen entweder neu ausgehandelte Freihandelsbeziehungen («Britzerland») oder ein Austritt Grossbritan-

Johnson glaubt, dass man die Vorteile einer EU-Mitgliedschaft haben kann ohne deren Nachteile.

niens aus der EU zur Wahl stehen. Der Bürgermeister will für erstere werben. «Unsere ausländischen Investoren», sagte er mir, «würden es nicht schätzen, wenn wir uns von einer umfassenden Freihandelszone abkapseln.»

Obwohl Boris wie ein Aufwiegler klingt, ist er in Wahrheit gemässiger als die vielen Konservativen, die der EU ganz den Rücken kehren möchten, ebenso wie die Mitglieder der kleinen, aber wachsenden United Kingdom Independence Party (Ukip). Der Bürgermeister gesteht ein, dass er von den Hardlinern unter den Euro-Skeptikern immer als «unverbesserlich weich» angesehen wurde, wenn es um Grossbritanniens Mitgliedschaft in der EU ging. Er hingegen glaubt daran, dass man den Spatz in der Hand und die Taube auf dem Dach haben kann: die Vorteile einer EU-Mitgliedschaft ohne ihre Nachteile.

Manchmal spricht Boris – der sich ungern schlecht stellt mit Leuten und oft seinen Charme und seinen Humor einsetzt, um wieder zu versöhnen, wen er beleidigt hat – durchaus wohlgesinnt über Einzelaspekte der EU. Auf die Frage nach dem unfähigsten Politiker in Brüssel sagte er: «Das ist sehr, sehr schwer zu sagen. Und ich sollte besser vorsichtig sein mit meiner Antwort, denn ich habe vor kurzem acht Millionen Pfund für die Seilbahn über die Themse bekommen. Deswegen möchte ich hier kurz innehalten und Mister Hahn

danken (der Österreicher Johannes Hahn ist EU-Kommissar für Regionalpolitik). Ich will kein schlechtes Wort über ihn hören.»

Die Frage, ob die Heftigkeit angemessen sei, mit der die Schweiz unter Druck gesetzt werde, ihr Bankgeheimnis aufzugeben, verunsicherte ihn einen Moment lang, was man selten bei ihm sieht. Es war eindeutig kein Thema, mit dem er sich näher befasst hatte. «Ich denke, dass es natürlich nicht angeht, dass irgendwelche Kerle, dass Menschen Gelder aus Verbrechen waschen und Drogen-gelder verstecken können. Ich habe keine sehr eindeutige Meinung über das Bankgeheimnis. Man muss ein Gleichgewicht finden zwischen Verbrechensbekämpfung und dem Recht der Menschen auf Geheimhaltung ihrer finanziellen Angelegenheiten.» Aber die Schweiz habe ein Anrecht darauf, ihre Geschäfte ohne Einmischung von aussen – «und schon gar nicht von Seiten der Amerikaner» – zu regeln.

Im Zweifel für Murray, obwohl er Schotte ist

Die Olympischen Spiele waren ein deutlich erfreulicherer Gesprächsthema. Während der Sommerspiele wurde der Bürgermeister weltweit ein prominenter Mann, dank der Energie und der Begeisterung, mit der er die Besucher empfing. Das Bild, auf dem er – einen Helm auf dem Kopf und zwei Union-Jack-Fähnchen in den Händen – an einem Hochseil plötzlich baumelnd hängenblieb, ging um die Welt. Ich fragte ihn, ob die Schweiz seiner Meinung nach für die Winterspiele 2022 in Graubünden kandidieren solle. «Unbedingt», sagte er. «Es bringt die Menschen zusammen, das ist fantastisch.» In seinen Augen waren die Spiele in London so erfolgreich, weil sie mitten in einer sehr armen Gegend von Ostlondon stattfanden, die dadurch «massiv aufgewertet wurde» und «entschieden bessere Verkehrsverbindungen erhielt».

Die britische Presse fürchtete, die Spiele würden ein Desaster, weil Londons Busse und U-Bahnen den Ansturm der Besucher niemals würden bewältigen können. Die düsteren Prophezeiungen erwiesen sich als völlig falsch. Für Boris war «die schiere Feindseligkeit der Presse» im Nachhinein ziemlich nützlich. Nicht nur hatte sie «Erwartungen heruntergefahren», sondern «in allen, die für die Spiele arbeiteten, einen unglaublichen Teamgeist geweckt»: Sie waren entschlossen, die Medien-Pessimisten zu widerlegen. Und es gelang ihnen.

Der berührendste Moment für Boris war der, als Mo Farah – in Somalia geboren und in London aufgewachsen – im 5000-Meter-Lauf die zweite Goldmedaille gewann, nachdem er schon über 10 000 Meter gewonnen hatte.

Boris ist ein begeisterter Tennisspieler und grosser Bewunderer von Roger Federer. Ich fragte ihn, ob er vielleicht heimlich ein grösserer Fan von Federer als von Andy Murray sei,

dem britischen Top-Spieler, der Federer an den Olympischen Spielen im Einzel-Final der Männer besiegte. «Wenn ich die Wahl habe zwischen Federer und Nadal, bin ich allemal für Federer», sagte Boris. «Aber in diesem Fall muss ich Murray sagen – obwohl er Schotte ist.»

Wenn er von Interviewern gefragt wird, warum er sich für eine Herabsetzung der Steuern für Spitzenverdiener von 45 auf 40 Prozent einsetzt, verweist der Bürgermeister gern darauf, dass Roger Federer nach dem Wimbledon-Titelgewinn 2012 in der Schweiz sehr viel weniger Steuern bezahlte – vielleicht 20 Prozent –, als Grossbritannien seinem Gegner Andy Murray bei einem Sieg abgeknöpft hätte.

Der Bürgermeister ist überzeugt, dass die britischen Steuersätze wettbewerbsfähiger werden müssen, wenn verhindert werden solle, dass man Geschäfte an Länder wie die Schweiz verliert. Noch, sagte er mit Stolz, habe London nicht dramatisch viele Kunden an andere europäische Zentren verloren: «Es wurde ständig geunkelt, dass unsere Finanzinstitute nach Zug oder Zürich umsiedeln würden. Aber das ist noch nicht eingetreten, zumindest nicht in dem Umfang, mit dem viele gerechnet hatten. Das mag an den vielen Annehmlichkeiten liegen, die London zu bieten hat: Restaurants, Theater, Nachtleben, Museen.»

«Punk ist unabdingbar»

Boris hat französische Unternehmen immer wieder eingeladen und mit seinem heftigen Akzent gesagt: «Venez à Londres.» Das sei der Ort, um den «Sansculotten» zu entkommen, welche die französische Regierung übernommen hätten. Er bestätigte mir gegenüber, die Einladung an die Franzosen, nach London zu ziehen, sei «sehr ernst gemeint» und gelte «natürlich ebenso für Schweizer Firmen».

Der Bürgermeister gab zu, dass die Mieten in London absurd hoch sind: «Es ist verrückt.» Aber er sagte auch, dass seit seinem Amtsantritt 2008 die Bevölkerung um 600 000 Einwohner gewachsen sei und inzwischen 8,2 Millionen betrage. Andererseits betonte er, dass London bereits 1911 und dann erneut 1939 eine Bevölkerung von 9 Millionen gehabt habe. Und er beharrte darauf, dass es genug Bauland gebe in Gebieten wie den ehemaligen Royal Docks, um grossflächig neuen Wohnraum zu errichten, was er auch durchsetzen will. Natürlich beabsichtigt er genauso wenig wie andere Politiker, damit einem destabilisierenden Einbruch der Immobilienpreise Vorschub zu leisten.

Da wir nur noch wenig Zeit hatten, stellte ich Boris eine Reihe von Fragen, auf die er sehr knapp antwortete.

Wie sehr muss man heute Punk sein, um ein politisches Amt zu bekleiden?

(Ohne Zögern) Sehr – es ist unabdingbar. Mein Lifestyle orientiert sich am Punk. Sid Vicious, Johnny Rotten, Nancy Spungen.

Wie sehen Sie die Zukunft der Konservativen in Grossbritannien und in der westlichen Welt?

Hell.

Sie plädieren bei den Konservativen sehr stark dafür, Klassiker und Klassenzugehörigkeit nicht zu vermischen. Sie verlangen auch für staatliche Schulen Lateinunterricht. Was nützt das Studium einer toten Sprache?

Ich habe zwanzig Jahre lang nichts studiert als Latein, und heute bin ich für jeden Bus in London verantwortlich. *Quid plura?* [Lateinisch für: «Was ist mehr dazu zu sagen?»]

Warum sind Sie für Schwulenehen, obwohl die konservative Basis dagegen ist?

Die Ehe ist eine gute Sache. Ich halte es für eine Schande, Menschen das Glück dieser Institution vorzuenthalten, wenn sie es sich wünschen.

Haben Sie Ihre Meinung dazu nicht geändert?

Nein. Ich stellte dazu vor einigen Jahren eine sokratische Frage, weil ich das Ziel der Veränderung verstehen wollte. Als ich klein war, redete niemand darüber. Unsere Generation musste einfach mit dem neuen Programm gehen, und das tat ich.

Die sokratische Frage, auf die Boris sich bezieht, stellte er 2001: «Wenn Schwulenehen okay sind – und ich war mir darin unsicher –, dann sah ich keinen prinzipiellen Grund, warum Ehen zwischen drei Männern nicht genauso erlaubt sein sollten wie zwischen zwei. Oder Ehen zwischen zwei Männern und einem Hund.»

Wie denken Sie über den Klimawandel? Haben die Wissenschaftler recht?

Es gibt mit grosser Wahrscheinlichkeit einen von Menschen verursachten Klimawandel. Deswegen verfolgen wir diverse Strategien der Umweltpolitik. Ob sie dem Problem gerecht werden, ist eine andere Frage.

Wie haben Sie sich Ihrer Meinung nach als Politiker entwickelt, seit Sie 2008 erstmals zum Bürgermeister gewählt wurden?

Ich sehe keinerlei Art von Entwicklung.

Diese schlaue, komische Selbstironie ist charakteristisch für den Mann. Boris ist keiner, der damit angibt, dass er mit dem Amt gewachsen ist. Dabei gibt es keinen Zweifel, dass der Bürgermeister immer häufiger als möglicher Nachfolger für Premierminister David Cameron genannt wird. Im Mai 2012 wurde er trotz der in London vorherrschenden Unbeliebtheit seiner Partei für eine zweite Amtsperiode gewählt.

Natürlich stellte ich die Pflichtfrage. Eine Woche zuvor hatte er geantwortet, seine Chance, Premier zu werden, sei «ungefähr so gross wie die, im nächsten Leben als Bohne oder Rübe auf die Welt zu kommen». Bei unserem Treffen schätzte er seine Aussichten ein wenig höher ein: «Klar, wenn plötzlich ein Ball aus den hinteren Reihen des Gedränges käme, würde ich mich verpflichtet fühlen, ihn zu erwischen.»

Auf zum Christbaum-Kaufen

Boris war als Jugendlicher ein begeisterter Rugbyspieler, der natürlich einen solchen Ball gepackt hätte und an die Linie gespurt wäre, um Punkte zu machen. Er ist ein enorm konkurrenzorientierter Mensch mit einem grossen Talent, unerwartete Möglichkeiten zu nutzen. Gegenwärtig gibt es keine Chance auf das Amt des Premiers, was für Boris vielleicht ein Glück ist. Denn um Premierminister zu werden, müsste er zuerst ins Unterhaus zurückkehren. Seine zweite Amtszeit als Bürgermeister endet 2016, und er hat bereits angekündigt, dass er nicht für eine weitere Amtszeit kandidieren will. Legal hat er die Möglichkeit, im Wahljahr 2015 ins Unterhaus zurückzukehren und während seines letzten Jahres als Bürgermeister ein Doppelamt auszuüben.

Boris' Medienbetreuer, der beim Interview dabei war, hatte uns schon mehrmals ermahnt, die Zeit sei gleich um. Der Bürgermeister nahm seine Füsse vom Pult und sagte, er müsse jetzt einen Christbaum kaufen gehen. Aber dann fiel sein Blick auf den *Evening Standard*, den ich mitgebracht hatte, Londons Abendzeitung. Er blätterte darin und hielt inne, als er auf einen Artikel stiess, der mit den Worten begann: «Heute kanzelte David Cameron Boris Johnsons Aufrufe ab, die Beurteilung von Flughäfen im Südosten der Stadt zu beschleunigen.»

Der Bürgermeister las den Artikel sehr aufmerksam und sah dann an die Decke, als wolle er sagen: «Was kann man anfangen mit einem Premierminister, der nicht die Risikomentalität hat, um einen neuen Flughafen für London zu bauen?» Boris würde gerne einen Flughafen an der Themsemündung bauen – ein Projekt, das jeder «Boris Island» nennt. Cameron möchte die Entscheidung bis 2015 aufschieben und bis dahin weiter irgendwie mit Heathrow auskommen.

Die Meinungsverschiedenheit ist bezeichnend für den Unterschied zwischen den beiden Männern. Boris ist zu viel grösseren Risiken bereit als Cameron. Er ist, wie hoffentlich aus diesem Text hervorgeht, eine sehr ungewöhnliche Figur: ein Politiker, der gewillt ist, kühne und intelligente Dinge zu heiklen Themen wie Europa zu sagen und gleichzeitig selbstironisch zu sein.

Andrew Gimson ist Autor der Biografie «Boris – The Rise of Boris Johnson», erschienen bei Simon & Schuster. Aus dem Englischen von Beatrice Schlag

Der Coupe

DER-GÖTTI-SOLL-ESSEN-
ANSTATT-WIEDER-SO-FALSCH-
O-TANNENBAUM-ZU-SINGEN



Die feine Inspiration für Ihre Festtage. Mit Crème d'or bereiten Sie für jeden Gast das passende Glacedessert zu. Die exquisiten Klassiker und aufregenden Limited Editions erfüllen jeden süßen Wunsch. Dank erlesenen Zutaten und feinem Schweizer Rahm verwöhnt Crème d'or jeden Gaumen. Festliche Rezepte für Sie und Ihre Liebsten: www.creme-d-or.ch

Crème d'or

MIGROS
Ein M besser.



«Ich schockierte damit alle»: Firmenbesitzer Spuhler, 53.

«Ich kusche einfach nicht»

Gibt es keinen Platz mehr für Unternehmer in der SVP? Peter Spuhler, der nach dreizehn Jahren als Nationalrat zurücktritt, über das Politisieren als neoliberaler Exportindustrieller unter Bauern, Nationalkonservativen und Gegnern der Personenfreizügigkeit. *Von Markus Schär*

Wir führen dieses Gespräch im Bundeshaus, während Ihrer letzten Session als Nationalrat. Macht es Ihnen etwas aus, dass es die Dernière ist?

Ich gebe zu, der Entscheid zurückzutreten fiel mir schwer.

Bereuen Sie ihn schon?

Nein, wenn entschieden ist, dann ist entschieden. Aber es waren dreizehn Superjahre mit spannenden Begegnungen, harten Auseinandersetzungen, auch guten Freundschaften, nicht nur in der Fraktion, sondern bis hin zur SP.

Und diese Freundschaften halten auch, wenn Sie aus der Politik aussteigen?

Ganz sicher, wir werden uns gelegentlich wieder bei Einladungen sehen. Und ich bleibe der SVP eng verbunden. Ich würde mich auch für ein Amt zur Verfügung stellen, das nicht so zeitintensiv ist wie ein

Nationalratsmandat, also in einer Kommission mitarbeiten oder ein Papier erstellen.

Aber Sie sind nicht ständig im Bundeshaus anzutreffen, weil es ohne Sie nicht geht?

Nein, ich werde nicht als Schatten-Nationalrat durch die Wandelhalle geistern; es gibt genug Kollegen, die das tun. Und ich werde auch nie ein Buch schreiben.

Schade, ich könnte Ihnen einen Ghostwriter empfehlen.

Eine Ausnahme mache ich vielleicht. Ich sammelte die verrücktesten Briefe, die ich bekam. Da ist alles dabei, von Heiratsanträgen bis hin zu Morddrohungen. Ich würde gerne einen Bildband veröffentlichen: «Liebesbriefe an einen Nationalrat».

Was war der originellste Brief?

Eine Frau schrieb mir einmal, sie möchte mit mir kuscheln, samt Föteli und dem vollen Programm.

Was werden Sie vermissen?

Die Debatten. Ich rang gerne mit Argumenten um Lösungen, in der «Arena» wie in den Kommissionen. Und ich setzte mich immer dafür ein, die politischen Gegner zu überzeugen, dass wir die Schweiz nicht mit immer noch mehr Gesetzen, sondern mit besseren Rahmenbedingungen stärken.

Haben Sie damit etwas erreicht?

Ja, ich glaube, ein Unternehmer kann in der Fraktion und in den Kommissionen aus der Praxis heraus argumentieren, also auch einmal sagen: Es ist ja schön, wie ihr euch die Welt vorstellt, aber sie funktioniert nicht so, wenn man jeden Tag um Aufträge kämpfen und am Monatsende die Löhne zahlen muss. Da hören auch die politischen Gegner zu. Darum ist es so wichtig, dass Unternehmer dieses zeitraubende Amt auf sich nehmen. Es wäre fatal, wenn die Wirtschaft ihre Ver-

antwortung nur noch an die Verbände und die Lobbyisten delegieren würde.

Sie liessen, als Sie den Rücktritt ankündigten, ganz leise die Möglichkeit eines Comebacks offen. Wollen Sie doch noch Bundesrat werden?

Nein, Bundesrat werde ich sicher nicht. Und ein Ständeratsmandat kann ich mir auch nicht vorstellen; das zeitliche Engagement dafür ist deutlich höher als für den Nationalrat. Das lässt sich also mit operativer Führung nicht vereinbaren. Im Nationalrat geht es knapp, weil man sich da auf eine Kommission beschränken kann. Dafür habe ich einen Türspalt offen gelassen; aber die Wahrscheinlichkeit, dass ich zurückkomme, ist sehr, sehr klein.

Warum eigentlich nicht Bundesrat?

Ich bin einfach kein Exekutivpolitiker. Ich liebe meine Freiheit als Unternehmer. In ein Führungsgremium von sieben Gleichberechtigten liesse ich mich schlecht einspannen.

Christoph Blocher hat gezeigt, dass sich gerade dank unternehmerischem Denken im Bundesrat etwas bewegen lässt.

Natürlich gibt es bei uns Parallelen, aber auch grosse Unterschiede. Christoph Blocher hatte das Glück, dass seine Kinder in seiner Firma die Nachfolge antreten konnten. Ich habe es nicht. Und ich müsste meine Firma verkaufen: Es ginge ja nicht, dass ich als Bundesrat regieren und dass sich daneben Stadler Rail um Aufträge der SBB bewerben würde. Dieser Preis wäre mir zu hoch.

Haben Sie etwas von Blocher gelernt?

Ja, viel. Er ist für mich eine absolute Ausnahmeerscheinung, als Unternehmer und auch als Politiker. Ein solches Kaliber gibt es alle hundert Jahre einmal. Ich habe zu ihm ein viel besseres Verhältnis, als es die Medien immer kolportieren. Wir treffen uns auch ab und zu privat. Aber ich sage es ihm halt, wenn ich finde, er liege falsch, gerade in der Fraktion. Das stellten die Medien dann als Auseinandersetzung der Alphatiere dar.

Ich wollte Hahnenkampf sagen.

Nein, das war es nie. Ich kusche einfach nicht, und wenn wir vom Wirtschaftsflügel eine andere Meinung hatten als die Parteiführung, vertrat ich sie auch nach aussen. Wir sind eine Volkspartei, da muss es Meinungsvielfalt und auch einmal Knatsch geben. Wer das nicht erträgt, der gehört nicht ins Bundeshaus.

Reizte es Sie nie, Blocher zu beweisen, dass Sie noch besser wären als er?

Nein, dann hätte ich Bundesrat werden müssen. Und das schloss ich wirklich von Anfang an aus.

Was geschieht eigentlich, wenn Sie heute unter den Zug kommen?



«Ein solches Kaliber»: mit Blocher in Bern.

Ich hoffe, es gäbe eine grosse Lücke. Ich wünsche mir ja nicht, dass alle froh sind, wenn ich weg bin, damit es mit der Firma endlich aufwärtsgeht. Das sagte ich auch einmal Bankern, da schauten sie mich gross an.

Nicht ganz ohne Grund.

Selbstverständlich sind die Stellvertretungen geregelt. Meine Frau müsste den Sitz im Verwaltungsrat übernehmen, und meine Kinder, die um die zwanzig sind, könnten gelegentlich nachrücken.

Ist noch völlig offen, ob Ihre Kinder ins Unternehmen einsteigen?

Ja. Mein Sohn möchte jetzt in London Business studieren. Das finde ich gut, aber ob er je in die Firma kommt, ist offen.

Schauen wir zum Abschied zurück: Die NZZ am Sonntag schrieb kürzlich, Sie hätten für die FDP in die Politik einsteigen wollen. Aber Nationalrat Ernst Mühlemann habe Ihnen geraten, die Ochsentour zu machen und vorerst in die Schulbehörde zu gehen.

Das stimmt so nicht. Der damalige Präsident der FDP Thurgau lud mich Mitte der neunziger Jahre zum Nachtessen ein und fragte mich wegen einer Kandidatur für das Kantonsparlament an. Ernst Mühlemann nahm nie Kontakt mit mir auf; er vermied es ja tunlichst, mögliche Konkurrenten aufzubauen.

Und dann kam die SVP?

Ja, ich traf einmal Roland Eberle, mit dem ich in Zürich ins gleiche Schulhaus gegangen war. Über ihn kam ich in Kontakt mit Ständerat Hans Uhlmann und Nationalrat Otto Hess. So liess ich mich 1999 auf die Liste setzen und kam gleich in den Nationalrat.

Sie gewannen mit der relativ höchsten Stimmenzahl landesweit jeweils Ihren Sitz selber. Aber herrschte in der Partei von Anfang an Begeisterung, dass da ein junger Unternehmer ohne politische Erfahrung daherkam?

Die Partei nahm mich problemlos auf – obwohl ich von Zürich kam.

Die SVP Thurgau ist aber noch viel stärker bäuerlich geprägt als die SVP Schweiz. Gab es nie Knatsch?

Nein. Natürlich komme ich aus der neoliberalen Ecke. Aber ich half auch immer mit, die Anliegen der Bauern in Bern zu vertreten.

Können Sie als Neoliberaler denn noch in den Spiegel schauen, wenn Sie für Milliarden subventionen kämpfen?

Ja. Wir sollten doch sehen, unter welchen Bedingungen unsere Bauern bestehen müssen. Das fängt an mit der EU: Etwa vierzig Prozent ihres Budgets fliessen in die Landwirtschaft. Warum sollen wir also wieder eine Branche dichtmachen, wie wir es mit dem Finanzplatz tun? Weiter verlangt unser Souverän viel strengere Vorschriften bei Tierhaltung und Gewässerschutz. Wenn die Bürger also eine weitere Verteuerung der Produktion wollen, dann soll der Staat dafür zahlen.

Lästermäuler sagen Ihnen nach, Sie hätten als Zug-Unternehmer auch von Milliarden subventionen profitiert.

Das stimmt, aber es geht nicht um Subventionen, sondern um Investitionen.

Machte der Kanton Thurgau eigentlich Industriepolitik, als er für die Mittelthurgaubahn (MThB) bei Stadler Züge bestellte?

Natürlich half uns der Auftrag für zehn Gelenktriebwagen, als die MThB 1998 die Seelinie von den SBB übernahm. Das war für uns die Referenz für die Expansion ins Ausland. Aber von Industriepolitik würde ich nicht sprechen. Wir gewannen die Ausschreibung – *that's it*.

Was sagen Sie als Neoliberaler dazu, dass wir im öffentlichen Verkehr höchstens die Hälfte der Kosten aus dem eigenen Sack bezahlen?

Das ist die andere Seite, nicht meine.

Sie profitieren doch massiv vom billigen Überangebot im öffentlichen Verkehr.

Einverstanden, wir haben über Jahrzehnte die Mobilität viel zu günstig angeboten. Es zahlte sich aus, jeden Tag vom Thurgau nach Zürich zu pendeln, statt in Zürich zu wohnen. Das Ergebnis ist die Zersiedelung. Aber wir müssen nochmals einen Schritt zurückgehen. Als ich in den 1970er Jahren in Zürich in die Schule ging, hatte die Stadt über 500 000

Einwohner. Doch wegen einer verfehlten Bauverordnung konnten die Dienstleister nirgends in Bahnhofnähe Hochhäuser bauen. Darum machten sie sich in den Wohnhäusern breit und trieben die Leute zur Stadt hinaus.

Sie verdanken Ihren Erfolg also der falschen Raumplanungspolitik.

Ja, das kann man so sagen.

Inzwischen gefährden die Probleme mit der Mobilität die Personenfreizügigkeit und damit unsere Beziehungen zu Europa. Ich nehme an, Sie waren 1992 für den EWR-Beitritt.

Nein. Ich war als einer von ganz wenigen in meinem Freundeskreis dagegen, ich schockierte damit alle.

Warum?

Die Argumente von Christoph Blocher, der vor dem Souveränitätsverlust warnte, überzeugten mich schon damals. Die EU war ja immer politisch getrieben, nicht wirtschaftlich. Die Schweizer Wirtschaft konnte mit dem Freihandelsabkommen von 1972 gut leben.

Dass die Schweiz heute so gut dasteht, verdankt sie der Personenfreizügigkeit.

Die SVP war immer dagegen.

Ich nicht. Und die SVP war die treibende Kraft auf dem bilateralen Weg, zum ersten Paket 2001 sagte sie ja. Der Widerstand

kam erst bei der Osterweiterung, aber auch da stand der Wirtschaftsflügel ganz klar auf der anderen Seite.

Jetzt aber kämpft die SVP gegen die «Masseneinwanderung».

Da müssen wir tatsächlich aufpassen. Ich warnte schon ein Jahr vor der Partei, die Stimmung könnte kippen. Wir müssen uns doch fragen, wie viele Menschen in diesem Land leben können. Wenn die Bevölkerung weiter mit einem Prozent pro Jahr wächst, sind wir in zehn Jahren bei neun Millionen. Und ich weiss nicht, ob das gut wäre für die Schweiz. Die Frage muss deshalb auf den Tisch kommen. Ich verstehe den Bundesrat nicht, dass er nicht mindestens einen Versuch macht, mit der EU über eine Begrenzung der Zuwanderung zu diskutieren.

Dann liegen die Journalisten also falsch, die schrieben, wegen der Masseneinwanderungsinitiative gebe es in der SVP endgültig keinen Platz mehr für den Wirtschaftsflügel?

Ja. Ich sagte zwar immer, ich unterschreibe die Initiative nicht, weil sie die Kündigung der bilateralen Verträge nicht ausschliesst. Aber den Massnahmen stimme ich zu.

Sie waren die letzten dreizehn Jahre ein VIP.

Bald sind Sie nur noch ein – hoffentlich – erfolgreicher Unternehmer aus dem Thurgau.

Und ein Alt-Nationalrat aus dem Thurgau.

Macht Ihnen das nichts aus?

Ich suchte ja diese Publizität nicht. Natürlich geniesst man sie, aber es gibt eine Kehrseite.

Welche?

Alles, was man macht, wird kommentiert.

Bei Ihnen doch immer sehr freundlich.

Als ich UBS-Verwaltungsrat war, nicht. Da griff mich die eigene Partei an; Kollege Toni Bortoluzzi, der sich kürzlich beim Streit um Managed Care als Rührmichnichtan beklagte, forderte öffentlich meinen Rücktritt.

Lassen Sie sich noch gerne an die UBS erinnern?

Ich stehe dazu, ich habe es gern gemacht. Ich habe viel gesehen und viel gelernt. Ich möchte diese Zeit nicht missen, aber ich möchte sie nicht noch einmal erleben.

Haben Sie eine Lehre daraus gezogen?

Ja, ich lasse mich nicht mehr in Verwaltungsräte von Firmen in anderen Branchen wählen, wo ich mich nicht mit eigenem Kapital engagiere. Aber es war ein Privileg, in einem solchen Verwaltungsrat mitzuarbeiten und sogar in einer Krise mitzuhelfen. Das macht einen stärker.

Peter Spuhler, geb. 1959, studierte Betriebswirtschaft an der Hochschule St. Gallen. 1989 übernahm er die Stadler Fahrzeuge AG, die er zum international erfolgreichen Schienenfahrzeughersteller Stadler Rail mit rund 3500 Mitarbeitern machte. 1999 wurde Spuhler für die SVP in den Nationalrat gewählt, auf Ende dieses Jahres tritt er aus beruflichen Gründen von seinem Amt zurück.



RADIO MONTE CARLO

C'EST CHIC

Im Kabelnetz oder auf www.radiomontecarlo.ch

Merry Christmas.

«Alle andern setzen auf den Staat»

Deutschlands liberaler Vizekanzler Philipp Rösler, 39, über das versenkte Steuerabkommen, die Notwendigkeit der FDP und die Frage, ob er das Prinzip Harmlosigkeit gezielt als Machtinstrument einsetzt. *Von Roger Köppel*

Herr Vizekanzler, das Steuerabkommen Deutschland–Schweiz, dieses unselige Dokument einer zerrütteten Zweierbeziehung, wurde in Deutschland gegen den Willen Ihrer Regierung abgelehnt. Worauf muss sich die Schweiz jetzt einstellen? Kavallerie? Razzien? Weitere staatlich gesteuerte Datendiebstähle?

Ich bin wirklich enttäuscht, dass das Abkommen nicht zustande gekommen ist. Es lag bekanntermassen nicht an der Bundesregierung. Die von der Opposition instrumentalisierte Bundesratsmehrheit hat sich hier aus ideologischen Gründen verweigert. Man wollte der Regierung keinen Erfolg gönnen, hat die Vernunft ausgeblendet, um einer Maximalforderung treu bleiben zu können. Schwierige Fragen zwischen der Schweiz und Deutschland wären mit dem Abkommen in geordnete Bahnen gelenkt worden, und die deutschen Bundesländer hätten durch die Einmalzahlung profitiert. Immerhin weiss man jetzt, wie irrational Rot-Grün in Deutschland Politik betreibt und die Beziehung zur Schweiz wertschätzt oder auch nicht.

Was wird auf die Schweiz zukommen?

Es wird leider bleiben wie bisher. Es wird Zufällen überlassen bleiben, ob Steuer-CDs auftauchen.

Als einer der wenigen liberalen deutschen Politiker: Beunruhigt, ja empört es Sie nicht, dass deutsche Länderregierungen in der Schweiz Leute anstiften, um Schweizer Gesetze durch Bankdatendiebstahl zu verletzen?

Es war unser Ziel, die Anreize für solche Verhaltensweisen zu beseitigen.

Was erwarten Sie jetzt von der Schweiz?

Die Schweiz hat sich korrekt verhalten und getan, was in ihrer Macht stand.

Hätte die Schweiz durch erneutes Nachgeben das Abkommen retten können?

Nein. SPD und Grüne haben klar zu erkennen gegeben, dass sie auch kein anders geartetes Ergebnis akzeptiert hätten. Es ging Rot-Grün von Anfang an darum, das Abkommen scheitern zu lassen. Dafür wurden auch finanzielle Verluste hingenommen, die durch Verjährung jetzt für den deutschen Staatshaushalt eintreten werden.

Nochmals zum Datendiebstahl: Die Schweiz hat andere Steuergesetze als



«Die Schweiz hat sich korrekt verhalten»: deutscher Wirtschaftsminister Rösler.

Deutschland. Wir haben ein anderes Verständnis von Privatsphäre, die wir – ein ur-liberales Anliegen – auch in finanzieller Hinsicht fast für heilig ansehen. Dies steht an der Wurzel der Auseinandersetzungen. Es muss Sie als Liberalen doch abstossen, wenn Ihre Regierung, wenn deutsche Politiker am Ende den durch die Schweiz garantierten Schutz der Privatsphäre durch Diebstahl und Spionage aushöhlen wollen.

Ja, aber es ist meines Erachtens leider unbestritten, dass manche dieses urliberale Verständnis auch missbraucht haben.

Schweizer Banken?

Vielleicht auch Banken. Ich rede aber vor allem von einigen deutschen Bürgern, die ihre Steuerpflicht umgehen – und nun nicht zur Verantwortung gezogen werden, weil Herr Steinbrück es blockiert.

Kommen wir zum Liberalismus in Deutschland. Freiheitliches Denken hat es schwer, Ihre Partei liegt gemäss Umfragen darnieder. Wo liegt das Problem?

Ich bin felsenfest überzeugt: Es gibt einen Markt für liberale Ideen und für liberale Grundhaltungen. Paradox, aber leider haben die dann eher Konjunktur, wenn die Wirtschaft ein Tal durchläuft. Ich muss zugeben, dass es uns derzeit nicht ausreichend zu vermitteln gelingt, dass unser Credo – Eigenverantwortung, schlanker Staat, solides Wachstum, Toleranz, Bürgerrechte – heute so nottut wie eh und je.

Warum ist die FDP nach dem sehr überzeugenden Wahlergebnis vor bald vier Jahren derart abgestürzt?

Die FDP hat sich sehr lange auf das grundsätzlich richtige Thema Steuersenkungen konzentriert. Erst fehlte uns dafür der Rückhalt in der Koalition, schliesslich standen dem noch die Nachwirkungen der Finanzkrise und aktuell die Euro-Schuldenkrise entgegen. Wir konnten nicht von heute auf morgen den Schalter umlegen nach dem Motto: Entschuldigung ist die beste Entlastung. Jetzt ist es uns gelungen.

Sind die Schwierigkeiten der FDP am Ende auch ein Beweis dafür, dass die Deutschen doch einfach zu staatsgläubig sind?

Es mag ja sein, dass die Deutschen etwas stärker auf den Staat vertrauen als die Niederländer – oder die Schweizer. Unabhängig davon gibt es mehr Deutsche, die liberal denken, als die Umfragezahlen für die FDP andeuten. Die gilt es wieder zu gewinnen.

Eigentlich hätten Sie ein exzellentes Alleinstellungsmerkmal.

Einverstanden. Alle anderen Parteien – Union mit eingeschlossen – setzen bei den anstehenden Problemen auf den Staat als Problemlöser Nummer eins. Wir sagen: Was wir an Wohlstand erleben, verdanken wir der Initiative und der Kreativität der



«Ungeheuer starke Frau»: Rösler, Merkel.

Menschen, auch der Unternehmer, und je mehr Freiheit wir ihnen geben, desto erfolgreicher können sie sein. Bei diesem Vertrauen auf die Kraft der Freiheit und der Verantwortung übertrifft uns niemand.

Die FDP hat sehr talentierte und auch erfolgreiche Jungpolitiker wie Sie, wie Gesundheitsminister Bahr oder den früheren Generalsekretär Lindner. Auf der anderen Seite: Zu viel Jugend ist ein Nachteil in der Politik. Sie und Lindner sehen auch noch jünger aus, als Sie sind.

Mit Fraktionschef Rainer Brüderle haben wir aber auch eine gestandene Persönlichkeit, die mit 67 Jahren die Schatzkiste der Erfahrung mitbringt. Die demografische Situation in der FDP wurde verursacht durch die Wende von 1982, als die FDP von «sozialliberal» Abschied nehmen musste. Da verloren wir viele Mitglieder, unter anderem auch die damalige Jugendorganisation, die Jungdemokraten. Wir haben eine ganze Generation verloren.

Kann eine Wirtschaftspartei von Leuten geführt werden, die noch nie in ihrem Leben einen Bleistift verkauft haben? Sie haben immerhin eine Ausbildung als Arzt.

Einspruch. Was heisst es, Minister zu sein? Sie müssen führen, also Entscheidungen treffen. Und Sie müssen kompetent sein, die richtigen Entscheidungen zu treffen. Da spielt natürlich der eigene berufliche Hintergrund eine Rolle. Als Arzt kenne ich ja die Situation der freien Berufe. Sie müssen auch auf andere Leute hören. Ich habe hier im Ministerium hochkompetente Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Vor allem habe ich einen eigenen inneren Kompass, ausgerichtet auf die Soziale Marktwirtschaft.

Driftet Deutschland nach links?

Es hängt von der FDP ab, wie wir uns dem entgegensetzen und für eine bürgerliche Mehrheit sorgen. Es gibt in Europa erkennbar eine Renaissance sozialistischer Ideen. Natürlich schauen wir uns die Entwicklung in Frankreich an und sehen den Irrwitz der versammelten deutschen Linken, dortige Fehler zu importieren. Frankreich steht am Rand einer Rezession, hat das Fünffache an Verschuldung, verglichen mit uns, und kämpft gegen enorme Arbeitslosigkeit, insbesondere bei der Jugend. Die französische Regierung nimmt jetzt zögerlich die Realität an und versucht umzusteuern. SPD und Grüne in Deutschland begeben sich schnurstracks auf diesen Holzweg des Reglementierens, des Abkassierens und fortwährenden Schuldenmachens. Darum geht die Auseinandersetzung 2013 in Deutschland.

Kanzlerin Merkel, Ihre Chefin, wird im liberalen Lager oft als opportunistisch kritisiert. Sie habe keine Vision, betreibe lediglich eine Politik der Fehlervermeidung. Wie lautet Ihr Urteil?

Sie ist die Vorsitzende einer Volkspartei und hat eine andere Rolle. Sie muss verschiedene Strömungen integrieren. Sie ist eine ungeheuer starke Frau, eine grossartige Politikerin, der die Menschen vertrauen können. Sollte sie angesichts der widerstrebbenden Interessen innerhalb der Union Schwierigkeiten bekommen, braucht es die FDP, die ihr hilft, Kurs zu halten. (Lächelt) Auf die FDP kommt es an – als unbequeme Stimme der Vernunft. Wir sind das liberale Korrektiv. Wir lassen die Menschen in Ruhe, aber nicht im Stich. Das ist unsere Grundhaltung.

Glauben Sie noch daran, dass man die Euro-Zone zum Funktionieren bringen kann, ohne dass Deutschland dafür ewig bezahlen muss?

Eben traf ich den neuen griechischen Wirtschaftsminister ...

... der Ihnen erzählte, man habe alles im Griff.

Hätte er das gesagt, wäre ich deutlich miss-trauischer geworden. Die Griechen haben aber von 72 Reformen 72 umgesetzt. Man hätte es ihnen nicht zugetraut. Natürlich sind weitere Schritte nötig. Aber ich bin jetzt optimistisch, dass die neue Regierung wirklich will.

Der Grossteil der Deutschen wird Ihren Optimismus für weltfremd halten. Das Konzept, alle Europäer auf die ordnungspolitische Linie der Deutschen zu bringen, wird nicht funktionieren.

Ordnungspolitik ist keine Frage der Nationalität. Unser Konzept der Schuldenbremse ist vernünftig – und kommt ja auch aus der Schweiz. Warum sollen die Griechen das nicht umsetzen wollen? Natürlich sind die Menschen unterschiedlich, aber wir haben doch bereits Fortschritte gemacht, die viele für unmöglich gehalten hatten. Es braucht

Zeit. Die Integration Ostdeutschlands und Osteuropas brauchte auch Zeit.

Kommen wir zum Schluss auf Sie zu sprechen. Mit Respekt: Sie wirken freundlich, ungefährlich, geradezu harmlos, doch sind Sie Vizekanzler und Chef einer Partei. Mit Harmlosigkeit allein kommt man nicht nach oben. Sind Sie Machiavellist?

Nichts von dem. Ich weiss, was ich will, bin gut geerdet in meiner Partei und werde unser Team zum Erfolg führen.

Ist Harmlosigkeit eine Methode für Sie?

Mitunter schadet es gar nicht, wenn man unterschätzt wird. Wobei «freundlich» nicht verwechselt werden sollte mit «harmlos». Ohne eine gewisse Zähigkeit und Ausdauer kommt keiner aus. Man darf sich nicht schrecken lassen und muss Schwierigkeiten überwinden. Viele denken zu kurzfristig, lassen sich von Momentaufnahmen täuschen. Ich habe von Anfang an gewusst: Ich muss die FDP in schwieriger Zeit zurückführen zu Selbstvertrauen und schliesslich auch wieder zum Erfolg.

Wie stark belastet es Sie, wenn Parteikollegen und Zeitungen bereits offen über Ihren Rücktritt spekulieren oder Ihnen in den Rücken fallen?

Ich konzentriere mich darauf, meine Aufgabe zu erfüllen. Denen, die Sie meinen, könnte das auch helfen. Erinnern wir uns mal: Mit welchen Schwierigkeiten hatte es die CDU-Vorsitzende zu tun, als sie anfang? Über die Jahre ist sie in ihren Funktionen sehr erfolgreich geworden.

Ist sie Ihr Vorbild?

Inhaltlich habe ich eigene Vorstellungen. Aber ich schätze sehr ihre unbeirrte Art, etwas zur rechten Zeit zu tun, was bis dahin klug vorbereitet worden ist.

Was ist Merkels grösste Stärke?

Sie durchschaut komplizierteste Zusammenhänge, kann sich in die Interessen anderer hineinendenken und ist unideologisch. Beim Spitzensportler würde man sagen: Sie hat Technik, Timing und Kondition. Im Übrigen hat sie auch Humor.

Was ist Ihre grösste Stärke?

Eiserner Wille, die Politik mit den Idealen der FDP zu gestalten. Joschka Fischer sagte einmal: «Wer nie am Abgrund stand, kann nie ein Grosser werden.» Das zu wissen, macht einen in schwierigen Situationen stark.

Wenn wir Schröder, Merkel und auch einen Fischer vergleichen, fällt etwas auf: Sie alle hatten eine schwierige Herkunft. Schröder wuchs in einer Baracke auf. Merkel kommt aus dem Osten. Fischer war Strassenkämpfer. Sie waren ein Adoptivkind aus Vietnam. Setzt dieses Fremdsein Antriebskräfte frei?

Ich bin vom Typ her sicher preussisch. Das Anderssein hat mir in Deutschland auf meinem Weg nie geschadet. Darauf bin ich

stolz. Auf diese liberale Gesellschaft, die Chancen gerecht verteilt. Ressentiments, Intoleranz fallen heute auf jene zurück, die sie schüren – und sei es ganz unterschwellig.

Leben Sie nach dem Motto: Ich muss mich härter anstrengen, weil ich in einer eigentlich fremden Welt lebe?

Nicht dass ein Missverständnis entsteht: Ich hatte eine grossartige Kindheit. Deshalb sehe ich es so: Deutschland hat mir sehr viel gegeben, und da ist es gerechtfertigt, wenn ich dem Land viel zurückgebe. Frage nicht danach, was das Land für dich tut, sondern was du für das Land tun kannst. So bin ich geprägt worden. Was mich ganz besonders fasziniert: Unser aktuelles Bundeskabinett ist – ähnlich wie die Fussballnationalmannschaft – Ausdruck einer unglaublichen Erfolgsgeschichte an Vielfalt und Toleranz. Da stecken ja beeindruckende Lebensgeschichten drin. Wolfgang Schäuble gehört seit 1972 ununterbrochen dem Bundestag an, ich wurde 1973 geboren. Er unterschrieb die deutsche Wiedervereinigung, als ich vor dem Fernseher sass. Wir haben eine Frau aus dem Osten, die ist Kanzlerin, und wir haben einen Kriegswaisen aus Vietnam, der ist ihr Stellvertreter. Deutschland ist ein Land der Aufsteiger: Frag nicht, woher du kommst – frag, wohin du willst. Das ist nicht nur in den USA möglich.

Wie wollen Sie die FDP wieder nach oben bringen?

Ich werde den Liberalismus als Haltung deutlicher ins Bewusstsein rufen. Wir sind die Kraft der Freiheit, die sich von den Etatisten in allen anderen Parteien fundamental unterscheidet. Die einen setzen auf den starken Staat, wir setzen auf die starke Gesellschaft.

Werden Sie etwas unanständiger werden müssen?

Anstand währt am längsten.

Wie feiern Sie Weihnachten?

Im Kreis der Familie, beim Tannenbaum sitzend, mit den Kindern spielend. Ich bin im Zentralkomitee der deutschen Katholiken. Wir nehmen das christliche Fest ernst – und fröhlich zugleich.

Werden Sie liberale Grundsatzwerke lesen, um sich für den Kampf aufzumunitionieren?

Ich werde viele Kinderbücher vorlesen. Indem ich mich um die Familie kümmere und die Familie sich um mich kümmert, werde ich frisch und munter nach gewonnenen Landtagswahlen zum Weltwirtschaftsforum nach Davos kommen.

Philipp Rösler wurde 1973 während des Kriegs in Vietnam geboren und im Alter von neun Monaten vom Ehepaar Rösler adoptiert. Der promovierte Doktor der Medizin war Abgeordneter im Niedersächsischen Landtag und später Minister des Landes Niedersachsen. 2009 wurde er Bundesgesundheitsminister, seit 2011 ist er Wirtschaftsminister sowie Vizekanzler der Bundesrepublik und ausserdem Vorsitzender der deutschen FDP.

iPhone-App komplett überarbeitet.



Neu: mit
Download!

Erhältlich im
App Store

Die komplett neue App fürs iPhone. Als Abonnent/-in lesen Sie die Weltwoche bequem auch unterwegs. Neu: mit Autorensuche. Jetzt im App-Store für nur Fr. 5.– (einmaliger Download).

DIE WELTWOCHEN

«Darbellay ärgert sich jedes Mal»

Philippe Becquelin ist in der Westschweiz ein Star, seine Strichmännchen mit den langen Nasen kennt jedes Kind. Nicht alle Politiker mögen seinen Humor. Auch seine Chefs haben ihn schon zensiert. Der melancholische Walliser bleibt gelassen. Von Peter Rothenbühler und Mix & Remix (Illustration)



«Die Weissen haben grosse Nasen»: Selbstporträt.

Warum verlassen Sie nach so vielen Jahren L'Hebdo? Sie gehörten zur DNA des Titels. Viele lasen das Magazin nur wegen Ihnen.

Ja, ich habe bei L'Hebdo im Jahr 1987 angefangen, aber erst acht Jahre später, als Ariane Dayer Chefredaktorin wurde, bekam ich eine ganze Seite. Das war mutig. Vorher hatten das die Journalisten nicht zugelassen. Ariane ist heute Chefredaktorin von *Le Matin Dimanche*.

Sie sind in der Deutschschweiz völlig unbekannt. Wie würden Sie sich vorstellen?

Immerhin übernimmt die *Aargauer Zeitung* regelmässig eine Zeichnung, und vier Jahre lang war ich im *Sonntagsblick*. Aber ich habe keinen Agenten, der mich weiterverkauft, ich habe hier genug zu tun.

Also, wer sind Sie?

Ich bin Humorzeichner. Ich habe die kantonale Kunstschule besucht, aber bald mit

der Kunst aufgehört und mich mit Gelegenheitsjobs durchgeschlagen, als Magaziner zum Beispiel. Schon als Kind hatte ich immer gezeichnet, deshalb erlaubten mir die Eltern, die Kunstschule zu besuchen. Mein Vater war Mechaniker, die Mutter Hausfrau.

Sie waren zehn Jahre Ausrufer der Stunden in der Kathedrale von Lausanne ...

Ja, das half mir, den Lohn aufzubessern, ich hatte zwei Kinder und verdiente knapp 3300 Franken als Magaziner – ein richtiger Proletarier. Meine Frau hat auch aufgehört mit der Malerei. Sie war zu ambitiös und fand sich zu wenig gut.

Wie haben Sie denn als Humorzeichner angefangen?

Zuerst habe ich während sieben Jahren nur Illustrationen gemacht zu einem lustigen Text, den ein anderer geschrieben hatte. Ich dachte immer, die andern sind viel lustiger

als ich. Was sich später als Irrtum herausstellte. Jedes Mal, wenn der Texter in die Ferien ging, warf mich der Chefredaktor, Jacques Pilet, aus dem Blatt.

Wie viel verdienten Sie damals?

400 Franken im Monat. Oder war es pro Woche? Jedenfalls musste ich weiterjobben.

Wie sind denn Ihre legendären Figürchen mit den langen Nasen entstanden?

Im Jahr 1995, als ich die ganze Seite im *L'Hebdo* bekam, entstanden die Langnasen.

Warum die lange Nase?

Ja, warum? Warum nicht? Ich weiss nur, dass es ankommt. Sehr gut ankommt.

Weil sie so phallisch sind?

Ja, sie werden immer phallischer.

Und haben alle die gleiche grosse Nase? Couchepin wie Calmy-Rey?

Ja. Ausser, wenn jemand eine ganz kleine oder platte Nase hat, zum Beispiel die Schwarzen: Bei Obama mache ich keine lange Nase. Da mache ich diese Kringel mit Löchern.

Alle Schweizer haben die gleiche grosse Nase bei Ihnen?

Ja, die haben doch auch alle eine grosse Nase oder? Die Chinesen kriegen auch eine andere Nase. Es ist so: Die Weissen haben grosse Nasen, die andern Rassen haben kleine Nasen; meine Zeichnungen sind rassistisch. (Lacht)

Sie sind inzwischen der gefragteste Zeichner der Westschweiz ...

Vielleicht arbeite ich einfach am meisten.

Arbeiten Sie jeden Tag?

Ja, klar.

Gehen die Ideen nie aus?

Doch, wenn man müde ist. *Tant pis*, wenn's mal nicht geht, kommt ein anderer Tag.

Sie zeichnen live während der Sendung «Infrarouge», der Westschweizer «Arena», das hat schon Schwierigkeiten gegeben, mit Blocher zum Beispiel.

Oh, das war nur ein Missverständnis, Blocher ist nicht der Schwierigste in dieser Sendung. Er ist eher relaxed, viel leichter zu handhaben als ein Couchepin oder eine Calmy-Rey, die immer mitbestimmen wollten, wer eingeladen wird.

Warum hat er sich denn geärgert?

Es ging um Ausländer, und er fand, die Zeichnungen, die ich als Illustration zu seinen Aussagen produzierte, seien zu rassistisch. Ich habe ihn gut verstanden.

Sie gehen immer bis ans Limit. Was für Grenzen setzen Sie sich inhaltlich?

Ich wurde nur zwei Mal zensuriert. Das erste Mal kurz vor der EWR-Abstimmung. Ich war schon damals gegen die EU, war ein Vorreiter sozusagen und habe eine Zeichnung gegen den EWR gemacht, da hat der Chefredaktor gesagt: «Nein.»

Wie ging denn der Gag?

Ich erinnere mich nicht mehr. Aber die Stimmung war so aufgeheizt, die ertrugen gar nichts in der Redaktion.

Und warum waren Sie gegen den EWR?

Ich bin Walliser!

Und?

Ich denke, dass die grossen Dinge nicht funktionieren. Die USA funktionieren, weil sie dort die gleiche Sprache sprechen, weil das Land so wüst ist und niemand sonst wirklich Lust hat, dorthin zu gehen. Die USA sind eine Idee, und alle sind bewaffnet.

Und die zweite Zeichnung, die zensuriert wurde?

Die habe ich dem Chefredaktor vorgelegt, weil ich genau wusste, dass sie nicht durchkommt. Da ging es um den Ikea-Gründer, der der Kunstschule von Direktor Pierre Keller eine halbe Million geschenkt hatte. Meine Zeichnung sagte, der Ikea-Gründer sei grosszügig, aber er bliebte sparsam. Er brauche kein Toilettenpapier mehr, seit ihm Pierre Keller am A... lecke.

Aber sonst sind Sie eigentlich eher zurückhaltend bei solchen Sachen?

Ja, das war ein Ausrutscher. Immer, wenn ein Humorist keine gute Idee hat, rutscht er in den Bereich unter der Gürtellinie; das ist gerade in Frankreich sehr verbreitet.

Und welches sind die heikelsten Themen?

Kirche und Pädophilie. Zu diesem Thema habe ich bei «Infrarouge» ein paar sehr unbeholfene Zeichnungen gemacht, und das Fernsehen machte natürlich einen riesigen

Fehler: Live sieht man die Zeichnungen nur ein paar Sekunden, aber auf dem Internet bleiben die wochenlang.

Aber die Kirche reagiert doch nicht?

Nein, die bewegt sich nicht, die ist seit zweitausend Jahren da, die lässt sich nicht stören, aber die konservative Glaubensbrüderschaft von Ecône hat natürlich reklamiert.



«Ich bin nie wirklich böse»: Zeichner Becquelin.

Und die Politiker?

Die sind nur enttäuscht, wenn ich sie nicht zeichne. Nur Darbellay ärgert sich jedes Mal, weil ich ihn als das zeichne, was er ist, eine Windfahne ... Das erträgt er nicht. Und dann gibt es die Politiker ohne Humor.

Wer zum Beispiel?

Alt Bundesrätin Calmy-Rey hat mir mehr-

mals gesagt, sie habe keinen Humor, sie finde die Zeichnungen nicht lustig. Das ist vielleicht eine ganz besondere Form von Humor, so etwas zu behaupten.

Gibt es Zeichnungen, die Sie gerne machen möchten, aber dann verwerfen, weil sie zu böse sind?

Nein, ich bin nie wirklich böse, ich attackiere auch nicht frontal, ich mag die Ebene unter der Gürtellinie nicht, nein, ich habe keine «tête de Turc», wie wir sagen.

Warum gibt es eigentlich mehr Humorzeichner in der Westschweiz?

Ich verstehe das nicht. In der deutschen Schweiz gab's ja immer schon den *Nebelspalter*, den habe ich mit siebzehn schon gekauft und heiss geliebt, obschon ich fast nichts verstand ... Hier haben die Zeitungen plötzlich gefunden, sie müssten alle einen Zeichner haben ...

Gibt es einen typisch welschen Humor?

Ja, ich denke schon, es ist dieser aus Frankreich importierte Humor, von *Charlie Hebdo* zum Beispiel.

Der stark unter die Gürtellinie geht?

Ja, das ist schon französisch.

Muss man etwas melancholisch sein, um diesen Beruf zu machen?

Man wird es. Zeichnen, ganz allein, ist ein einsamer Beruf. Man könnte ja auch Fussball spielen gehen.

Sind Sie Melancholiker?

Ein bisschen, ja, aber ich bin nie allein, meine Frau ist gleich nebenan.

Philippe Becquelin, 54, arbeitet als Zeichner für die welsche Sonntagszeitung *Le Matin Dimanche*. Sein Wechsel von *L'Hebdo* weg hat Mitte Dezember in den Westschweizer Medien ein grosses Echo ausgelöst.

Bestseller



Das Rezept aus 42 Kräutern ist seit über 100 Jahren das bestgehütete Geheimnis des Appenzeller Alpenbitters. Es verleiht ihm einen Geschmack, der so unnachahmlich ist wie seine Herkunft. Bestseller seit 1902. www.appenzeller.com



«Ohne Gewinne läuft nichts»

Sie ist Model, Businessfrau und will demnächst ein eigenes Unternehmen aufziehen. Ein Gespräch mit der Tessinerin Xenia Tchoumitcheva über das Bankkündengeheimnis, emanzipierte Frauen und den Egoismus als Grundlage für den Wohlstand. *Von Florian Schwab*

Xenia Tchoumitcheva, lassen Sie uns über Wirtschaft sprechen!

Gerne.

Sie waren ein Jahr lang bei der Investmentbank J. P. Morgan in London. Was haben Sie da gemacht?

Ein Praktikum im Fixed-Income-Bereich. Es war ein cooles Team.

Hätten Sie nach dem Praktikum verlängern können?

Ja. Aber das wollte ich nicht. Ich habe viel gelernt über die Mentalität in einem Grossunternehmen. Das entspricht mir nicht. Als ich bei J. P. Morgan gearbeitet habe, bin ich um 7 Uhr ins Büro und abends um 10 Uhr nach Hause gekommen. Ich habe also tagelang die Sonne nicht gesehen. Für mich wäre es auch finanziell nicht sinnvoll gewesen.

Verdienen Banker nicht zu viel?

Nein. Wir sollten nicht über das Einkommen anderer Leute urteilen.

Was bedeutet Geld für Sie?

Ein Mittel zum Zweck.

Wie denken Sie über das Bankgeheimnis?

Es war gut für die Entwicklung des Schweizer Wohlstands. Ich bin auch gegen Schwarzgeld, aber das Vertrauen des Kunden in seine finanzielle Privatsphäre ist trotzdem wichtig. Der Druck, der auf die Schweiz ausgeübt wird, ist unfair, da weltweit nicht dieselben Regeln gelten.

Was dachten Sie, als Sie Bilder der «Occupy Wall Street»-Bewegung sahen?

Es ist leicht, die Bevölkerung in eine bestimmte Richtung zu manipulieren.

Sie haben mehrere Blackberrys und machen alles selber: die Vermarktung von Xenia, ihre Termine, die Administration, die Organisation von Shootings.

Ich könnte problemlos vierzehn Stunden pro Tag arbeiten. Ich habe die Dinge gerne im Griff. Ich bin ein wenig ein Kontrollfreak.

Woher kommt Ihr Wille zum Erfolg?

Von meiner Familie. Meine Grossmutter hatte in der Sowjetunion eine grosse Fabrik geleitet. Später haben mir meine Eltern den nötigen Freiraum gegeben und mich meine Erfahrungen machen lassen.

Sie sind eine sehr emanzipierte Frau.

Ich bin gegen den alten Feminismus, der Frauen zu Männern machen will. Frauen sind Frauen, und Männer sind Männer. Leider sind aber in vielen Ländern Frauen immer noch abhängig und werden als Ob-

jekt behandelt, wenn sie einen Minirock und High Heels tragen. Und wenn sie ernst genommen und als intelligent gelten wollen – dann dürfen sie nie sexy aussehen. Ich glaube, eine Frau kann heute schön, intelligent und auch respektiert sein. Frauen sollten umgekehrt aufhören, sich mit Sex Karrierevorteile zu verschaffen.

Sollte es Frauenquoten geben im Management von Unternehmen?

Ich bin nicht für Zwangsmassnahmen. Es wäre besser, wenn es von selbst ginge. Das ist aber offenbar nicht der Fall.

Gibt es Unternehmerpersönlichkeiten, die Sie beeindruckten?

Da gibt es sehr viele! Tamara Mellon, die Gründerin des Modelabels Jimmy Choo, oder Richard Branson, den Gründer von Virgin. Und sicherlich Oprah Winfrey.

In einem Interview sagten Sie kürzlich, dass Sie eine Firma gründen möchten. Wollen Sie das Showbusiness verlassen?

Nein. Allerdings möchte ich mich langfristig nicht darauf beschränken. Ich möchte meine Bekanntheit nutzen, um ein Business aufzuziehen.

«Frauen sollten aufhören, sich mit Sex Karrierevorteile zu verschaffen.»

Wie weit sind Sie damit?

Ich führe derzeit Gespräche in viele Richtungen. Ich möchte mich an einer Firma beteiligen und ins Management einsteigen. In einem Fall sind die Verhandlungen schon recht konkret.

Geht es ein bisschen genauer?

Es wird vermutlich etwas mit Mode, Schönheit und Luxus zu tun haben. Da habe ich gute Kontakte, und das entspricht auch meinem Image.

Mit welcher Firma sprechen Sie?

Das kann ich nicht sagen. Nur so viel: Das Office wäre wahrscheinlich in London. Die Tätigkeiten europaweit, aber auch in Russland. Unabhängig davon will ich weiter TV-Shows moderieren. Ich habe aber auch andere Engagements. Beispielsweise mache ich eine Fernseh-Show in Italien, mit der ich junge Leute dazu inspirieren möchte, verlorene Werte wiederzuentdecken.

Welche Werte?

Die traditionelle italienische Handwerks-

kunst, die Mode, den guten Geschmack und den Tourismus. Dafür ist Italien perfekt!

Sie schreiben eine Kolumne im Schweizer Monat – ein intellektuelles Magazin.

Überrascht Sie das?

Sie könnten sicher auch in Publikationen mit grösserer Reichweite schreiben.

Es mich, dass ich nicht über Schönheit und Mode schreiben muss. Ich kann meine philosophischen Gedanken aufschreiben.

Viele Personen kommen aus Europa in die Schweiz. Sie haben es umgekehrt gemacht und sind nach London ausgewandert.

Ja, ich lebe seit drei Jahren im Ausland. London ist meine Lieblingsstadt. Trotzdem bin ich nie von der Schweiz weg gewesen. Mein Business ist aber international, weil die Schweiz zu klein ist.

Sind Sie in London freier als in der Schweiz?

Nein. Man ist nirgends richtig frei. In Russland hat man in vielen Bereichen viele Freiheiten. Diese enden aber dort, wo man die Regierung kritisiert. Hier in der Schweiz kann man seine Meinung haben, aber man kann nicht in der Bahnhofstrasse parkieren. Die totale Freiheit gibt es nirgends.

Sind wir in der Schweiz zu bequem?

Warum sollte man kämpfen und kriegeln, wenn man es bequem hat? Ich finde aber schon, dass gerade in der Schule mehr unternehmerische Werte und selbständiges Denken vermittelt werden sollten.

Ist es eigentlich hart, mit Ihnen geschäftlich zu verhandeln?

Ich würde sagen, dass ich sehr fair bin.

Sind Sie eine Egoistin?

Wenn man das Wort richtig versteht: Ja.

Kann man es auch falsch verstehen?

Man kann nur für andere Menschen da sein, wenn man selber glücklich ist. Auch finanziell: Wer sein letztes Hemd für andere hingibt, verliert langfristig die Fähigkeit zu helfen. Auch das Business ist letztlich egoistisch: Ohne Gewinne läuft nichts. Egoismus ist die Grundlage für allen Wohlstand.

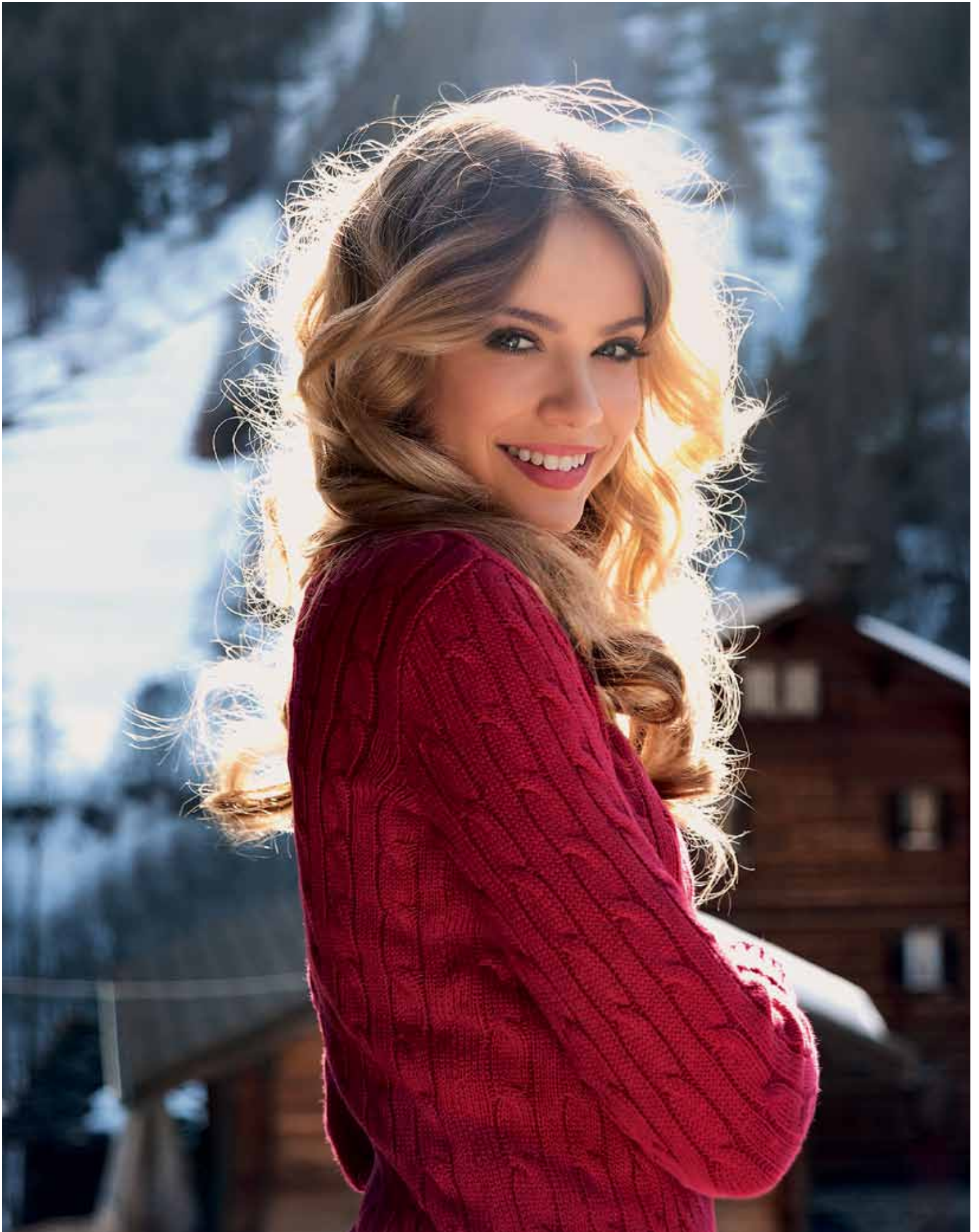
Wo verbringen Sie Weihnachten?

Ich miete ein Haus in London und lade meine ganze Familie ein. Wir kochen, spielen und singen Karaoke.

Und Neujahr?

Das ist ein Problem: Ich weiss es noch nicht.

Xenia Tchoumitcheva, 25, ist in Lugano aufgewachsen und gilt als erfolgreichste «Vize-Miss» der Schweiz. Sie hat Betriebswirtschaft studiert und arbeitet als Moderatorin, Model und Kolumnistin.



«Ich bin ein wenig ein Kontrollfreak»: Model und Unternehmerin Tchoumitcheva, 26.

«Den Franken gibt es noch lange»

Kaum jemand weiss mehr über Währungen als Ernst Baltensperger. Der Berner Professor hat dieses Jahr ein Buch zur Geschichte des Schweizer Frankens herausgegeben. Im Gespräch zeigt er Wege auf, wie die Schweiz schwierige Währungssituationen bewältigen kann. *Von Markus Schär*

Wie lange gibt es den Franken noch?

Noch lange, glaube ich. Natürlich kommt alles irgendwann an ein Ende, aber ich sehe keinen Anlass dafür.

Was müsste denn geschehen, dass die Schweizer – freiwillig oder unfreiwillig – den Franken aufgeben?

Entweder müsste die Nationalbank eine extrem schlechte Politik machen, die zur Instabilität des Frankens führen würde – das ist derzeit unwahrscheinlich. Alternativ könnte ein anderes Währungsgebiet in unserer Nähe, also die Euro-Zone, auf den Pfad der Tugend zurückkehren und über längere Zeit beweisen, dass seine Währung ebenso stabil ist wie der Franken oder früher die D-Mark – aber mit «längerer Zeit» meine ich Jahrzehnte, um das Vertrauen aufzubauen und eine Annäherung zu ermöglichen. Das ist deshalb so abstrakt, dass ich es ebenfalls nicht sehe.

Der Leser Ihres Buchs fragt sich: Wäre eine Schweiz ohne den Franken überhaupt noch die Schweiz?

Eine Währung kann sich tatsächlich zum Identifikationsmerkmal eines souveränen Staates entwickeln. Das war in der Geschichte häufig so, und für die Schweiz trifft es ganz sicher zu.

Sie schreiben, der Franken sei «eine der erfolgreichsten und stärksten Währungen der Welt» geworden. Ist er nicht die stärkste überhaupt?

Das ist einfach eine vorsichtige Formulierung, vielleicht gibt es ja auf den Fidschi-Inseln eine stärkere. Aber von allen Währungen, die ich kenne, ist der Franken die stärkste, ja.

Warum? Und wann wurde er es?

Im 19. Jahrhundert war der Franken nur ein Anhängsel des französischen Franc, und er neigte ihm gegenüber häufig zur Schwäche, mit einem Zinsmalus statt einem Zinsbonus. Der Aufstieg begann 1907 mit der Gründung der Nationalbank und vor allem 1918 mit dem Ende des Ersten Weltkriegs, der die Kriegsparteien enorm geschwächt hatte. Für den Erfolg brauchte es aber viel Zeit: Entscheidend dafür waren die wirtschaftliche Prosperität und die politische Stabilität der Schweiz über das ganze 20. Jahrhundert.

Was hätte schiefgehen können?

Es gab immer wieder kritische Perioden. So brach zur Zeit des Deutsch-Französi-



«Die Märkte können den Zusammenbruch des Euro nicht erzwingen»: Ökonom Baltensperger.

schen Krieges 1870/71 eine schwere Liquiditätskrise in der Schweiz aus, verursacht durch die totale Abhängigkeit von Frankreich in der damaligen Lateinischen Münzunion: Der Krieg schnitt das Land völlig von der Versorgung mit Münzgeld ab zum Glück dauerte er nicht lange. Und auch kurz nach der Gründung der Nationalbank kam es zu schwierigen Situationen: Im Ersten Weltkrieg verdoppelte sich das Preisniveau; danach entschied sich die Nationalbank, die alte Goldparität wieder anzustreben, also eine Deflationspolitik durchzuziehen, um die Preise wieder zu halbieren. Schliesslich führten in der Depression der dreissiger Jahre die Abwertungen in Grossbritannien und in den USA zu einer starken Überbewertung des Frankens, welche die Krise in der Schweiz verlängerte.

Der Franken wurde 1936 das einzige Mal abgewertet, ein Entscheid, der vorher und nachher umstritten war.

Ja, es gab in allen diesen kritischen Phasen heftige Diskussionen. Aber alles in allem konnte die Nationalbank das Vertrauen des Volkes bewahren oder zurückgewinnen, wenn sie es kurze Zeit verloren hatte.

Sie sehen in der Schweiz «ein ausgeprägtes Bewusstsein für die grundlegende Bedeutung der monetären Ordnung». Woher kommt es?

Es wuchs wohl über die Zeit. Vor 1850 herrschte ja in der Schweiz eine monetäre Unordnung, mit ganz verschiedenen Münzsystemen. Das Volk wollte sie nach der Gründung des Bundesstaates überwinden. So kam es schliesslich zur Zentralisierung in der Nationalbank. Das Bewusstsein für den Wert der monetären Ordnung wuchs aber

vor allem im 20. Jahrhundert angesichts der schlechten Beispiele wie der Hyperinflation in Deutschland in den 1920er Jahren, aber auch der Geldentwertung durch einen übermässigen Notendruck beispielsweise in Italien. Die Schweizer konnten in den Nachbarländern sehen, wohin es führt, wenn man nicht für eine stabile Geldordnung sorgt.

Hält sich dieses Bewusstsein für die stabile Geldordnung in der Schweiz? Oder ist es gefährdet?

Nein, das Bewusstsein ist in der Schweiz ungebrochen. Übrigens auch in Deutschland – was zu erheblichen Problemen für die Euro-Zone führen kann und wahrscheinlich wird.

Was haben wir eigentlich von unserer starken Währung? Die Auslandvermögen schwinden, die Exportfirmen leiden, und die Importpreise sinken gleichwohl nicht.

Eine starke Währung ist grundsätzlich etwas Gutes. Die Aufwertung des Frankens bedeutet, dass wir uns mehr ausländische Güter leisten können. Aber natürlich kann es zu Übertreibungen kommen. Wenn der Franken stark überbewertet ist, wie er das vor allem im letzten Jahr vor der Intervention der Nationalbank war, dann kann es zu Problemen mit den Exporten und damit mit der Beschäftigung kommen. Darum war es richtig, dass die Nationalbank eingriff.

Aber ohne Übertreibungen ist ein starker Franken gut?

Ja, der Werkplatz entwickelte sich trotz der jahrzehntelangen Aufwertung bestens. Sie führte wie ein Fitnessprogramm dazu, dass sich die Firmen verbessern mussten. Bei der letzten extremen Überbewertung, 1978, war ich bei der Nationalbank; da mussten wir erstmals eine Untergrenze für den Kurs der D-Mark setzen. Damals hatte die Schweizer Wirtschaft mehr Mühe, mit der Überbewertung umzugehen. In der Zwischenzeit hat sie sich daran gewöhnt, dass sie den Aufwertungs-trend bewältigen muss.

Ist es überhaupt sinnvoll, mit der Währungspolitik Firmen mit teuren Arbeitskräften zu schützen, die sie in der Schweiz gar nicht finden? Sollten wir die Abwanderung dieser Firmen an günstigere Standorte nicht zulassen?

Die Einwanderungspolitik ist ein anderes Thema: Es kann nicht darum gehen, einfach möglichst viele Arbeitskräfte in die Schweiz zu holen. Aber es ist sicher richtig, die Wirtschaft vor Schocks zu schützen, welche Strukturen und Branchen zerstören würden, die längerfristig gute Chancen haben. Die Intervention der Nationalbank ist ja von Anfang an als vorübergehend bezeichnet worden. Sie bedeutet keinen ständigen Schutz für die

Exportindustrie, so, wie er jetzt besteht. Ein solcher wäre völlig falsch.

Die Unternehmen müssen also weiter an ihrer Fitness arbeiten?

Auf jeden Fall. Der Mindestkurs des Euro ist ja auf einem Niveau festgesetzt, das im allgemeinen Urteil immer noch eine Überbewertung des Frankens bedeutet.

Sie haben in der NZZ sehr vertrauenerweckend dargelegt, wie die Nationalbank wieder aus ihrer Politik rauskommen kann. Ist es so einfach?

Einfach ist nichts. Aber es ist nicht unmöglich, dieses Problem zu lösen – anders, als manche Leute meinen.

Sie haben drei Szenarien beschrieben.

Ja, sie sind meiner Meinung nach erschöpfend; eines dieser drei Szenarien muss eintreffen. Das Idealszenario ist, dass sich der Euro stabilisiert; die Devisenmärkte würden sich dann beruhigen, und die Nationalbank würde sicher die Gelegenheit nutzen, um wieder auszustiegen.

Was für eine Wahrscheinlichkeit sehen Sie für dieses Szenario?

«Vorübergehende Verluste der Nationalbank würde ich nicht tragisch nehmen.»

Es ist eher unwahrscheinlich, aber nicht völlig unmöglich. Der Dollar hat ja mindestens so grosse Probleme, und die Amerikaner haben bisher noch überhaupt kein Problembewusstsein. Sie führen sich weltweit als Lehrmeister auf, dabei betreiben sie sowohl eine Geldpolitik als auch eine Fiskalpolitik, die nicht nachhaltig sein können. Es kann also nicht so weitergehen. Deshalb ist es denkbar, dass die sprunghaften Finanzmärkte das Hauptproblem plötzlich wieder beim Dollar sehen. Geben wir diesem Szenario also zehn Prozent Wahrscheinlichkeit, maximal.

Da bleibt noch viel Wahrscheinlichkeit für die beiden anderen Szenarien.

Ja, das für mich mit Abstand wahrscheinlichste Szenario ist, dass der Euro zwar bleibt, aber trotz jahrelanger Beruhigung zur Schwäche neigt. Die Euro-Zone hat strukturelle Probleme, und sie wird sie kaum lösen oder immer nur so weit, dass der Euro nicht zusammenbricht. Die Märkte und vor allem auch die Menschen werden das als Problem erkennen; deshalb bleibt der Euro eine Schwachwährung. Für dieses Szenario sehe ich 80 bis 85 Prozent Wahrscheinlichkeit.

Und damit könnte die Schweiz leben?

Wegen der Schwäche des Euro gäbe es auch Inflationsdifferenzen. Wenn der Gleichgewichtskurs des Euro in zwei, drei Jahren bei Fr. 1.20 liegt, könnte die Nationalbank die Untergrenze also einfach aufheben. Oder sie müsste, falls sich die Märkte bis dann

nicht beruhigt haben, was gut möglich ist, die Untergrenze tiefer setzen oder den Franken an einen Währungskorb binden, wie dies Kurt Schiltknecht vorschlägt.

Das würde aber zu massiven Verlusten auf den Euro-Beständen führen.

Natürlich. Aber in der Diskussion geht meist vergessen, dass auf den Euro-Beständen der Nationalbank auch Erträge anfallen. Das Zinsniveau in der Euro-Zone liegt deutlich über jenem in der Schweiz. Und wenn eine Währung permanent zur Schwäche neigt, muss sich dies irgendwann in den Renditedifferenzen zeigen. Die Staaten versuchen gegenwärtig, mit finanzieller Repression die Zinsen zu drücken. Aber sie können das nicht auf Dauer durchhalten, wenn sie sich international finanzieren wollen. Wie die Erfahrung lehrt, wird also auf die lange Frist der Kursverlust, den man mit einer Schwachwährung erleidet, durch die Renditedifferenzen ausgeglichen. Deshalb würde ich vorübergehende Verluste der Nationalbank nicht tragisch nehmen.

Dann bleiben in unserer Rechnung noch ein paar zerquetschte Prozente.

Das dritte Szenario ist der Zerfall des Euro. Daran glaube ich auch als Euro-Skeptiker der ersten Stunde nicht. Der Euro war ja ein politisches Projekt. Solange die Politiker am Euro festhalten – und das tun sie bis heute bedingungslos, selbst in Deutschland –, bleibt der Euro. Die Märkte können den Zusammenbruch nicht erzwingen, wohl aber Massnahmen, welche die Euro-Zone zusammenhalten. Deshalb wird sie sich zu einer Transfer-Union entwickeln, auf versteckten Wegen. Ich erwarte darum eher einen Umbruch in der politischen Landschaft. Die Deutschen, aber auch die Franzosen, die Italiener oder die Spanier sind doch nicht wirklich bereit, finanzpolitische Souveränität abzugeben. Es wird deshalb eine neue Politikergeneration an die Macht kommen, die sagt: «So wollen wir das nicht mehr.»

Sie sind also auch Pessimist?

Langfristig, ja. Ich halte aber nichts von Prognosen wie, der Euro breche in den nächsten Wochen zusammen. Wie viel Mal haben das Paul Krugman oder Nouriel Roubini schon vorausgesagt? Der Euro brach nicht zusammen, dabei machten die Politiker nie, wozu sie die Propheten drängten.

Sie verbürgen sich also dafür, dass die Schweiz mit ihrer Währungspolitik keinen schweren Schaden nimmt?

Das ist mir dann doch ein zu grosses Wort. Ich will nicht dastehen wie Frau Merkel, die beim Ausbruch der Finanzkrise für alle Depositen in Deutschland garantierte. Und ich habe ja schon in der NZZ geschrieben: «Wenn die Welt untergehen sollte, wäre vermutlich auch die Schweiz davon betroffen.»

Ernst Baltensperger, 70, lehrte Volkswirtschaft an den Universitäten in Ohio, Heidelberg, St. Gallen und Bern.

«Dann verraten wir das Evangelium»

Zölibat, Stellung der Frau in der Kirche, Umgang mit Geschiedenen: Abt Martin von Einsiedeln will, dass sich die katholische Kirche den Fragen der Zeit stellt, ohne ihre Tradition zu verleugnen.

Von Peter Keller und Alfons Kiefer (Illustration)

Sie sind im Walliser Bergdorf Obergesteln zur Welt gekommen. Wie hat man in Ihrer Kindheit Weihnachten gefeiert?

Ich bin in einer Bauernfamilie aufgewachsen. Da war das Weihnachtsfest einfach, aber eindrücklich. Für uns war klar, dass Weihnachten erst am Heiligabend beginnt. Am Nachmittag wurde hinter verschlossenen Türen der Weihnachtsbaum geschmückt, am Abend assen wir gemeinsam, sassen zusammen und beschenkten einander. Anschliessend gingen wir in die Messe. Es war für uns selbstverständlich, zur Kirche zu gehören, den Gottesdienst zu feiern. Dieses Miteinander habe ich in der Pfarrei erlebt. Mit fünfzehn wurde ich Organist und Chorleiter und war damit zusätzlich gefordert.

Die Zeiten haben sich geändert, auch im Wallis. Was bleibt von Weihnachten?

An der Botschaft hat sich nichts geändert: Gott kommt zu uns Menschen, wird selbst Mensch und spricht zu uns von Mensch zu Mensch. In unserer Klosterkirche feiern viele Gäste von auswärts die Gottesdienste der Klostersgemeinschaft mit. Ich erlebe ein ähnliches Gemeinschaftsgefühl wie damals in meiner Kindheit.

Sie schreiben in Ihrer neuen Schrift*, die Kirche müsse wieder die Freude am Glauben erwecken.

Wir können nur für etwas begeistern, von dem wir selbst begeistert sind. Durch unser Lebenszeugnis können wir andere Menschen auf ihrem Weg unterstützen. Ich treffe viele, die suchend sind und Interesse am Glauben haben. Das darf ich auch an unserer Stiftsschule erfahren, wo ich in der Maturaklasse einen Teil des Philosophieunterrichts erteile. Grundsätzlich fällt mir auf, wie schnell wir in Gesprächen beim Thema Glauben sind. Junge Menschen können uns Vorbild sein im Suchen.

Sie betonen, dass es Ihnen um die suchenden Menschen geht. Sind Ihnen diejenigen, die Gott gefunden haben, suspekt?

Ja. Gott ist so gross, dass wir ihn nie gefunden haben können. Wir können eine Gottesbegegnung haben, seine Grösse erahnen, aber niemand kann ernsthaft behaupten: «Ich habe Gott ein für alle Mal gefunden.» Papst Benedikt XVI. sagte vor drei Monaten in einer Predigt: «Wir besitzen die Wahrheit nicht.» Wir können nicht über der Wahrheit stehen, wir können sie aber suchen und von ihr ergriffen sein. Ge-

rade junge Menschen wissen oft nicht, was für ein Abenteuer die Gott-Suche sein kann.

Wie steht es um den Nachwuchs?

Wir haben einige junge Leute, und ich bin sehr dankbar, dass sie Suchende sind, bereit, diesen abenteuerlichen Weg zu gehen. Einer ist im Studium in den USA, einer in Jerusalem, einer studiert in Bern. Das Mitdenken und Mittragen der Jungen freut mich. Bei wichtigen Entscheidungen, heisst es bei Benedikt, solle der Abt die ganze Gemeinschaft zusammenrufen, weil Gott oft durch den Jüngsten offenbare, was das Bessere ist.

Hat Sie auch die Musikalität der Benediktiner angesprochen?

Nein. Ich kannte diese zu wenig. Aber die Musiktradition war eine Entdeckung für mich – zum Beispiel heute beim Vespergebet die Psalmen nach tausendjährigen Melodien.

Der Zölibat, die Ehelosigkeit, ist auch 1000 Jahre alt ...

Der Zölibat ist eine mögliche Lebensform der Nachfolge Jesu seit 2000 Jahren. Aber auch die Ehe ist seit 2000 Jahren eine mögliche Lebensform der Nachfolge Christi.

«Die Frage ist: Sollen nur solche zu Priestern geweiht werden, die das Charisma des Zölibats haben? Nein.»

Aber der Pflichtzölibat für Geistliche ist rund 1000 Jahre alt.

Ja, aber hier geht es weit mehr als um Pflicht. Heute wird die Ehelosigkeit leider vor allem als Gesetz wahrgenommen. Aber es geht um Christusnachfolge. Zum Mönchtum gehört die zölibatäre Lebensform von Anfang an, seit 1700 Jahren, sie ist ein Charisma, ein Geschenk Gottes. Diese Lebensform habe ich als die meinige erkannt und selbst gewählt. Der protestantische Theologe Dietrich Bonhoeffer brachte es auf den Punkt: Wer ehelos lebt in der Nachfolge Christi, zeigt durch sein Leben, dass Ursprung und Erfüllung der menschlichen Liebe über unser irdisches Leben hinausgehen. Wer verheiratet ist, zeigt, dass sich die Liebe im Hier und Jetzt konkretisieren muss. So merkt man plötzlich: Es sind nicht gegensätzliche, sondern zwei sich ergänzende christliche Berufungen. Die Frage ist: Sollen nur solche zu Priestern geweiht werden, die das Charisma des Zölibats haben? Nein. Wir haben in der römisch-katholischen Kirche auch die andere Tradition.

Aber nicht bei uns.

Doch. Die Kirchen mit dem byzantinischen Ritus, die in voller Einheit mit der römisch-katholischen Kirche sind, gehören zu uns. Dort werden auch verheiratete Männer zu Priestern geweiht.

Zurück zur Frage, wer sich heute für ein Mönchsleben entscheidet. Ihre Beschreibung des Suchenden ist mir zu wolkig.

Suchen ist nicht wolkig. Wenn wir etwas verloren haben, dann suchen wir und merken schnell, wie realistisch dieser Vorgang ist. Wir suchen an allen Ecken und Enden, lernen die Wohnung neu kennen, überlegen, wo das Gesuchte sein könnte. Übertragen auf Ihre Frage: Wir suchen in unserem Alltag die Gegenwart Gottes. Der heilige Benedikt sagt: «Ob im Garten oder im Gottesdienst, immer sind wir herausgefordert, Gott zu suchen.»

Das ist nicht wolkig, sondern konkret.

Dass Ihr Weg aus dem Obergoms ins Kloster führte, ist nicht so überraschend. Warum wird heute ein junger Mensch Mönch?

Jeder Mensch ist ein Original. Jeder Mensch hat seine eigene Berufung. Das gilt auch für Walliser . . . Jeder Mensch hat eine eigene Biografie – auch die jungen Mitbrüder. Es gibt solche, die bisher selbstverständlich mit der Kirche verbunden waren, und andere, die vorher mit der Kirche nicht viel am Hut hatten. Wenn jemand ins Kloster eintreten will, sind wir grundsätzlich zurückhaltend. Benedikt sagt, man solle den Eintritt nicht leichtfertig gewähren. Diese Praxis hat sich bewährt. Das Ziel ist nicht, dass möglichst viele Leute ins Kloster kommen.

Sie weisen also Leute zurück?

Ja.

Mehr, als Sie aufnehmen?

Ganz klar. Wer meint, in einem Kloster seine Probleme lösen oder vor Enttäuschungen fliehen zu können, muss sich einer kritischen Selbstprüfung stellen. Das Kloster ist nicht der Ort, um sich aus dem Leben zurückzuziehen, sondern eine mögliche Form, als Getaufter zu leben. Bis sich ein junger Mensch endgültig entscheidet, dauert es mindestens fünf Jahre. Da ist es wichtig, sorgfältig darauf zu achten, ob jemand in dieser Zeit auflebt oder verkümmert. Der heilige Benedikt sagt: «Wer im Glauben voranschreitet, dem weitet sich das Herz.»

Kein anderer Schweizer Katholik gibt in der Öffentlichkeit der reformorientierten Kirche so ein Gesicht wie Sie . . . >>>



«Jeder Mensch hat seine eigene Berufung. Das gilt auch für Walliser...»: Abt Martin Werlen.

So wird man
reich: «Kaufe
einen Dollar,
aber bezahle
nicht mehr
als 50 Cent.»

Warren Buffett, Investor



Die 300 Reichsten. Jetzt am Kiosk.

... oder erinnert daran, dass wir eine reiche Tradition haben, von der wir heute lernen können, in Treue unsere Berufung zu leben.

Was verstehen Sie unter «Reform»?

Das ist ein zutiefst kirchlicher Begriff: *Ecclesia semper reformanda est* – die Kirche muss sich immer reformieren. Dieser Satz gehört zu unserer Tradition. Er steht sogar im Katechismus, weil die Kirche die Aufgabe hat, das Wort Gottes in der jeweiligen Zeit zu verkünden. Das können wir heute mit anderen Mitteln und auf andere Weise tun als im zweiten Jahrhundert. Wenn wir sagen, das Wichtigste im Gottesdienst ist die Wandlung, aber in der Kirche selbst darf sich nichts wandeln, dann sind wir nicht mehr katholisch.

Reform heisst aber auch, dass man Dinge, die ausser Form geraten sind, wieder in ihre ursprüngliche Form zurückführt.

Reform heisst, das zu vertiefen, was uns als Glaube geschenkt ist, und zwar in der jeweils konkreten Situation. Das Glaubensgut bleibt dabei immer das gleiche.

Die Reformdiskussionen sind mit den immer gleichen Schlagworten verknüpft . . .

. . . genau das wollte ich vermeiden. Darum finden Sie in meiner ganzen Broschüre keine Kapitelüberschriften.

Am Schluss kommen Sie trotzdem auf die üblichen Kritikpunkte zu sprechen: auf den Zölibat, die Stellung der Frau in der Kirche, den Umgang mit Geschiedenen.

Ich komme auf diese Fragen zu sprechen, weil die Menschen, speziell die Jungen, in diesen Bereichen Glut kaum mehr wahrnehmen, sondern nur noch kalte Asche. Wenn wir über den Zölibat sprechen, als ob er ein Gesetz wäre, verliert diese Lebensform ihre tiefste Bedeutung.

Mit solchen Aussagen ernten Sie traumhafte Zustimmungsqoten in einer sehr breiten Bevölkerung. Was genau soll dann provokativ an Ihrer Schrift sein, wie Sie in der Einleitung behaupten?

Sie ist provokativ, weil sie den Menschen an seine Berufung (*vocatio*) erinnern will. Viele der Reaktionen zeigen mir, dass das gelungen ist. Etwa wenn Menschen schreiben, sie hätten endlich diese Glut wiederentdecken können. Das ist das Grösste, was passieren kann. Selbstverständlich erhalte ich auch ablehnende Briefe, worin auf die Verpflichtung zum Zölibat verwiesen wird, womit der Sachverhalt für alle Zeiten klargestellt sei. Hier muss ich sagen: Das ist Asche. Aufgrund solcher Argumente wähle ich nicht die zölibatäre Lebensform. Da kommt die Glut nicht durch.

Nochmals: Mit dieser Haltung rennen Sie die alleroffensten Türen ein. Aus den Medien erfahren Sie mit Ihren Positionen praktisch keinen Widerspruch.

Wenn meine Provokationen dazu führen, dass Menschen die Freude am Glauben

wiederentdecken und diese Freude weitergeben, dann kann Grossartiges geschehen. Wenn Leute sich durch Provokationen von der Kirche abwenden, war das sicher nicht im Dienst des Anliegens, die Glut im Glauben zu wecken.

In der reformierten Kirche gibt es keinen Pflichtzölibat, Frauen können Pfarrer sein, Ehe und Kommunion sind keine Sakramente, also gibt es keine Diskussionen, ob Geschiedene die Kommunion erhalten dürfen. Wollen Sie aus der katholischen Kirche eine zweite reformierte Kirche machen?

Sicher nicht. Aber reformieren müssen wir uns immer wieder, damit wir in Treue unsere Berufung leben. Als Kirche müssen wir uns fragen: Wie können wir den Menschen von heute ansprechen? Wie können wir die Botschaft, die uns anvertraut ist, weitergeben? Wie können wir den Menschen die Augen öffnen für die Gegenwart Gottes? Sie

«Tragisch an der Reformation ist die Spaltung der Kirche, nicht die berechtigte Kritik.»

sollen auch heute erfahren dürfen, was für ein Abenteuer die Gott-Suche ist.

Ist denn der Eindruck völlig abwegig, dass am Ende dieses kirchenkritischen Programms ein Abklatsch der reformierten Kirche herauschaut?

Für mich ist die Kirche Heimat. Ich schätze ihre Tradition. Ich lese jeden Tag mehrere Stunden aus dieser reichen Tradition. Aus diesem Geist ist auch meine Schrift entstanden. Aber aus der gleichen Haltung, aus der gleichen Aufmerksamkeit gegenüber der Tradition stammt meine Kritik an bestimmten Entwicklungen und Positionen, die einst aus nachvollziehbaren Gründen eingeführt wurden. Wenn wir auf die 2000-jährige Geschichte zurückschauen, so bestand die Grösse der Kirche doch darin, dass sie auf neue Situationen aus ihrem reichen Fundus heraus zeitgemässe Antworten und Impulse geben konnte.

Insofern hat ja auch die Kirchenkritik Tradition . . .

Selbstverständlich. Die heilige Katharina von Siena hat den Papst heftig kritisiert. Franz von Assisi hat deutliche Kritik angebracht. Im 16. Jahrhundert lebten so unterschiedliche Heilige wie Philipp Neri oder Ignatius von Loyola, Gründer des Jesuitenordens, in Rom. Beide waren Reformatoren. Tragisch an der Reform von Luther und Zwingli ist die Spaltung der Kirche, nicht ihre berechtigte Kritik. Die unberechenbare Dynamik gehört zur Kirche. Davor dürfen wir nicht Angst haben.

Wenn der Veränderungswille an den kirchlichen Strukturen scheitert, müssten Sie diese ändern. Konsequenz wäre die Abschaffung des Papsttums.

Das Papsttum ist nicht das Problem. Problematisch ist, wenn wir uns den Fragen der Zeit nicht stellen oder wenn von oben verordnet wird: Darüber reden wir nicht.

Auch der jetzige Papst, Joseph Ratzinger, stellt sich den Fragen der Moderne. Nur kommt er zu anderen Schlüssen als Sie.

Das könnte ich so nicht behaupten. Immer wieder macht er deutlich, dass er die Probleme wahrnimmt. Warum er einige Fragen nicht angeht, weiss ich nicht.

Benedikt XVI. sagt, im Zweifelsfall sollte man dem Zeitgeist nicht nachgeben.

Da bin ich mit Papst Benedikt einig. Es geht nicht darum, dem Zeitgeist nachzugeben. Es geht aber darum, den Zeitgeist wahrzunehmen, sich den Problemen zu stellen, den Menschen in dieser Situation zu lieben und ihm das Evangelium zu verkünden. Der schlimmste Eindruck, den Menschen heute haben: In der Kirche bleibt alles beim Alten. Aber die Botschaft Christi ist nie veraltet.

Das Evangelium lebt.

Genau. Aber wir können doch zu bestimmten Situationen nicht einfach sagen: «Das ist nicht vorgesehen, dazu können wir nichts sagen.» Es kann nicht sein, dass wir Männern und Frauen nichts mehr zu sagen haben, deren Ehe gescheitert ist und die eine neue Beziehung eingehen. Gerade Menschen, die in besonderer Weise das Dasein der Kirche brauchen, sollen erfahren dürfen: Die Kirche ist für uns da. Wie wir diesen Umgang gestalten, ist eine andere Frage. Wir müssen miteinander Wege finden.

Und wie soll das gehen?

Indem wir miteinander die Glut unter der Asche wieder entdecken. Der Papst genauso wie die Bäuerin in Muotathal.

Dann sehen Sie in Rom einen besonders grossen Aschehaufen?

Überall, wo viel Macht zusammenkommt, ist auch der Missbrauch von Macht grösser. Wer keine Macht hat, kann keine missbrauchen. Es geht immer um konkrete Menschen. Mich erinnert die Situation an die Geschichte des Zachäus. Er will unbedingt Jesus sehen, ist aber zu klein. Die Menschenmenge versperrt ihm die Sicht. Auch wir Verantwortungsträger in der Kirche können Suchenden im Weg stehen, so dass sie Jesus nicht sehen und seine Botschaft nicht hören können.

Was muss passieren, damit auch ein kleiner Zachäus Jesus wieder sehen kann?

Die Botschaft Jesu Christi muss im Zentrum stehen. Wenn das Karrieredenken, das Verteidigen eines Systems und das Verharren in Privilegien zum Mittelpunkt werden und dabei all das noch fromm verbrämt daherkommt, verraten wir das Evangelium.

Abt Martin Werlen, 50, ist der 58. Vorsteher des Klosters Einsiedeln.

*«Miteinander die Glut unter der Asche entdecken».
www.kloster-einsiedeln.ch

«Ich wusste, ich war die Fitteste»

Olympiasiegerin Nicola Spirig denkt jeden Tag an ihren grossen Sieg in London im vergangenen Sommer zurück. Danach hat die Triathletin geheiratet, jetzt erwartet sie ein Kind. Beim Training muss sie sich nun ein bisschen zurücknehmen. *Von Andreas Kunz*



«Ich habe einfach gewisse Talente»: Spitzensportlerin Spirig, 30.

Sie haben kürzlich geheiratet, herzliche Gratulation! Ich nehme an, Sie trainieren auch in den Flitterwochen?

Die gab es noch nicht, eine Nacht musste reichen. (*Lacht*) Mein Mann und ich sind das ganze Jahr schon herumgereist und haben viel gesehen. Die richtigen Flitterwochen haben wir verschoben.

Wann haben Sie das letzte Mal trainiert?

Heute Morgen. Ich bin um 7.30 Uhr eine Stunde durch den Wald gelaufen, im Schnee, was ziemlich streng war. Dazwischen habe ich zweimal zehn Minuten kurze Hügel-Repetitionen gemacht. Aufwärts darf ich ein bisschen schneller rennen, geradeaus nicht mehr, wegen der Schläge für das Baby. Danach habe ich noch zwanzig Minuten Krafttraining gemacht.

Ist es hart für Sie, das Training wegen der Schwangerschaft einzuschränken?

Es ist eine neue Situation für mich. Das Wohl des Babys hat ganz klar Priorität. Aber Schwangerschaft und Training schliessen sich ja nicht aus. Heute Abend zum Beispiel gehe ich schwimmen, was für das Baby kein Problem ist. Auf gewisse Dinge sollte man natürlich Rücksicht nehmen. Wichtig ist, dass ich keinen Sauerstoffmangel habe. Ich darf also nicht zu lange im anaeroben Bereich laufen. Vieles ist einfach Gefühlsache und beruht auf gesundem Menschenverstand.

Denken Sie noch oft an Ihren Sieg zurück?

Natürlich. Allein schon wegen der vielen Termine und der Referate, die ich jetzt habe. Ich denke wirklich praktisch täglich daran. Manchmal auch beim Training.

Welcher Moment war der schönste?

Als ich auf dem Siegertreppchen stand und die Nationalhymne hörte. Oft werde ich auf den Schlusssprint angesprochen, den ich um Haaresbreite gewinnen konnte. Da kommen immer noch viele Emotionen hoch.

Es wird immer über den Sprint gesprochen. Dabei dauerte das Rennen zwei Stunden. Welche anderen Momente sind Ihnen besonders geblieben?

Ganz speziell war natürlich die Stimmung, diese unglaubliche Lautstärke, bei der ich das Gangschalten beim Velo gar nicht mehr hörte. Auf der Laufstrecke hatte es eine Kurve, in der es für die Zuschauer verboten war, zu stehen. Dort war es total still. Es war, wie wenn man aus einer Disco herauskommt und dieses komische Gefühl hat in den Ohren, wenn es plötzlich ganz still ist. Und danach ging es wieder zurück in den Lärm. Das war sehr eindrücklich.

Fielen Sie nach dem Sieg und dem grossen Trubel danach in ein Loch?

Die Gefahr, nach einem so wichtigen Höhepunkt in ein Loch zu fallen, besteht, aber dank meinen Erfahrungen aus den letzten beiden Olympischen Spielen konn-

te ich damit umgehen. Damals bin ich direkt zurück an die Uni gegangen und hatte mit dem Studium eine neue Aufgabe. Dieses Mal dachte ich an ein Praktikum, aber alles war so stark auf London fokussiert, dass ich gar nicht dazu kam. Durch die vielen Erlebnisse und Emotionen hatte ich jedoch gar keine Zeit, um in ein Loch zu fallen. Ich bin ja lange nicht mal richtig dazu gekommen, meinen Sieg zu verarbeiten.

Den Wettkampf haben Sie genauestens geplant. Danach fiel alles über Sie herein?

Die Vorbereitung war akribisch. Zum Beispiel plante ich nicht, dass der 4. August mein perfekter Tag sein würde. Es wäre nicht realistisch gewesen, dass genau dieser Tag in vier Jahren perfekt sein würde. Also trainierte ich so, dass ich auch an einem schlechten Tag eine Medaillenchance habe würde.

Wie trainiert man das?

Die Einstellung ist eine völlig andere. Wenn man nur auf den perfekten Tag hofft, und es taucht ein Problem auf, sind die Chancen auf eine Medaille sehr klein. Ich wusste, welche Zeit die Olympiasiegerin vor vier Jahren hatte, kannte die Daten und Zeiten von mehreren Weltmeisterinnen und wusste von meinen Trainingszeiten her, dass ich alle schlagen konnte und die fitteste Athletin am Start war. Mit einem Problem hätte ich immer noch mit den Besten mithalten können.

Sie haben an Ihrem Gymnasium die beste Matura gemacht, das Jus-Studium mit summa cum laude abgeschlossen und sind jetzt Olympiasiegerin geworden. Könnten Sie alles in Angriff nehmen und wären früher oder später die Beste darin?

Ich habe einfach gewisse Talente und finde es spannend, diese auszureizen und zu schauen, wie weit ich komme. Bei anderen Sachen bin ich sicher nicht so gut.

Wo sind Sie richtig schlecht?

Mein Partner ist gerade daran, unser Haus umzubauen. Da bleibe ich lieber fern, weil ich handwerklich wirklich nicht begabt bin.

Wie reagierten Ihre Schulfreundinnen früher, wenn sie überall so gut waren?

Ich war nie eine, die ihr sportliches Talent hervorheben musste. Im Gegenteil: An der Uni zum Beispiel wusste kaum jemand, dass ich Triathlon mache und an den Olympischen Spielen teilnehme.

Und wie war's früher im Schulturnen?

Das war damals ja nicht allzu sehr auf Leistung ausgerichtet. Ab dem dritten Gymi hatten wir getrennt Turnen. Bei den Mädchen haben wir eher ein bisschen getanzt oder Volleyball gespielt. (*Lacht*)

Sie hätten lieber mit den Buben geturnt?

Natürlich, es wäre sicher lustig und auch anspruchsvoller gewesen. Aber Sport war damals kein grosses Thema in der Schule. Ich war auch nicht die Streberin in dem Sinne, dass ich die ganze Zeit aufgepasst

hätte. Effizienz war mir wichtiger. Ich war diejenige, die in der Deutschstunde die Mathe-Hausaufgaben gemacht hat, damit ich nach der Schule trainieren gehen konnte.

Welche Frage wird Ihnen am meisten gestellt, wenn Sie Referate halten?

Am meisten beeindruckt sind die Leute von den Details. Wenn sie hören, wie viel ich wirklich trainiert habe. Viele finden es auch lustig, dass ich am Morgen vor dem Olympischen Wettkampf eine Tafel Schweizer Schokolade und eine Banane gegessen habe. Die meisten hätten erwartet, dass ich einen Energieriegel oder etwas Ähnliches zu mir

«Am Morgen vor dem Wettkampf habe ich eine Tafel Schokolade und eine Banane gegessen».

nehmen würde. Aber es war morgens um fünf Uhr, vor lauter Nervosität und Druck hatte ich überhaupt keinen Hunger, doch ich musste dringend etwas essen und Energie zu mir nehmen. Eine Tafel Schokolade gibt dir auf kleinstem Raum 500 Kalorien, ist einfach zu verdauen, und wenn man es gern hat, kann man es unter den schwierigsten Umständen essen.

Gab es auch Anfragen für Referate, wo Sie dachten: «Wie kommen die jetzt auf mich?»

Etwas besonders Skurriles gab es nicht. Aber natürlich hätten sich ganz viele Leute für ihre Anlässe eine Olympiasiegerin gewünscht, die man auf die Bühne stellen kann. (*Lacht*) Viele dachten sich wohl: «Fragen schadet ja nicht», was grundsätzlich auch stimmt. Für mich war es dann einfach schwierig, weil ich dann absagen musste. In den ersten Wochen gab es täglich zwischen dreissig und vierzig Anfragen, die ich beantworten musste. Darunter waren aber auch viele tolle Einladungen, die mein Partner und ich sehr geniessen konnten. Ein Flug im Helikopter zum Beispiel oder Heissluftballon fahren.

Wieviele Kalorien verbrennen Sie an einem Trainingstag?

Das kommt auf die Einheiten an. Ich weiss den genauen Kalorienverbrauch nicht. Der Koch, der an den Olympischen Spielen für uns gekocht hat, hat einmal ausgerechnet, dass es um die 5500 Kalorien sind, aber wie gesagt, das hängt von verschiedenen Dingen ab.

Als Olympiasiegerin und baldige Mutter: Was treibt Sie überhaupt noch an, weiterzumachen?

Ganz einfach: die Freude am Sport.

Nicola Spirig, 30, ist Olympiasiegerin im Triathlon und wurde soeben zur Sportlerin des Jahres gewählt. Nach einer Babypause will die Juristin 2014 bei der Leichtathletik-Europameisterschaft in Zürich im 5000-Meter-Lauf starten.

«Die Schweiz macht nichts falsch»

Mario Gattiker, der neue Direktor des Bundesamtes für Migration, sieht das tägliche Ringen mit den Problemen der illegalen Migration, den offenen Grenzen und kriminellen Asylbewerbern als «absolut spannende Aufgabe». Vom «undankbarsten Job der Nation» könne keine Rede sein. *Von Philipp Gut*

Herr Gattiker, Sie stehen vor einer Alpenkette von Schwierigkeiten. Rekordandrang von Asylanten, Unmut in der Bevölkerung, gescheiterte Reformen. Täglich berichten Zeitungen über das «Asylchaos». Sie haben den undankbarsten Job der Nation. Warum tun Sie sich das an?

(Lacht.) Das finde ich überhaupt nicht. Zudem haben die negativen Schlagzeilen in letzter Zeit abgenommen. Es ist eine absolut spannende Aufgabe, die enorm wichtig ist für das Land. Und ich habe grosse Spielräume, die ich gerne ausnütze. Die Migrationspolitik umfasst ja viel mehr als nur das Asylwesen: Es geht auch um die Zuwanderung qualifizierter Arbeitskräfte, die für unsere Wirtschaft und letztlich für unseren Wohlstand lebensnotwendig sind. Die Migration über das Asylgesetz ist im Vergleich zahlenmässig klein – auch wenn sie in den Medien einen hohen, manchmal fast zu hohen Stellenwert einnimmt.

Wie viele Asylgesuche erwarten Sie denn bis Ende Jahr?

Gegen 30 000.

Diesen erneuten Zuwachs nennen Sie «klein»? Die Schweiz muss etwas grundlegend falsch machen.

Die Schweiz macht nichts falsch, es kommen mehrere Faktoren zusammen. Wir liegen geografisch an zwei Hauptmigrationsrouten. Wir haben einen starken Migrationsdruck infolge des arabischen Frühlings. Wir haben zu lange Verfahren. Und wir sind wirtschaftlich attraktiv – was viele Leute herführt, die einfach ein besseres Leben suchen.

Auch die Anerkennungsquote ist hierzulande höher als in den umliegenden Staaten. Kürzlich stand im Tages-Anzeiger, in Liechtenstein würden nur 2 Prozent der Asylbewerber als Flüchtlinge anerkannt. In der Schweiz sind es über 20 Prozent.

Unsere Nachbarstaaten weisen ähnliche Quoten aus. Die aktuelle Quote der Schweiz liegt bei rund 10 Prozent. Das hat damit zu tun, dass wir im Moment unbegründete Asylgesuche prioritär behandeln. Das Liechtensteiner Asylwesen lässt sich hingegen nicht mit demjenigen der Schweiz vergleichen.

Im Schnitt liegt die Quote aber höher. Wie viele Flüchtlinge sind tatsächlich an Leib und Leben bedroht?

Im längerfristigen Durchschnitt rund 30 bis 40 Prozent.

Sie glauben, dass jeder dritte Asylbewerber in seiner Heimat wirklich verfolgt ist?

Entweder politisch verfolgt, oder man kann ihn nicht in den Herkunftsstaat zurückführen, etwa wegen Krieg oder Bürgerkrieg.

Leute von der Front, die täglich Asylbefragungen durchführen, zeichnen ein anderes Bild: Fälle, in denen jemand wirklich verfolgt ist und eine stimmige Geschichte erzählt, seien äusserst selten, sagen sie.

Wir haben einen gesetzlichen Auftrag zu erfüllen. Wenn jemand wegen Rasse, Religion oder politischer Anschauung verfolgt wird oder schwere Gefährdung von Leib und Leben zu befürchten hat, sind wir verpflichtet, Asyl zu gewähren. Aber klar ist, dass heute viele Asylsuchende keine asylrelevanten Gründe haben und deshalb auch nicht auf unseren Schutz angewiesen sind.

Sind die Asylgesetze, die auf den Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs gründen, überhaupt noch zeitgemäss? Sie sagen ja selber, die meisten Gesuche seien ungerechtfertigt.

Dass es ein Asylrecht gibt, ist gerechtfertigt. Es findet in vielen Ländern der Welt politische Verfolgung statt. Was wir heute aber klar auch haben, ist eine wirtschaftlich motivierte Einwanderung in die Schweiz über den Weg des Asylgesetzes. Wir nennen das «irreguläre Migration». Das ist tatsächlich ein grosses Problem.

Tatsache ist doch: Die wirklich Verfolgten schaffen es kaum in die Schweiz. Es kommen vor allem junge Männer, nicht etwa besonders gefährdete Frauen und Kinder.

Die Einschätzung trifft in etlichen Fällen zu. Neunzig Prozent aller Flüchtlinge, gerade in Afrika, verbleiben in der Region. Oft sind es junge Männer, die überhaupt die strapaziöse Reise auf sich nehmen können und die Mittel haben, in die Schweiz zu kommen.

Die Fitten und Falschen setzen sich durch?

Zum Teil, ja. Nigeria ist so ein Beispiel: Dort gibt es im Norden einen Konflikt mit bürgerkriegsähnlichen Verhältnissen. Die nigerianischen Asylbewerber kommen aber aus dem südlichen Bereich, wo stabile Verhältnisse herrschen.

Das klingt nach Leerlauf. Wie kontern Sie?

Wer verfolgt wird, hat in der Schweiz Anrecht auf Asyl. Wichtig ist: prüfen, rasch entscheiden und die Abgewiesenen konsequent zurückführen.

Sie müssen jedes Gesuch prüfen, auch wenn klar ist, dass keine Chance auf Asyl besteht?

Wir prüfen jeden Einzelfall, weil man erst nach dieser Prüfung weiss, ob jemand verfolgt ist. Aber wir sehen uns mit einer grossen Zahl offensichtlich unbegründeter Asylgesuche konfrontiert. Wir haben uns entschieden, diese Gesuche vorzuziehen. Dies ist das wichtigste Signal: dass es schnell geht und dass konsequent vollzogen wird. Das 48-Stunden-Verfahren bei den Balkanstaaten ist die adäquate Antwort auf dieses Problem. Dort ist es uns gelungen, die Verfahren innerhalb zweier Monaten massiv zu reduzieren.

Man fragt sich: Wieso sind Sie erst jetzt auf diese Idee gekommen?

Bei den Balkanstaaten haben wir eine spezifische Situation: Diese Leute haben biometrische Pässe. Wir pflegen eine gute Zusammenarbeit mit den Herkunftsstaaten. Und wir haben offensichtlich keine Verfolgungssituation.



«Prinzip der raschen, einfach realisierbaren Lösung»:

Die Flüchtlinge richten sich nach den Anreizen: Sie gehen, ganz vernünftig, dorthin, wo es für sie attraktiv ist.

Der wichtigste Anreiz ist die Dauer des Verfahrens. Aber ich möchte auf Ihre Frage zurückkommen: Wir haben bereits im Januar, Februar in ähnlicher Weise reagiert. Wir haben alle Asylsuchenden aus dem Westbalkan in der Zivilschutzanlage Pratteln untergebracht und an Ort und Stelle die Verfahren durchgeführt.

Wo sehen Sie weitere Gestaltungsräume?

Überall, wo wir schon heute Wirkung erzielen können, machen wir das. Etwa bei den sogenannten Dublin-Mehrfachgesuchen. Das betrifft Asylsuchende, die bereits in einem andern europäischen Land ein Gesuch gestellt haben und es in der Schweiz wieder und wieder versuchen. Da akzeptieren wir keine Beschwerde mehr, der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Wir gehen hier weiter als viele europäische Staaten. Vor dieser Praxisänderung hatten wir zwischen 200 und 250 Mehrfachgesuche pro Monat. Heute sind es noch 20 bis 40.

Manche Nachbarstaaten nehmen es mit Dublin nicht so genau. Italien ermuntert die Gesuchsteller zur Weiterreise in die Schweiz.

Italien wendet das Abkommen an. Der Erfolg des Dublin-Verfahrens beruht darauf, dass man seinen Job macht.

Bringt das Abkommen in dieser Form der Schweiz überhaupt noch etwas?

Ohne Dublin-Abkommen hätten wir viel mehr Asylsuchende. In diesem Jahr gab es 10 000 Nichteintretensentscheide und 5000 Überstellungen, gestützt auf das Dublin-Abkommen. Wir profitieren sehr davon, auch wenn Optimierungspotenzial besteht.

Das kann man so sagen: 80 Prozent der Nigerianer, die in der Schweiz Asyl verlangen, sind bereits in einem andern europäischen Land registriert. Gemäss Abkommen müssten sie in Italien oder Spanien bleiben.

Es gibt diese Binnenwanderung – oft in ein wirtschaftlich attraktiveres Land. Das war der Grund, warum man das Dublin-System überhaupt auf die Beine gestellt hat.

Aber es funktioniert offensichtlich nicht richtig.

Der grösste Fehler ist, dass kein Ausgleich innerhalb Europas vorgesehen ist. Wenn Dublin konsequent und nach der Lehre umgesetzt wird, konzentrieren sich die Asylbewerber auf Italien, Spanien und Griechenland. Das ist etwas, was die Schweiz immer wieder in die Diskussionen einbringt. Wir

müssen eine gerechte Verteilung von Asylbewerbern und Flüchtlingen vornehmen. Und nicht eine Verteilung zuungunsten der Länder, die geografisch ungünstig liegen.

Verstehe ich Sie richtig: Sie fordern noch mehr Asylbewerber für die Schweiz?

Nein, aber damit es für alle aufgeht, müsste man eine solche Verteilung vorsehen. Das wurde auch immer wieder diskutiert.

Fakt ist doch: Gemessen an der Bevölkerung, nimmt die Schweiz mehr Flüchtlinge auf als praktisch jedes andere Land.

Ganz klar: Wir haben eine sehr hohe Zahl an Asylbewerbern. Aber die Zunahme liegt im europäischen Trend. Deutschland hatte allein im Oktober gegen 10 000 Asylgesuche.

Kürzlich besuchten nigerianische Drogenfahnder die Schweiz. Sie schüttelten nur den Kopf: Die Schweiz sei ein Dorado für Kriminelle. Wie reagieren Sie darauf?

Die Kriminalität eines Teils der Asylbewerber ist ein ausserordentlich grosses Ärgernis. Dass unser Gastrecht so missbraucht wird, ist nicht akzeptabel. Die Antwort ist die konsequente Anwendung der Gesetze – hier ist die Polizei gefordert. Ich weise darauf hin, dass wir als Bundesamt für Migration weder über eine Polizei noch über Gefängnisse verfügen.

Sie halten die Gesetze für zu lasch?

Man muss unterscheiden: Wir haben einerseits das Strafrecht. Auf der andern Seite gibt es die Zwangsmassnahmen im Ausländerrecht, bei welchen die Kantone zuständig sind. In diesem Bereich könnte man viel mehr machen. Leute, die kriminell werden und keine Aufenthalts- oder Niederlassungsbewilligung haben, sind zu inhaftieren und rasch ausser Landes zu bringen. Die Gesetze sind da. Man muss sie nur anwenden, und es sind die nötigen Administrativhaftplätze bereitzustellen.

Sie haben es erwähnt: Die Kriminalität ist stark gestiegen. Dazu beigetragen haben junge Männer aus Nordafrika. Oft bringt man sie nicht mehr in die Heimatländer zurück. Wo klemmt es?

Wir müssen die Leute zurückführen können. Das Problem ist in der Regel, dass sie keine Papiere haben. Sie könnten sowohl Tunesier, Libyer, Algerier oder Marokkaner sein. Die Identifikation ist oft sehr aufwendig und schwierig.

Überblickt man die Gesamtlage im Asylwesen, drängt sich der Eindruck auf: Die Schweiz hält sich korrekt an die Gesetze – was gnadenlos ausgenützt wird.

Selbstverständlich sind unsere Gesetze die Grundlage. Aber es ist nicht so, dass wir die Probleme nicht angehen wollen und uns hinter Gesetzen verschanzen. Im Gegenteil. Ich handle nach dem Prinzip der raschen, einfach realisierbaren Lösung. Das ist mein Hauptansatz. Natürlich muss jede Lösung



Migrationschef Gattiker.

auch rechtlich möglich sein. Wir haben in diesem Jahr einiges erreicht: Wir haben viel mehr Gesuche erledigt. Wir haben die Ausreisen um 50 Prozent gesteigert. Wir haben das 48-Stunden-Verfahren eingeführt. Und wir behandeln keine Mehrfachgesuche mehr.

Dennoch: Die vorteilhaften Asylbedingungen der Schweiz bleiben weltweit bekannt und beliebt.

Die irreguläre Migration passiert nicht einfach von allein. Da stehen gewaltige Interessen dahinter: von Schlepperorganisationen, die mit dem Wunsch der Menschen, in ein besseres Leben aufzubrechen, gnadenlos Profit machen. Es werden bis zu 5000 Dollar für eine Überfahrt bezahlt – das Mehrfache eines Jahreseinkommens in diesen Ländern.

Sie sind seit Jahrzehnten im Flüchtlingswesen tätig. Welches war der ursprüngliche Impuls, diesen Weg einzuschlagen?

Ich bin zwar Jurist, war aber immer sehr an Geschichte und Politik interessiert. Diese ganze geschichtliche und politische Dimension, welche die Flüchtlinge mit sich bringen – das hat mich fasziniert.

Sie haben als Berater und Leiter Rechtsdienst bei der Caritas begonnen. Damals standen Sie auf der andern Seite.

Diese Erfahrung hat mich sehr geprägt und gezeigt, dass man viele Probleme nicht in der Schweiz lösen kann. Es ist wichtig, den Menschen reinen Wein einzuschenken. Ich war nie einer, der das Blaue vom Himmel versprochen hat. Mein Ansatz war immer, ein realistisches Bild der Lage zu vermitteln. Ich habe Fälle auch selber vertreten und praktisch alle gewonnen, gerade weil ich diesen realistischen Ansatz verfolgte.

Von welchen Idealen haben Sie sich verabschiedet im Lauf der Jahre?

Heute trage ich die Gesamtverantwortung für den Vollzug der Migrationspolitik. Das gibt ein umfassenderes Bild. Aber ich hatte nie das Gefühl, man könne mit dem Mittel der Asylgesetzgebung die Probleme der Welt lösen. Ich war immer schon pragmatisch und wurde immer schon kritisiert.

Die linke Wochenzeitung warf Ihnen kürzlich vor, sich bei der SVP anzubiedern.

Gleichzeitig wirft mir die SVP vor, zu lasch zu sein. Ich habe die Funktion eines Amtsdirektors und bin dem Gesetz und dem Bundesrat verpflichtet. Ich verfolge keinen parteipolitischen Ansatz, sondern stelle mich allen Auseinandersetzungen.

Jean Ziegler fordert von Bundesrätin Sommaruga, «Betonkopf» Gattiker in die Wüste zu schicken. Viel Feind, viel Ehr?

Ich glaube, es ist ein Zeichen, dass ich meine Arbeit gut mache, wenn ich sowohl von rechts wie von links in der Kritik stehe.

Zu Ihrem Zuständigkeitsbereich gehört auch die Personenfreizügigkeit. Es laufen verschiedene Bestrebungen, dieses System zu korrigieren, Stichworte: Ecopop, Masseneinwanderungsinitiative. Wie stellen Sie sich zu diesen Anliegen?

Der Bundesrat wird sich mit der Ecopop-Initiative noch beschäftigen. Bezüglich der Masseneinwanderungsinitiative hat er bereits im Sommer Stellung genommen.

Ihre persönliche Meinung?

Die werde ich Ihnen nicht sagen. Ich habe eine Funktion, die persönliche Meinung tut nichts zur Sache.

Überraschungen – um es wertneutral zu formulieren – hat es auch mit Schengen gegeben. Es wurde viel teurer als gedacht. Der Verzicht auf Grenzkontrollen führt zu mehr Kriminalität. Müsste man da nicht auch über die Bücher gehen?

Schauen Sie, das ist vom Volk mit deutlichem Mehr akzeptiert worden. Schengen hat eine demokratische Legitimation. Die Polizei beurteilt Schengen positiv, was die Verbrechensbekämpfung angeht. Was das Problem der irregulären Migration betrifft, muss man sehen, dass die Grenzkontrollen auch vor Schengen nur beschränkten Einfluss hatten. Wichtig ist, dass die illegale Immigration überall dort, wo sie auftaucht, bekämpft wird und dass die Staaten dies als gemeinsame Aufgabe verstehen.

Das ist doch ein frommer Wunsch. Die illegale Migration ist ein Milliardengeschäft, umfangreicher als die Entwicklungshilfe.

Da haben Sie recht. Die grösste Migration nach Europa findet nicht aus den ärmsten Ländern statt. Nigeria beispielsweise ist ein erdölproduzierender Staat, der seine volkswirtschaftlichen Beziehungen zu Europa



«Grosses Ärgernis»: Jurist Gattiker.

ausbauen möchte. Oder Marokko, das heute im Wachstum ist, im Gegensatz zu vielen europäischen Staaten. Irreguläre Migration ist weder in unserem noch in deren Interesse. Die Bekämpfung der illegalen Zuwanderung muss in den Herkunftsregionen beginnen, dort, wo die Schlepperrouten ihren Anfang nehmen. Die Polizei muss auf den Routen aktiv sein. Die Schengen-Aussengrenzen müssen gut bewacht werden. Schengen bedeutet nicht automatisch den Wegfall von Sicherheit. Es ist ja gerade das Konzept, die Aussengrenzen zu schützen.

In der Praxis sind die Grenzen so löcherig wie ein Emmentaler Käse.

Die Grenze ist nicht dicht. Aber sie war vorher auch nicht dichter. Wenn ich an die Lage der südlichen Nachbarstaaten denke, den Einsatz von Frontex in Italien etwa: Das ist zusätzlich zur italienischen Grenzkontrolle eine Verstärkung gegenüber früher.

Ihre Mitarbeiter müssen eine Geröllhalde von Sisyphussteinen den Berg hinauf stemmen. Wie motivieren Sie Ihre Leute?

Ich glaube, unsere Mitarbeitenden sind gerne für dieses Amt tätig, weil sie oft gepackt sind von der Arbeit, die sie machen. Sie sehen, dass sie einen wichtigen Beitrag für den Staat leisten. Es fördert natürlich die Zufriedenheit, wenn wir Erfolge erzielen und positive Feedbacks erhalten. Aus dem Parlament, aus den Kantonen, von Flüchtlingen, denen wir Schutz gewähren. Unsere Arbeit muss Wirkung zeigen für das Land und letztlich für die Bevölkerung – das ist der wichtigste Antrieb.

Wo steht das Schweizer Asylwesen in zehn Jahren?

Wir werden nach wie vor mit dem Problem der irregulären Migration zu kämpfen haben. Der Migrationsdruck ist da. Wenn man das Bevölkerungswachstum in Afrika anschaut – die Vervierfachung der Bevölkerungszahl seit 1960 –, das wird uns nach wie vor beschäftigen. Aber wir werden in zehn Jahren Asylstrukturen haben, die uns in die Lage versetzen, die Schwierigkeiten besser zu meistern.

Zum Beispiel?

Wir werden Bundesstrukturen aufbauen, um alle Akteure an einem Ort zu konzentrieren. Wir müssen in der Lage sein, grossflächig ähnliche Methoden anzuwenden wie derzeit beim 48-Stunden-Verfahren mit dem Balkan. Man kann so vermeiden, den Leuten falsche Hoffnungen zu machen auf einen längeren Aufenthalt in der Schweiz, und gleichzeitig verfolgten Personen weiterhin ein faires Verfahren garantieren.

Wo ist Mario Gattiker in zehn Jahren?

(Lacht.) Dann bin ich pensioniert. Ich bin jetzt 56. Vielleicht werde ich noch als Berater tätig sein.

Mario Gattiker, 56, leitet seit November 2011 das Bundesamt für Migration.

«Trauer, Angst, Wut»

Der zwanzigjährige Yanick Sgaga aus Bäretswil ZH war auf der «Costa Concordia». Sein Menschenbild hat sich durch das Unglück verändert. Von Christoph Landolt

Wie oft denken Sie an den 13. Januar 2012 zurück?

Ich denke jeden einzelnen Tag daran, an das Unglück, das Schiff und die Gründe, warum das passiert ist. Aber ich bin auch jeden Tag glücklich darüber, dass ich und mein Bruder noch leben.

Wie haben Sie die Katastrophe erlebt?

Wir wollten gerade in eine Bar, da gab es einen Ruck. Zuerst machten wir uns keine Sorgen, aber dann neigte sich das Schiff immer stärker. Es gab keinen Alarm. Erst als dann auch noch der Notstrom ausfiel, begannen wir uns Sorgen zu machen. Wir wollten zu den Rettungsbooten, waren aber auf der falschen Seite, die immer mehr zum Wasser kippte. Also mussten wir quer über das Deck, kriechend und kletternd. Zu diesem Zeitpunkt hatten wir richtige Angst, Todesangst. Als wir auf der anderen Seite ankamen, konnten wir nicht mehr laufen, so schief stand das Schiff. Wir setzten uns hin und machten ein paar Telefonate, um uns von allen zu verabschieden. Ich versuchte, ruhig zu bleiben, wusste aber, dass ich die Stimme meiner Mutter oder meines Vaters vielleicht zum letzten Mal höre.

Als dann endlich der Alarm kam, nach eineinhalb Stunden, war die Panik nicht mehr auszuhalten. Alle waren wie wilde Tiere, drängelten jeden zurück, ob Frauen oder Kinder. Wir hatten wirklich Glück, dass wir schnell in ein Rettungsboot gelangten. Weil kein Offizier zu sehen war, half uns das Küchenpersonal, das Boot zu Wasser zu lassen. Das Boot war so schräg, dass wir uns mit Rudern von der «Costa Concordia» wegdrücken mussten. Dann hörten wir etwas reissen. Wir dachten, jetzt stürze unser Rettungsboot ins Wasser. Mein Bruder Kevin versuchte, die Leute zu beruhigen. Ich betete nur noch.

Heute ist das Wrack der «Costa Concordia», das so fotogen vor dem Hafen der Insel Giglio liegt, eine Touristenattraktion.

Das ist ja kein Wunder. Wenn man mit Respekt hinget, mit Respekt gegenüber den Opfern und den Inselbewohnern, dann finde ich das nicht weiter schlimm. Ich war mit meinem Bruder im Mai selbst auf Giglio.

Was haben Sie dort gemacht?

Wir nahmen uns ein Hotel, von dem aus man die «Costa Concordia» sehen kann.

Wir gingen in Läden, in denen wir auch nach dem Unglück gewesen waren. Da ich Fotograf bin, machte ich viele Bilder vom Schiff. Wir gingen auch zum Fels, mit dem das Schiff kollidiert war. In der Nacht liessen wir zwei Heissluftballone steigen.

Wie haben Sie sich dabei gefühlt?

Schwer zu sagen. Ich hatte ein Gefühlschaos in mir. Trauer, Angst, Wut. Aber auch Erleichterung, dass wir noch leben. Es hat uns auf jeden Fall geholfen, die Geschichte zu verarbeiten.

Wenn man sich das Wrack anschaut, kann man sich fast nicht vorstellen, dass da Leute gestorben sind und dass bei den Passagieren Todesängste aufgetreten sind, da die Küste ja so nah war.

Es war dunkel, und als wir in das Rettungsboot stiegen, war die «Costa Concordia» noch weiter draussen auf dem Meer. Falls wir einem Kind oder einer alten Frau einen Platz auf dem Rettungsboot weggenommen hätten, wollten wir schwimmen. Aber wir hatten Angst, dass uns der Sog des untergehenden Schiffs runterziehen könnte. Wir dachten an die Szenen aus «Titanic». Wir wussten nicht, wie kalt das Wasser ist.

Unter den Passagieren kam es zu wüsten Szenen. Hat sich Ihr Menschenbild dadurch verändert?

Auf jeden Fall. Wir haben in diesen Momenten verstanden, was für ein Tier der Mensch ist. Wir haben aber auch am eigenen Leib gespürt, wie hilfsbereit Menschen sein können.

Sind Sie auch zum Tier geworden?

(Lacht) Jeder von uns hat doch ein Tier in sich. Ich glaube, unter den Umständen sind mein Bruder und ich ziemlich ruhig geblieben. Aber keine Ahnung, wie es gewesen wäre, wenn wir nicht so schnell auf ein Rettungsboot gekommen wären.

Inzwischen hat der Prozess gegen Kapitän Schettino begonnen, der während der Evakuierung der Passagiere vor allem durch Abwesenheit glänzte. Was denken Sie über ihn?

Ich verfolge alles, was mit der «Costa Concordia» zu tun hat. Schettino ist wohl zumindest nicht unschuldig. Ich probiere aber auch, ein wenig Abstand zu halten. Jedes Mal, wenn ich etwas lese, schmerzt es wieder. Darum bin ich im Moment auch in Thailand. Ich habe immer noch Alpträume und Panikattacken. Als ich kurz nach dem Unglück wieder zu arbeiten beginnen wollte, musste ich nach einer Stunde aufhören. Ich glaubte, dass sich der Boden neigt. Hoffentlich hilft das Reisen nun bei der Genesung.

Hat Sie das Unglück unglücklich gemacht?

Ich muss sehr viel daran denken, und das macht mich traurig. Ich denke auch jeden Tag an die Opfer und ihre Angehörigen. Insgesamt hat mich das Unglück aber stärker gemacht. Ich habe gelernt, dass ich jeden Tag geniessen muss, denn jeder kann dein letzter sein. Sogar wenn du auf einem angeblich unsinkbaren Kreuzfahrtschiff Ferien machst. ○



«Wir dachten an die Szenen aus «Titanic»»: Yanick (r.) und Kevin Sgaga vor der «Costa Concordia».

«Im falschen Film»

SP-Fraktions-Chef Andy Tschümperlin über die jüngsten Erfolge der Sozialdemokraten, die Spannungen mit den eigenen Bundesräten und seine ungezügelte Lust aufs Schneeschaukeln. *Von Philipp Gut*



«Es wäre viel einfacher, wenn ich in der SVP politisieren würde»: SP-Nationalrat Tschümperlin.

Sie verkörpern eine der grösseren Polit-Überraschungen des Jahres. Sie sind Fraktionschef der Sozialdemokraten geworden, gegen die turmhohe Favoritin Jacqueline Fehr. Waren Sie selber auch überrascht?

Ja, ich war sehr überrascht. Inzwischen bin ich als Fraktionspräsident angekommen.

Die unterlegene Konkurrentin war *not amused*. Gab es interne Nachgefechte?

So ein Entscheid wirkt immer nach. Aber wir haben ein sehr gutes Verhältnis. Wir sitzen im Nationalrat sogar nebeneinander. Ich schätze Jacqueline Fehr sehr.

Es ging nicht nur um Personen. Es war auch eine Auseinandersetzung zwischen den Parteiflügeln.

Man wollte es dazu machen. Aber die Flügel sind gar nicht so weit auseinander.

Das sagen Sie. Nehmen wir ein aktuelles Beispiel: das Asylgesetz. Es präsentiert sich eine zerrissene Partei. Sie werden von Genossen persönlich angefeindet.

Ich spüre diese Anfeindung nicht. Man muss nicht alles glauben, was über einen geschrieben wird. Gewisse Dinge müssen Sie beiseiteschieben. Wir haben den Entscheid demokratisch gefällt. *That's it.*

In Ihrer Partei gibt es Positionen von halb-liberal bis ganz links. Wie dirigiert man einen solchen ideologischen Flohzirkus?

Indem man eine Diskussions- und Entscheidungskultur schafft, wo jeder das Gefühl hat, er könne sich einbringen. Auch wenn man unterliegt, muss man überzeugt sein, sagen zu können, was einem wichtig ist.

Sie fördern den Widerspruch?

Widerspruch ist wichtig. *(Lacht)*

In der Europafrage politisiert die SP fernab der Bevölkerung. Nur elf Prozent sind noch für einen EU-Beitritt. Das ist nicht einmal die SP-Basis.

Dass es im Moment hart ist, sich für einen EU-Beitritt zu engagieren, ist klar. Nichtsdestotrotz ist es unsere Aufgabe, ausserpolitische Fragen mit den Leuten zu diskutieren und ihnen zu erklären, dass in Zeiten der Globalisierung der Alleingang nicht mehr Souveränität bringt. Im Gegenteil.

Sie wollen das Volk auf den richtigen Pfad bringen?

Jetzt drehen Sie um, was ich gesagt habe. Ich sage nicht, dass die Leute auf den richtigen Pfad kommen müssen. Ich sage einfach, dass meine Beurteilung eine andere ist: aufgrund dessen, was ich weiss, was ich lese, was ich diskutiere, was ich im Bundeshaus täglich mache. Wir dürfen keine Mauer aufziehen um unser Land.

Will das jemand?

Weniger als auch schon.

Die SP ist gegen die Schuldenbremse und für höhere Steuern. In der EU hat man Mehrwertsteuersätze von bis zu 25 Prozent. Die Arbeitslosenzahlen sind schwindelerregend. Die SP-Politik gefährdet das Erfolgsmodell Schweiz.

Das Modell ist dann erfolgreich, wenn möglichst viele am Erfolg teilhaben können. Davon entfernen wir uns. Die Reichen werden reicher. Ich muss Ihnen widersprechen: Staatliche Leistungen sind nicht per se negativ. Nehmen Sie die Bildung: Es ist zentral, dass wir unser Land fit halten mit klugen Köpfen, mit gutausgebildeten, motivierten Leuten. Dafür braucht es staatliche Investitionen. Wenn Sie die Steuern ständig herunterfahren, auf Investitionen verzichten und Leistungen kürzen, bringen Sie das Land um seine Zukunft.

Der Soziologe Ralf Dahrendorf hat das 20. Jahrhundert das «sozialdemokratische Jahrhundert» genannt. Der soziale Wohlfahrt-Staat wurde hochgezogen. Nach der Dahrendorf-Theorie könnte man sagen: Die Mission ist erfüllt. Die Partei ist obsolet geworden.

Schauen Sie nach Bern oder Basel, dann ist die Antwort relativ einfach. Die Bevölkerung nimmt das nicht so wahr. Offenbar können unsere Lösungen viele Leute überzeugen.

Weil in Städten die Wähler vom Staat leben: Studenten, Sozialhilfebezüger, Beamte.

Wir wollen doch Studenten! Wir wollen doch Leute, die sich ausbilden. Das ist unser Potenzial. Es geht nicht darum, auf dem Geldbeutel des Staates zu sitzen.

Sie sind nun bald ein Jahr Fraktionschef: Welche neuen Einblicke in die Berner Politik haben Sie gewonnen?

Dass unter den Parteien viel mehr gesprochen und nach Lösungen gesucht wird als von aussen wahrgenommen.

Sie erleben das Bundeshaus als Harmonieverein?

Es geht harmonischer zu, als es in der «Arena» manchmal dargestellt wird.

Gerade in der SP scheinen die eigenen Bundesräte nicht sonderlich beliebt zu sein.

Vor gut zwei Wochen an der Delegiertenversammlung haben beide tosenden Applaus erhalten. Aber in der Exekutive haben sie natürlich eine andere Rolle. Das passt uns vielleicht nicht immer. In der Altersvorsorge, im heiklen Asylossier: Da sind Differenzen nicht immer zu verhindern.

Welches sind die herausragenden Eigenschaften von Alain Berset?

Er ist ein grosser Kommunikator.

Und von Simonetta Sommaruga?

Sie hat eine hohe Fachkompetenz und findet mehrheitsfähige Lösungen.

Die Schweizer Bevölkerung ist mehrheitlich bürgerlich. Anders im Parlament: Jüngste Untersuchungen zeigen, Mittlinks hat mehr Erfolg als Mitte-rechts. Was machen Sie besser als die Rechte?

Ich glaube, dass wir im Moment tatsächlich die Menschen mit unserer Politik zu überzeugen vermögen – ich würde die Mitte da auch dazuzählen ...

... Sie rechnen die Mitte dem linken Lager zu?

Es geht nicht um links oder rechts. Es geht um Lösungsansätze. Die können natürlich stärker sozialdemokratisch geprägt sein oder weniger. Man muss sich manchmal auch die Hand geben und sagen: «Da komme ich dir entgegen.» Das machen wir im Moment nicht so schlecht. Mit den neuen Mitte-Parteien ergeben sich mehr Möglichkeiten. In diesem Sinn ist es für uns einfacher geworden.

Sie sind als profilierter SP-Politiker im konservativen Tiefsteuerkanton Schwyz zu Hause ...

... Sie machen sich ein etwas einseitiges Bild von mir. Ich möchte erwähnen, dass ich Verwaltungsratspräsident der Wohn Form Tschümperlin AG bin, eines Familienunternehmens. Und ich bin Vizepräsident der Rickenbach-Rotenflue-Bahn, wo wir ein Projekt über 24 Millionen Franken umsetzen. Ich weiss also auch, was es heisst, als Unternehmer tätig zu sein.

Nochmals: Sie leben im Tiefsteuerparadies Schwyz. Sie müssen sich vorkommen wie im falschen Film.

So ist es mir manchmal schon vorgekommen. Aber natürlich bin ich ein waschechter Schwyzer. Ich bin dort gross geworden. Ich war Mitglied in vielen Vereinen. Fasnacht, Skiklub, das ganze Programm. Man kennt die Tschümperlins.

Trotzdem: Wie kommt man als Schwyzer in die SP? Da muss etwas schiefgelaufen sein.

Nein, überhaupt nicht. Allerdings habe ich mich in gewissen Situationen auch schon gefragt, warum ich mir das antue. Es wäre natürlich viel einfacher, wenn ich in der SVP politisieren würde. *(Lacht)*

Wie lautet Ihre Antwort?

Es hat sicher mit meiner Ausbildung als Lehrer zu tun. Das Seminar war mehrheitlich links ausgerichtet. Als Lehrer habe ich sehr viel Ungerechtigkeit gesehen, bei Migrantenkindern etwa. So bin ich für diese sozialdemokratischen Themen sensibilisiert worden. Und wenn ich mich umsehe, weiss ich immer wieder, dass ich in der richtigen Partei bin.

Wenn Sie 2013 König der Schweiz würden: Was würden Sie sofort abschaffen?

Das Königtum.

Wie viele Leute haben Sie in Ihrer Fraktion unter sich?

57 bis 46 im Nationalrat und 11 im Ständerat.

Und nach den Wahlen 2015?

Das wird sich in den nächsten Jahren entscheiden. Wir müssen Politik für möglichst

viele Menschen machen. Und wir müssen den vielen guten Köpfen, die wir in der Partei und der Fraktion haben, die Gelegenheit geben, sich zu profilieren. Das ist eines meiner Hauptanliegen, und das wird dazu führen, dass unsere Fraktion nach den nächsten Wahlen noch grösser sein wird.

Wer ist Ihr Lieblingsfeind im Bundeshaus?

Ich habe keine Feinde. *(Lacht)*

Was vermissen Sie, wenn Sie in Bern sind?

Meine Familie.

Was vermissen Sie, wenn Sie nicht in Bern sind?

Wenn ich nicht in Bern bin? *(Zögert)*

Jetzt hätten Sie fast gesagt: «Nichts!»

Vielleicht. Ich bin es einfach nicht gewohnt, permanent in einer Stadt zu leben. Aber ich geniesse es auch immer wieder, nach Bern zu kommen. Wissen Sie, was ich jetzt mache, wenn ich nach Hause gehe?

Sagen Sie es uns.

Schnee schaufeln. *(Lacht)* Im Sommer grabe ich den Garten um. Ich muss einfach noch etwas anderes machen. *Chrampfe*, bis man ins Schwitzen kommt. Die Politik ist zwar zuweilen auch anstrengend, aber ich brauche diesen Ausgleich.

Andy Tschümperlin, 50, ist ausgebildeter Primar- und Reallehrer. Der Schwyzer sitzt seit 2007 für die SP im Nationalrat.



Benjamin M. Friedman
Harvard University

Jim O'Neill
Goldman Sachs Asset Management

Hans-Joerg Rudloff
Barclays Capital

**sowie weitere
14 Experten**

28. Internationale Kapitalanleger-Tagung

Analysen – Prognosen – Investmentstrategien

22. – 23. Januar 2013 – Mövenpick Hotel, Zürich-Regensdorf

Spezialpreis für dp Media Abonnenten
Standardpreis

CHF 2770.–/EUR 2310.–
CHF 2980.–/EUR 2490.–

Detailprogramm: www.zfu.ch/pdf/kap.pdf

ZFU ■ International Business School ■ Im Park 4 ■ CH-8800 Thalwil ■ Tel. +41 44 722 85 85 ■ www.zfu.ch ■ info@zfu.ch

www.zfu.ch

«Einen K.o. kann man nicht planen»

Wladimir Klitschko hütet sich vor kleinen Männern, die ihn provozieren wollen. Ein Gespräch mit dem ukrainischen Box-Weltmeister über die Philosophie des Faustkampfes, sein Vorbild Rocky Balboa und die falschen Trainingsmethoden in der ehemaligen Sowjetunion. *Von Andreas Kunz*

Herr Klitschko, sind Sie als Box-Weltmeister der stärkste Mann der Welt?

Was würden Sie sagen? Wie ist das Gefühl, vor mir zu stehen?

Ihr Händedruck ist für einen Box-Weltmeister überraschend sanft.

Die Hände sind der sensibelste Körperteil eines Boxers, deshalb gehe ich sehr vorsichtig damit um.

Gibt es Männer, die beim Händeschütteln absichtlich fest zudrücken, um Sie zu beeindruckern?

Ja, vor allem kleine Männer machen das. Sie nehmen meine Hand und drücken so heftig, dass es richtig wehtut. Dabei schauen sie mir gerne tief in die Augen. (*Lacht*) Nach einem Kampf, wenn Finger oder Handrücken immer etwas schmerzen, gehe ich dem Händeschütteln lieber aus dem Weg. Noch schlimmer war es aber für meinen älteren Bruder Witali, der diesen Herbst in der Ukraine politischen Wahlkampf gemacht hat und dabei ungefähr 50 000 Hände schütteln musste. Ich habe Bilder gesehen von seiner Hand, sie war geschwollen, zerkratzt und hatte blaue Flecken. Total kaputt vom Händeschütteln – ich hätte nie gedacht, dass so etwas möglich ist.

Bleiben die Provokationen aufs Händeschütteln begrenzt? Oder werden Sie oft von Wichtigtuern provoziert?

Auf der Strasse hat es noch niemand gewagt. Gefährlich würde es wohl, wenn ich spätabends in eine Bar ginge. Da gäbe es sicher den einen oder anderen Betrunkenen, der mich provozieren möchte und sagen würde: «Hey Klitschko, lass uns mal kämpfen!» Ob's im Spass gemeint ist oder nicht: Ich versuche die Distanz zu wahren und vermeide es deshalb, abends in Bars oder Kneipen zu gehen.

Im Zweifelsfall würden Sie ja immer gewinnen, was beruhigend sein muss.

Ich habe meine sportlichen Fähigkeiten noch nie ausserhalb des Rings gebraucht. Und ich hoffe, dass das weiterhin so bleibt.

Wie fühlt es sich an, jemanden k.o. zu schlagen?

Einen K.o.-Schlag kann man nicht planen. Wenn es passiert, geht es um den sportlichen Einsatz und den Sieg. Ist der Gegner k.o., weiss jeder, dass man gewonnen hat – ohne Wenn und Aber. Aber natürlich hofft man, dass es ihm bald wieder gutgeht.

Was sagen Sie ihm, wenn er wieder zu sich kommt?

Im Ring habe ich wegen des ganzen Trubels nach dem Kampf meist keine Gelegenheit für aufmunternde Worte. Aber danach gratuliere ich meinem Gegner meist zum guten Kampf und wünsche ihm alles Gute für die Zukunft. Wenn er vor dem Kampf gegen mich gestichelt und grosse Sprüche gerissen hat, erinnere ich ihn vielleicht nochmals daran. (*Lacht*) Aber meistens lasse ich ihn einfach in Ruhe. Ausser auf den Pressekonferenzen sprechen Boxer ohnehin nicht viel miteinander.

Wie ist das Gefühl, selber k.o. zu gehen?

Ich bin noch nie k.o. gegangen.

Sie haben aber schon verloren.

Ja, aber noch nie durch K.o.

Noch nie Sterne gesehen?

Nein. Ich weiss auch nicht, ob man die wirklich sieht. Ich habe es jedenfalls noch nie erlebt und bin auch kein Neurologe.

Wer war Ihr Held als Kind?

Ich hatte mehrere Helden, denen ich versucht habe nachzueifern: Bruce Lee, Sylves-

«Auf Rinderhälften geschlagen oder Baumstämme durch den Schnee gezogen habe ich noch nie.»

ter Stallone oder Arnold Schwarzenegger. Später kamen andere dazu, fern dem Sport. Bill Clinton zum Beispiel. Und nicht zu vergessen: Roger Federer. Wir waren mal in Hamburg Abend essen zusammen. Es war grossartig, ihn kennenzulernen.

Gegen welchen Boxer der Geschichte würden Sie am liebsten antreten?

Gegen keinen, weil es unfair wäre. Würde ich jetzt Muhammad Ali nennen, hiesse die nächste Frage, wer gewonnen hätte. Aber man kann in der Geschichte nicht zwei Sportler miteinander vergleichen. Jeder hat zu seiner Zeit gekämpft. Die Einstellung eines Champions ist immer: Egal, wer vor mir steht, ich werde ihn besiegen. Ali hatte als Champ sicher die gleiche Einstellung, und deshalb wäre es unfair, zu behaupten, dass einer von uns gewonnen hätte.

Ist Boxen nicht viel schneller und intensiver geworden?

Boxen ist eine der wenigen Sportarten, bei denen sich die Regeln praktisch nicht verändert haben. Früher pflegte man zwar einen

anderen Boxstil. In den fünfziger Jahren zum Beispiel boxten Champs wie Rocky Marciano mit den Armen unten am Körper, ein bisschen wie Sylvester Stallone in den Rocky-Filmen. (*Steht auf und macht es vor*) Heute hält man die Arme und Fäuste vor das Gesicht als Deckung, was mehr Kraft erfordert. Damals haben sie über fünfzehn Runden gekämpft, heute wird nur noch über zwölf Runden geboxt. Es gibt also kleine Regeländerungen, aber im Grunde genommen ist der Sport der gleiche geblieben.

Warum gibt es im Schwergewichtsbereich keine herausragenden Amerikaner mehr?

Das stimmt nicht ganz. Es gibt Amerikaner wie Deontay Wilder, der alle seine 25 Kämpfe gewonnen hat. Er ist zwar noch nicht so bekannt, aber der Boxsport in den USA ist alles andere als tot.

Die Zuschauer sehen heute doch lieber Extremeres wie Ultimate Fighting.

Sind Sie da sicher? Ich habe in Fussballstadien geboxt mit über 60 000 Zuschauern und sechzehn Millionen vor den Fernsehern in Deutschland. Und Sie sprechen von einer Krise?

Ich meinte in Amerika.

Wie und wo auch immer. Man spricht über Krise oder schlechte Zeiten, dabei sind die TV-Zuschauer-Zahlen noch genauso hoch wie früher. In den Fussballstadien sehen die Leute bei Boxkämpfen in den hintersten Reihen nur sehr wenig – und trotzdem wollen sie dabei sein und kaufen sich eine Karte. Das ist schon etwas Besonderes. Und deswegen kann ich nicht verstehen, wenn man von einer Krise im Boxen spricht.

Was wird am meisten unterschätzt beim Boxen?

Geht es um Klitschko-Kämpfe, unterschätzen die Leute am meisten unsere Gegner. Nur weil wir immer gewinnen, heisst es, die Kämpfe seien einseitig und die Gegner schwach. Dabei sind das alles starke Kerle und gute Boxer. Würde einer von ihnen gewinnen, hiesse es sofort: «Was ist los? Wie konnte das passieren?» Dabei sind unsere Gegner alle stark genug, um jederzeit zu gewinnen.

Was ist die Kunst des Boxens?

Es ist viel komplizierter, als man denkt. Beim Boxen auf hohem Niveau geht es um Taktik, Technik und Strategie. Das ist das Abc unseres Sports. Boxen hat mit einer Schlägerei auf der Strasse nichts zu tun. Es geht nicht nur darum, den Gegner zu besiegen. Sondern da-



«Total kaputt vom Händeschütteln»: Box-Champion Klitschko.

rum, ihn zu besiegen, ohne selber einen harten Schlag verpasst zu bekommen. Um das zu erreichen und ein guter Boxer zu werden, müssen viele Faktoren stimmen.

Welche?

Kraft, Balance, Planung, Strategie, Taktik, Technik – und natürlich Kondition, damit man seine Qualität auch abrufen kann und keine harten Schläge verpasst bekommt, wenn man bereits müde ist. Oft muss man die Strategie im Laufe eines Kampfes auch ändern. Das kann man nur machen, wenn man über Jahre Erfahrung gesammelt hat. Ebenfalls wichtig ist ein perfektes Team. Natürlich steht der Boxer letztlich allein im Ring, aber das Team – Trainer, Physiotherapeut, Sparringspartner, Koch etc. – ist ebenso wichtig. Man muss fit bleiben, darf das Ziel nicht aus den Augen verlieren und muss bereit sein, auf der Höhe seines Könnens seine Leistung abzurufen.

Wie trainieren Sie?

Eine Kampfvorbereitung dauert zwischen sechs und acht Wochen. Sonntag ist Ruhetag, ansonsten wird durchtrainiert: täglich zwei Mal, von 8 bis 10 und von 16 bis 19 Uhr. Dazu gehören Seilspringen, Schwimmen, Laufen, Übungen mit dem Medizinball, Schattenboxen und über hundert Runden Sparring. Es macht Spass, mit dem Körper durch diese Belastung zu gehen. Du lebst nach einem Regime: Du schläfst regelmässig, trainierst regelmässig, isst regelmässig – alles funktioniert wie ein Schweizer Uhrwerk.

In den Filmen trainiert Rocky, indem er Baumstämme schleppt oder auf Rinderhälften schlägt. Haben Sie solche naturnahen Methoden auch versucht?

Na gut, das entspricht natürlich nicht der Wirklichkeit. Ich habe jedenfalls noch nie auf Rinderhälften geschlagen oder Baumstämme durch den Schnee gezogen.

Die beste Szene aus den Rocky-Filmen?

Als Rocky nach dem Kampf gegen Apollo Creed blutig im Ring steht und schreit: «Yo, Adrian, I did it!» Dieses «I did it!» («Ich habe es getan, ich habe es geschafft!») – war die Bestätigung, dass er als kompletter Underdog und Loser das Unmögliche geschafft hat und nicht k. o. gegangen ist. Nicht nur für sich selbst, sondern auch für seine Geliebte.

Im vierten Teil kämpft Rocky in Moskau gegen Ivan Drago. Was haben Sie damals als junger Boxer in der Sowjetunion über diesen Film gedacht? Waren Sie auf der Seite von Drago?

Wir verstanden natürlich, dass das Ganze eine politische Propaganda-Aktion der Amerikaner war, um zu zeigen, dass sie stärker sind als die Russen. Und obwohl ich Rocky-Fan war, war ich stolz auf Ivan Drago. Er sah gut aus, war kräftig gebaut,

hat gut geboxt. Dass er am Ende gegen Rocky verloren hat, hat mir nicht geschmeckt, das muss ich schon zugeben. (*Lacht*) Ein Fan von Rocky bin ich aber trotzdem geblieben.

Was sagten Ihre sowjetischen Trainer dazu?

Mit den Trainern haben wir nicht über solche Sachen gesprochen. Und wie gesagt: Den Kampf gegen Drago haben wir als Propaganda durchschaut, ebenso bei Rambo, der im dritten Teil auch gegen die Russen gekämpft hat. Wir haben den Film trotzdem angeschaut. Ausserdem gab es in Russland ja auch Propaganda gegen die Amerikaner, die wir bald ebenfalls durchschaut haben.

Sie haben Philosophie studiert. Welcher Philosoph beeindruckt Sie?

Platon und Pythagoras, weil beide das Gleiche gemacht haben wie ich: Sie haben geboxt und waren auch Olympiasieger im Faustkampf. Es sind diese Parallelen zu anderen Boxern, die mich interessieren. Nelson Mandela, der Schriftsteller Jack London oder Carlos Slim, der reichste Mann der Welt, haben alle geboxt. Sie waren mit diesem Sport verbunden und haben daraus gelernt.

Was gelernt?

Es geht beim Boxen um die Philosophie des Lebens: Du beginnst mit etwas, bist noch unsicher und denkst, die anderen seien besser. Deine Chance ist klein, aber du versuchst es weiter, und der Weg ist lang. Diese Verzweiflung kennt jeder, egal, in welchem Beruf, ob beim Boxen oder in der Familie: Es gibt Situationen, die einfach nicht so glücklich sind. Diese Phasen muss man überstehen, man muss gegen das Negative ankämpfen, sich durchboxen im Leben. Um am Ende wie Rocky sagen zu können: «Yo, I did it! Ich habe es geschafft!» – obwohl es schwer war.

Als Box-Weltmeister haben Sie es geschafft. Ist die Philosophie die gleiche geblieben?

Mit dem Alter und dem Erfolg wird man natürlich erfahrener und philosophischer. Je mehr man beispielsweise mit dem Thema Tod konfrontiert wird, desto besser versteht man, was Leben heisst. Tod/Leben, Sieg/Niederlage, Armut/Reichtum – es sind diese Kontraste, die unser Dasein interessant machen. Diese Gegensätze verleihen dem Leben erst den nötigen Geschmack.

Meistens kommen Boxer aus bildungsfernen Schichten. Wie reagierte die Boxszene auf einen Doktor?

Ich habe ja nicht in Raketenwissenschaften promoviert. Meine Doktorarbeit befasste sich mit dem Thema «Pädagogische Kontrolle bei Nachwuchssportlern im Alter zwischen vierzehn und neunzehn Jahren». Ich habe mit vierzehn in einer sowjetischen Sportschule mit Boxen begonnen und habe verschiedene Trainingsprogramme durchgemacht. Heute weiss ich, dass die falsch waren. Viele Freunde von mir sind daran zerbrochen, entweder psychisch oder physisch.

Was lief falsch?

Man hatte nicht verstanden, dass sich Menschen in diesem Alter stark verändern, dass aus einem Jungen ein Mann wird, aus einem Mädchen eine Frau. Für diese biologischen und psychologischen Veränderungen braucht es individuelle, pädagogische Qualitäten. Früher gab es nur ein Trainingsprogramm für alle. Entweder überstand man es, oder man überstand es nicht. Entweder wurde man ein Champ oder ist daran zerbrochen. Es hat mich fasziniert, dass ich für meine Doktorarbeit auf meinen eigenen Weg zurückgreifen konnte. Es ging darum, meine Erfahrungen in Worte zu fassen und daraus durch wissenschaftliche Kriterien ein Gesetz zu machen, das überprüfbar ist.

Spüren Sie Langzeitwirkungen vom Boxen?

Die Kunst ist, keine Schläge abzukriegen. Manchmal kann man es aber nicht verhindern. Tatsächlich kommt es selten vor, dass man nach einem Kampf gleich aussieht wie vor dem Kampf. Ich versuche mich gesundheitlich so gut wie möglich zu schonen und trainiere entsprechend. Nach 22 Jahren im Boxen ist es für mich wichtig, gesund zu bleiben, besonders für das Leben nach dem Profisport. Denn das dauert ja länger als die sportliche Karriere.

Wird Ihr Hirn nach einem Kampf untersucht?

Natürlich werde ich nach jedem Kampf gründlich durchgecheckt. Zudem gibt es in jedem Beruf Nachteile. Auch Schachspielen ist eine körperliche Belastung. Wladimir Kramnik sagte mir, dass er bei einem WM-Kampf zwanzig Kilo Körpergewicht verloren hat. Zwanzig Kilo! Sie als Journalist leben in gewissen Teilen der Welt ebenfalls gefährlich. In der Politik gibt's zwar keine blauen Augen wie beim Boxen, aber in manchen Ländern kann man Dioxin im Essen haben oder plötzlich eine Kugel im Kopf.

Haben Sie nach 62 Profikämpfen Konzentrations- oder Gedächtnisschwierigkeiten?

Nein, das hatte ich noch nie. Im Gegenteil: Mit dem Alter werde ich immer besser. Die Aufnahme- und Erinnerungsfähigkeit verbessern sich, man kennt seine Stärken und kann sich durchsetzen. Wenn man jung ist, nimmt man alles auf – und weiss später gar nichts mehr. Heute weiss ich genau, was wichtig und was unwichtig ist. Wenn ich jetzt etwas Wichtiges höre, sehe oder lese, ist das bei mir abgespeichert. Das war mit zwanzig Jahren noch anders. Das Leben ist eine biologische Uhr, die tickt. Aber bisher bin ich in allem immer besser geworden.

Wladimir Klitschko, 36, ist aktueller Box-Weltmeister im Schwergewicht nach Version der IBF, WBO, WBA und IBO. Sein Kampfrekord als Profi steht bei 59 Siegen (davon 50 durch K.o., und drei Niederlagen). Zuletzt gewann der Ukrainer am 10. November 2012 in Hamburg gegen den Polen Mariusz Walch nach Punkten.

«Er hat einfach <Thanks!> gesagt»

Harper Reed war Technischer Leiter von Barack Obamas Präsidentschaftskampagne. Durch brillante Nutzung riesiger Datenmengen identifizierte sein Team die Gesinnung von Wählern. Insider sind sich einig: Das schrille Genie aus Chicago verhalf Obama zum zweiten Triumph. *Von Urs Gehriger*

Harper Reed, wie lebt es sich als Königsmacher?

Es gibt nicht *einen* Königsmacher, wir waren eine Gruppe; gemeinsam – und nur gemeinsam – war es möglich, den Präsidenten im Amt zu bestätigen.

Ach, Sie wissen genau, dass Ihr Effort Barack Obama die entscheidenden Stimmen verschafft hat.

Ja, unsere Arbeit war natürlich wichtig, aber doch nicht mehr als ein kleiner Teil einer sehr grossen Maschinerie. Letztlich habe ich nicht viel anderes gemacht als bei meinem früheren Projekt für die T-Shirt-Firma Threadless.

Wollen Sie damit sagen, dass eine Präsidentschaftskampagne dasselbe ist, wie T-Shirts zu vermarkten?

Keine gewöhnlichen T-Shirts! Bunt und von bester Qualität. Bei Threadless kann das Internet-Publikum wöchentlich über die besten Designs abstimmen, die dann im Online-Shop angeboten werden. In meinen vier Jahren bei Threadless verkaufte ich fünf Millionen T-Shirts. Das ist ziemlich hammermässig. Aber zurück zur Frage: Ja! Egal, ob ich T-Shirts oder den US-Präsidenten bewerbe – mein Arbeitsmotto ist dasselbe: Umgib dich konstant mit Leuten, die smarter sind als du.

«Ziemlich hammermässig» – so bezeichnen Sie sich selbst auf Ihrer Website*. Verrückte Sachen gibt's da drauf, zum Beispiel führen Sie akribisch Buch über Ihr Leben, von der Anzahl Schritte, die Sie täglich zurücklegen, über Ihr Gewicht bis zu sämtlichen Konzerten, die Sie je besucht haben.

Haben Sie die Fotos gesehen, die ich gestern gepostet habe? Der Pudel mit dem Dollar-Halsband?

Nein, aber ich habe gesehen, dass Sie heute Morgen 173,9 Pfund (78,9 Kilo) gewogen haben. Hat der Wahlkampf Ihnen zugesetzt?

583 Tage Wahlkampf, das war ziemlich lang. Aber ich gab mir Mühe, gute Sandwiches zu essen und nicht Fastfood wie viele in meiner Crew.

Äusserlich passen Sie irgendwie nicht in die Kategorie des Polit- und Wahlstrategen. Sie tragen schrille Kleidung, haben Pflöcke in den Ohren und ändern dauernd Ihre Haartracht. Wie haben Sie zur Politikmaschine gefunden?



«Ich liebe es, Leute zu verknüpfen»: Wahlkampfstrategie Reed.

Ich bin Netzwerker und Techniker. Ich liebe es, Leute zu verknüpfen, um ihnen zu helfen, die Wunder der Technologie zu nutzen. Ich habe Start-up-Firmen auf die Beine geholfen, Menschen mit verrückten T-Shirts Freude gemacht. Als man mich im Frühling 2011 anfragte, ob ich Chief Technology Officer (CTO) für Obamas Wiederwahlkampagne werden wolle, dachte ich: «Warum nicht mal etwas tun, was ein bisschen grösser ist als sonst und dazu noch dem ganzen Land hilft?»

Wie war die Lage, als Sie das Kommando der Tech-Abteilung übernahmen?

Es gab nichts ausser einer minimalen Infrastruktur aus dem ersten Obama-Wahlkampf 2008. Es war verrückt. Wir mussten alles neu bauen und designen. Es kam mir vor wie im Film «Der Weisse Hai», wenn die Bestie auftaucht. Mir wurde sofort bewusst: «Oh, mein Gott, wir brauchen ein grösseres Boot.»

Wie haben Sie das aufgebaut?

Dem Obama-Team 2008 fehlte ein internes IT-Team. Ich musste also zuerst eine Art technische Kernzelle der Kampagne bilden, die wie eine Internet-Start-up-Firma funktioniert. Dafür brauchten wir engagierte Ingenieure, die gewillt waren, rund um die Uhr zu arbeiten, zu einem Lohn, der mehr ideell als materiell war: um den Präsidenten im Weissen Haus zu bestätigen.

Wo haben Sie Ihre Crew rekrutiert?

Ich holte Leute aus meinem Bekanntenkreis, alte Technik-Cracks, ehemalige Hacker und Veteranen von Google, Facebook, Twitter und Tripit.

Was war die grösste Herausforderung zu Beginn?

Die Vernetzung und Zugänglichkeit von Daten. Im letzten Wahlkampf vor vier Jahren hatten die freiwilligen Fusssoldaten drau-



Geheimbund der Bärte: Reed (l.) und sein Tech-Team.

ssen im Feld, die von Tür zu Tür auf Wählerwerbung gehen, ihre eigenen Arbeitsmethoden entwickelt. Jedes Wahlkampfbüro hatte seinen eigenen Werkzeugkasten, brauchte selbstgebastelte Programme oder gehackte Web-Applikationen. All die Daten über Wähler, ihr Stimmverhalten, ihre Präferenzen und Netzwerke, lagen also an unzähligen Orten verstreut, ähnlich einem Archiv, das in Abertausenden von Schubladen und Kisten verzettelt liegt. Um effizient Wähler anzupeilen, braucht es Ordnung.

Ihr Team arbeitete unter Geheimhaltung und baute Tools mit mysteriösen Namen wie «Dreamcatcher». Welches war die entscheidende Weichenstellung zum Sieg?

«Narwhal!» Damit gelang es uns, Unmengen von Daten zu harmonisieren. «Narwhal» ist eine Serie von Dienstleistern, die als Interface zu einem einzigen Datenspeicher für die Applikationen aller Wahlkampfteams funktioniert. Daten, die vorher in Obama-Camps im ganzen Land verstreut waren, waren nun zentral abrufbar. Mehr als das. Die Daten flossen nun in beide Richtungen, vom Feld in die Zentrale und zurück. Die Kampagne machte Riesenfortschritte, indem sie «verstand», was im Feld vor sich ging, und darauf reagieren konnte. Der wichtigste Teil der Daten-Geschichte, der bisher kaum Beachtung fand, heisst «Microlistening».

Microlistening?

Als ich Obamas erste Kampagne studierte, fiel mir auf, dass man die Wähler nicht zielgenau angepeilt hatte. Wir mussten genauer werden. Wir mussten lernen, genau zuzuhören. Das wichtigste Schlachtfeld ist sozusagen die Türmatte. Unsere Fussolda-

ten wurden angehalten, dem Befinden und den Sorgen der Wähler genau auf den Zahn zu fühlen und die Informationen sofort in die Zentrale zu speisen. So sammelten wir Feedbacks von der Basis in enormem Ausmass und konnten unverzüglich reagieren.

Welchen Vorteil brachte Microlistening für Ihre Leute an der Wählerfront?

Angenommen, der Wahlhelfer hatte einen schlechten Tag – er geht von Tür zu Tür, um für Obamas Gesundheitsreform zu werben, wird aber dauernd abgewiesen –, dann wird er sagen: «Leute, ich bin in einer tiefroten [republikanischen; Anm. d. Red.] Gegend.» Diese Information wird in der Zentrale registriert und mit anderen Daten aus der Region

«Wir mussten einfach den Wahlkampf abstrampeln und über die Ziellinie laufen.»

vergleichen. Die Zentrale entscheidet: Entweder schicken wir dem Frontmann, der einen schlechten Tag hatte, bessere Informationen über die Gesundheitsreform, damit er mit den besten Argumenten Wähler umstimmen kann. Oder man ruft ihn aus dem Quartier zurück und setzt seine Kraft in anderen Gebieten ein. Durch dauernde Kommunikation wurde unser Datenspeicher permanent aufgestockt. Eigene sowie öffentliche Daten wurden hinsichtlich Präferenzen und persönlicher Netzwerke von Bürgern abgesucht. Dies ermöglichte uns, sehr präzise Karten zu erstellen, aufgrund welcher die Wahlhelfer direkt zu den Türen der potenziellen Wähler navigiert werden konnten.

Hegten Sie während des Wahlkampfs je Zweifel am Sieg?

Der Blick auf die Umfragewerte, welche wir aus unseren Daten eruierten, stimmte uns sehr zuversichtlich. Was uns etwas beunruhigte: Die Republikaner waren auch zuversichtlich. Aber sie lagen so total falsch. Das Grundgefühl, das uns trug, war: «Ich kann nicht erwarten zu gewinnen.» Wir mussten einfach den Wahlkampf abstrampeln und über die Ziellinie laufen.

Hätten Sie sich auch von Mitt Romney anheuern lassen?

Ich bin seit langem von Obama fasziniert. Ich erinnere mich, wie ich ihn zufällig in den Strassen von Chicago gesehen habe, das muss vor 2004 gewesen sein, und ich dachte: «Wow, das ist mal etwas anderes.» Obama ist ein cooler *down to earth*-Revolutionär.

Schaut man sich Fotos von Ihnen aus dem Wahlkampf an, fallen zwei Dinge auf: Erstens bestand Ihr Tech-Team fast ausschliesslich aus Männern. Wie halten Sie es mit der Gleichberechtigung?

Es war schwierig, Frauen zu finden. Viele IT-Firmen sind nicht sehr frauenfreundlich. Nicht nur Frauen fehlen in diesem Job, sondern auch nichtasiatische Minderheiten. Ich finde das ziemlich frustrierend.

Ausserdem fällt auf, dass viele Ihrer Kumpels eine Menge Haar im Gesicht tragen. Gab es einen Geheimbund der Bärte?

Jetzt, da Sie es sagen, fällt es mir auf. Ja, wir hatten tatsächlich einen geheimen Zirkel der Bärte. Als ich den Job übernahm, habe ich mir einen Bart wachsen lassen. Für mich war es eine gute Möglichkeit, mein Engagement zu visualisieren, wie Hockeyspieler in den Play-offs. Ausserdem ist Rasieren eine Qual. Ich hasse es. Wahrscheinlich begann das Ganze damit, dass ich faul bin. Dann sagte ich mir: «*Fuck it*, ich trage den Bart, bis ich mit dem Job fertig bin.» Schliesslich wurde daraus ein Sieger-Bart.

Sie lesen eine Unmenge von Büchern, deren Titel Sie alle auf Ihrer Website auflisten. Ihre Lesekadenz beträgt 1350 Seiten pro Woche. Wie finden Sie die Zeit dafür?

Ich lese sehr schnell. Ich bin ohne Fernseher aufgewachsen. So sind Bücher Teil meines Tagesablaufs geworden. Wenn man einen stressigen Job hat, wie die Wiederwahl des US-Präsidenten zu ermöglichen, braucht man eine Gelegenheit, um die Gedanken von dieser verrückten Welt zu befreien. Ich lese nichts Schweres, viel Science-Fiction und solches Zeug, etwas, was mir erlaubt, in eine andere Welt abzutauchen.

Haben Sie je George Orwell gelesen?

Sicher. Wieso?

Ihr Wahlkampf erinnert mich an seinen Roman «1984».

Wie kommen Sie denn darauf?

Ihrem Team ist es gelungen, die Gesinnung von US-Stimmbürgern präzise zu identifizieren. Sie haben für Obama den «gläsernen

Wähler» eruiert. Ist Ihnen diese Parallele zur orwellschen Überwachungswelt nie aufgefallen?

Mit dem Internet, den Daten, die überall ausgetauscht werden, steuert unsere Welt in eine Richtung, wo alle über alle und alles Bescheid wissen können. Dies ist wahrscheinlich weniger eine orwellsche Welt als eine, wie sie Philipp K. Dick, der Science-Fiction-Autor aus Chicago, entwirft. Filme wie «Matrix», «Blade Runner», «Total Recall» beruhen auf Dicks Arbeiten und Ideen. Drogen, Medien, Verfolgungswahn, Psychoanalyse, Überwachungsstaat sind zentrale Themen seiner Romane. Viele Geschichten enden weder glücklich noch tragisch, sondern lassen den verwirrten Leser am Ende des Buches allein. Er muss sich seine eigene Wirklichkeit aufbauen, nachdem er eine gewisse Zeit mit Dicks Figuren verbracht hat.

Durch Ihre Genialität haben Sie ein Machtinstrument entwickelt, mit dem ein Big Brother dereinst viel Unfug treiben könnte.

Wir haben nichts getan, was nicht vorher schon getan worden ist. Firmen praktizieren seit Jahren aggressives Data-Mining, um die Präferenzen von Konsumenten herauszufinden. Andererseits geben Millionen von Menschen in sozialen Medien wie Facebook freiwillig Persönliches preis. Was wir taten, ist festzustellen, ob diese oder jene Person Sympathien für die Demokraten hat, wo sie lebt und ob es sich lohnt, mit ihr zu sprechen, um ihre Stimme für Obama zu gewinnen. Wir haben die modernsten technischen Hilfsmittel unserer Zeit für die Politik genutzt. Aber nie in ähnlich massivem Ausmass wie all diese Firmen, die dies jeden Tag machen.



«Es war wunderbar»: Obama, Reed.

Die Mega-Daten, die das Team Obama gesammelt hat, sind ein Vermögen wert. Was geschieht mit ihnen? Werden sie verkauft oder den Sponsoren der Wahlkampagne zur Verfügung gestellt als Gegenleistung?

Ich habe keine Ahnung. Ich weiss, dass in der Kampagne die Privatsphäre sehr wichtig genommen wurde. Wir bemühten uns um einen grösstmöglichen Persönlichkeitsschutz, denn wir wussten, dass diese Informationen wertvoll sind und sehr wichtig für die Obama-Welt. Was jetzt mit ihnen geschieht, liegt offensichtlich nicht in meiner Entscheidungsgewalt. Aber ich bin sicher, dass Obamas Team die Informationen nicht verkaufen wird.

Nach seiner Wiederwahl stieg Obama hinunter in die «Cave», das fensterlose Haupt-

quartier der Techniker. Unter Tränen hielt er eine emotionelle Ansprache. Wie haben Sie diesen Moment erlebt?

Es war wunderbar. Nachdem wir so lange für den Präsidenten gearbeitet hatten, war diese Begegnung, die Möglichkeit, ein Gespräch mit ihm zu führen, absolut das Beste. Die jungen Techniker – viel jünger als ich, 22-jährig im Durchschnitt – sind absolut faszinierend. Sie sind die wahren Helden der Kampagne. Obama sagte: «Das Beste ist: Eure Zukunft hat eben erst begonnen.» Das stimmt. Einige von ihnen werden noch Grosses schaffen.

Zum Schluss hat Obama Sie persönlich umarmt. Was hat er Ihnen ins Ohr geflüstert?

Er hat einfach «Thanks!» gesagt – oder so etwas.

Was machen Sie nun, schmieden Sie bereits neue Pläne?

Zurzeit ist mein einziger Plan: So lange wie möglich flach auf dem Boden liegen, mit meiner wunderbaren Frau Hiromi abhängen, Schinken-Käse-Sandwiches mit schwarzem Pfeffer essen und dazu Death Metal hören.

Das klingt prosaisch!

Chicago ist ein perfekter Ort, um eine Weile zu verschwinden. Wann immer Sie eine Nacht frei haben, rufen Sie an, wir werden zusammen im Dschungel abtauchen.

Harper Reed, geboren 1978, ist Computerspezialist in Chicago. Bekannt wurde er als Technischer Leiter der Wiederwahlkampagne von US-Präsident Barack Obama. Von 2005 bis 2009 war er Chief Technology Officer (CTO) für die T-Shirt-Firma Threadless.

*Website von Harper Reed: <https://harperreed.org>



HUBLOT

HUBLOT CLASSICO ULTRA-THIN
SKELETON KING GOLD

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich
Tel +41 (0)43 344 63 63 • beyer-ch.com

«Ich brauche den Wind von vorn»

Der geniale Late-Night-Moderator Harald Schmidt über das letzte Jahr, die Schweiz, deutsche Steuerflüchtlinge, Papst Benedikt, Angela Merkel und seine Einschaltquoten, die sich im kaum mehr messbaren Bereich bewegen. *Von Roger Köppel und Dan Cermak (Bild)*

Herr Schmidt, Sie sind heute mit dem Zug von Köln nach Zürich gefahren. Das ist doch ungewöhnlich. Was verbindet Sie mit der Schweiz?

Ich habe bestimmt fünfzehn bis zwanzig Mal als Kind Ferien gemacht in Sargans, mit meinen Eltern. Wir waren im letzten Bauernhaus unter dem Gonzen. Also Ferien auf dem Bauernhof: lange Wanderungen, die man als Kind nie machen wollte. Einkaufen in der Migros, die damals neu war – in Mels. Nach dem Einkaufen mussten mein Bruder und ich die Tüten nach Hause tragen, bis unter den Gonzen. Also keine Verweichlichung.

Was macht die Schweiz aus?

Die Natur, die Korrektheit der Menschen. Alle meine Steuerflüchtlings-Freunde, die hier bauen, sagen: «Ein Traum! Schweizer Handwerker!» Man wäre sicher, wenn der Euro zusammenkracht. Eine sichere Insel.

Ziehen Schweiz-Witze noch in Deutschland?

Nur mit dem Klischee «Schweizer sind langsam», «Schweizer essen den ganzen Tag Toblerone», Bankenwitze funktionieren nicht, weil das Publikum natürlich nicht weiss, woher es Geld für eine Schweizer Bank nehmen soll.

In deutschen Medien wird hämisch vermerkt, dass Sie der superreiche Moderator, Jaguar-Fahrer sind. Stört Sie das?

Generell ist mir jedes Bild, das gemacht wird, recht. Ich reagiere nie. Ich hatte schon immer zwei Idole: Buckingham-Palast und Vatikan: «Never explain, never complain» (Erklär dich nie, beschwer dich nie).

Sie sind seit rund dreissig Jahren als Schauspieler und Entertainer unterwegs. Wenn Sie zurückblicken: Was unterscheidet den Schmidt von damals mit dem Schmidt von heute?

Ich bin sehr viel entspannter und höchst amüsiert, wenn ich Ehrgeiz bei Kollegen sehe. Mein Rat an junge Kollegen lautet: «Erfülle dir nie deine Träume!»

Wieso das denn?

Träume immer davon, dass du eine Samstagabendshow machst und wie geil das ist. Denn wenn du es wirklich machst, denkst du: «Das kann's doch nicht gewesen sein!»

Was war ursprünglich Ihr Motiv?

Ich wollte ein Star werden.

Ernsthaft?

Definitiv, ja.

Zu wenig Anerkennung in der Kindheit?

Mit Sicherheit, ja. Aber eigentlich ging es darum, völlig willkürlich auf Frauen zugreifen zu können.

Sie sagen es ironisch, aber Sie meinen es ernst.

Das ist das Problem der Journalisten. Das wird dann für Ironie gehalten oder für Zynismus. Aber ich wollte ein Star werden.

Wie würden Sie Ihren Humor beschreiben?

Ich sehe dasselbe wie einer, der an der Gesellschaft leidet, finde aber alles lustig, im wirklichen Glauben, nichts ändern zu können. Es ist wurscht, wer wo wie was ändern will, weil sowieso alles seinen Gang geht. Dann entsteht zufällig irgendetwas, und hinterher sagt man: «Das ist Geschichte.»

Leiden Sie an der Welt?

Nein. Ich könnte dieselben Missstände benennen wie die frühere Kommunistin Sahra Wagenknecht. Oder wie jemand, der sich an

«Aber eigentlich ging es darum, völlig willkürlich auf Frauen zugreifen zu können.»

sozialen Brennpunkten engagiert. Wenn ich das Buch lesen würde, das Heinz Buschkowsky geschrieben hat – «Neukölln ist überall» –, würde ich sicher in vielem sagen: «Der hat recht mit dem, was man tun muss.» Aber ich selber bin kein Sozialarbeiter.

Viele Satiriker Ihrer Generation sind über die Politik auf die Satire gekommen.

Ich sass im katholischen Gemeindehaus beim Fronleichnamsnachmittag und machte den Pfarrer nach. Und alle lachten. Dann machte ich die Gemeindegewester nach, und es wurde noch mehr gelacht. Dann fiel irgendwo ein Kuchen um, ich gab einen Kommentar dazu ab, und alle haben gelacht. Naiver und organischer kann man nicht in den Beruf hineinschlittern, als ich es gemacht habe.

Irgendwann hat man Sie zur Idealverkörperung des intelligenten Zynismus erklärt. Leitet sich das zwingend aus Ihrer Biografie ab?

Ich musste die Begriffe erst mal alle nachschlagen, die für mich gebraucht wurden. Als ich amtliches «Genie» war ...

... man nannte Sie auch «Gott» ...

... zwischenzeitlich, ja. Ich wurde zu einer Art Rorschachtest für Intellektuelle. Man hat alles Mögliche in mich hineingedeutet. Irgendwann wurde ich mit dem französischen Philosophen Michel Foucault in Ver-

bindung gebracht. Ich hatte, ehrlich gesagt, keine Ahnung, wer das war. Was bleibt bei mir von seinem Lebenswerk hängen? Dass er seinen Anzug farblich auf den Jaguar abgestimmt hat. Mehr war's auch nicht. Mehr braucht's auch nicht. Mittlerweile bin ich aus der Shakespeare-Liga rausgekippt, aber bereits wieder an der Spitze, nämlich der erste Top-Entertainer mit 0,0 Prozent Einschaltquote und 0,0 Zuschauern. Ich stehe mit Überzeugung und Heiterkeit im kaum mehr messbaren Bereich.

Darauf kommen wir noch.

Dieser ganze Zynismus, die Philosophen und Karl Kraus: Es wurde immer doller. Ich habe das übrigens wahnsinnig gerne geglaubt. Aber es war einfach nur das Ergebnis davon, dass ich alle imitieren und eben auch reden konnte wie eine polnische Spätaussiedlerin.

«Ironie ist die Feigheit der Intellektuellen.» Stimmen Sie zu?

Es gibt noch einen besseren Satz. Natürlich von unserem Nationalschriftsteller Ernst Jünger: «Ein Gott braucht keine Ironie.» Das hat mich wahnsinnig geärgert.

Fühlten Sie sich angesprochen?

Ja, sofort. Der Satz ist leider richtig. Man wäre gerne so ein wahnsinnig ernsthafter Urteiler, der durch ein Kopfnicken Staaten auflöst. Natürlich ist Ironie immer eine Krücke, aber ich brauche das eben.

Man sagt, der Zyniker ist der, der die Menschen hasst, weil er ein Problem hat, zu scheu ist oder zu aggressiv. Aber kann ein Entertainer erfolgreich sein, wenn er die Leute nicht gern hat?

Weil das auf den Punkt gebracht ist, muss ich meinen lieben Kollegen Feuerstein zitieren, der sagte: «Ihn und mich verbindet der Hass auf die Menschen und die Liebe zum Publikum.» Das ist es. Für die Zeit, in der ich auftrete, würde ich für das Publikum alles tun. Aber nur für das Publikum, das gerade im Saal sitzt. Das Fernsehpublikum war für mich immer imaginär.

Wenn man Sie im normalen Umgang erlebt oder einen Bekannten fragen würde: Was würde man über Sie sagen?

Ich glaube, dass man mich eher als zurückgezogen empfindet. Und als jemand, der sehr auf Umgangsformen achtet.

Es heisst, Sie seien ein brillanter Improvisator.

Ein goldener Satz von Kurt Felix, den ich von Rudi Carrell gehört habe, lautet: «Du kannst



«Eine Art Rorschachtest für Intellektuelle»: Entertainer Schmidt, 55.

nur was aus dem Ärmel schütteln, wenn du vorher was reingetan hast.»

Wie sind Sie damit umgegangen, dass Sie so erfolgreich waren?

Das merken Sie zu diesem Zeitpunkt gar nicht.

Hebt man automatisch ab?

Nein, das hab ich nie. Weil ich ja parallel immer privaten Stress hatte.

Haben Sie Techniken entwickelt, um auf dem Boden zu bleiben?

Ich habe 2003 plötzlich aufgehört, ohne zu wissen, was der Grund war.

Wissen Sie es heute?

Die Batterie war einfach leer. Ich hatte das Gefühl, dass wir alle Witze gemacht hatten. Was wahrscheinlich auch richtig war. Aber das Wesen von Late Night ist eben, alle Witze wieder von vorne zu machen. Wie David Letterman seit dreissig Jahren. Der hat mittlerweile schon fünf Bypässe. Das ist Amerika. Andere Mentalität, andere Denkeinstellung zum Urlaub. Der Amerikaner macht eben nicht sechs Wochen Urlaub am Stück. Er marschiert weiter.

Haben Sie analysiert, warum Sie berühmt geworden sind? Gute Unternehmer kennen das Erfolgsprinzip ihrer Produkte.

Vielleicht war es die Ventilfunktion. Leute, die irgendwo Druck im Job oder in der Familie haben, fühlen sich angesprochen. Da sagt einer Sachen, die man eigentlich auch gerne mal sagen würde, aber sich vielleicht nicht traut.

Sie gelten als «deutscher Letterman».

Haben Sie das Original studiert?

Nein, komischerweise nicht. Aber wenn ich ihn heute sehe, wenn er rauskommt, weiss ich, wie er drauf ist. Ich spüre das. Es gibt nur ein Geheimnis, und das ist die Haltung. Oder die *attitude* auf Neudeutsch. Das heisst aus Sicht von Letterman: Man lebt in New York und sonst nirgends. Man heisst Walter, Bill, Dave oder George und nicht Cheyenne, Dingsbums oder irgendwas. Was sich ausserhalb von New York abspielt, ist nicht wirklich interessant. Das ist Dschungel. Das geht in Deutschland halt nicht.

Was heisst das für Sie?

Je mieser die Kritiken werden, je grossartiger das endgültige Ende festgelegt wird, desto besser wird meine Laune. Und desto mehr komme ich an so eine Haltung ran, als ob ich es eigentlich in New York machen würde.

Mal ehrlich: Wie stark leiden Sie darunter, dass Ihre Einschaltquoten massiv abstürzten?

Offensichtlich interessiert die Sendung halt nicht mehr so viele Leute. Da spielen so viele Faktoren eine Rolle. Aber damit habe ich mich nie beschäftigt. Man käme nur in einen Rechtfertigungsgestus. Ich

bin der Meinung, man muss die Sendung wollen und muss es sich leisten können. Wenn nicht, dann eben nicht. Ich bin immer mit Hackenzusammenschlagen und Salutieren vom Feld gegangen, wenn man mich rausgeworfen hat. Ich habe nie gemosert. Nie gesagt: «Wenn ich da vorher einen Tierfilm habe, krieg ich auch mehr Zuschauer», sondern eher: «Wo, bitte, geht's zum nächsten Sender?» (*Lacht*)

Es gibt diese Schlussesequenz im ersten «Terminator»-Film, in der der Schwarzenegger-Roboter, zum Stahlgerippe zerschossen, unfähig, sich richtig zu bewegen, zäh weiterrobbt. Er gibt einfach nicht auf.

Ja. Das ist das Las-Vegas-Prinzip. Es ist wie 7000 Mal das Musical «Cats». Ich habe jetzt Sendung 1708. Ich lasse die durchnummerieren. Ich betreibe auch eine Art nordkoreanische Geschichtskorrektur, meine Show auf Sky wird eiskalt als «Harald-Schmidt-Show» weitergezählt. Fast alle deutschen Zeitungen schreiben heute «17 Jahre non-stop», obwohl ich ein Jahr gar nichts gemacht habe. Ich hoffe, dass ich so lange Sender finde, die das finanzieren, bis ich die Quote wieder gedreht habe. Bis die Presse sagt, der wurde so niedergeschrieben, aber wenn man jetzt reinschaut, ist es die einzige Qualität überhaupt weltweit im Fernsehen.

Sie sind der Kämpfertyp.

Ja. Für mich waren immer Helmut Kohl und Bill Clinton die grossen Durchzieher! Nicht die «Das möchte ich meiner Familie nicht mehr antun». Die Zeit, als ich so populär war, habe ich nicht besonders positiv in Erinnerung. Ich brauche Wind von vorn. Meine Erfahrung ist: Wenn Sie so richtig am Pranger sind, dann finden die Leute es irgendwann faszinierend, dass Sie jeden Tag noch erbarungsloser gutgelaunt rauskommen und nicht, von Heulkrämpfen geschüttelt, im dritten Programm um Gnade winseln.

Welche Bedeutung hat der Katholizismus für Ihre Laufbahn?

Zum einen bin ich ganz naiv katholisch, vom Elternhaus her. Zum andern bin ich natürlich geprägt durch die liturgischen Abläufe, die Messgewänder, die Theatralik. Es wurde mir erst deutlich, als Leute von aussen darauf hingewiesen haben, dass Late Night in gewisser Weise einem liturgischen Ablauf folgt. Keine Abweichung, keine Erneuerung. Ich brauche das.

Was unterscheidet den Katholiken vom Protestanten?

Der Katholik ist, mit einem Begriff, saftiger. Pietismus: Das war blutleer, das war schwarzes Faltenröckchen, den Dutt hinten nannte man Hallelujazwiebel. Wir Katholiken waren so etwas wie Heimatvertriebene in Baden-Württemberg. Katholizismus ist sinnlicher, viel greifbarer. Mit der Theologie habe ich mich allerdings nie beschäftigt.

Sie haben sich positiv über Papst Benedikt geäussert – was für deutsche Intellektuelle bereits ein Sakrileg ist.

Leider hab ich es nicht gesehen, aber eingefleischte Linke kriegen leuchtende Augen, wenn sie von der Diskussion zwischen dem linken Philosophen Jürgen Habermas und Papst Benedikt erzählen. Keine Chance für Habermas. Ratzinger kannte alles. Ich könnte mir stundenlang Ratzinger-Predigten anhören, allein wegen der faszinierenden Sprache und Wortwahl. Er ist auch äusserlich beeindruckend: Dieses Käppi, das er wieder rausgeholt hat, dieser pelzbesetzte Kälteschutz. Und mit welcher Souveränität er das macht. Und dann die Gesten: wenn er seine goldene Brille – Modell Serengeti – ablegt und sie, ohne nochmals hinzuschauen, wieder einsteckt. Die Gegner der Kirche sind entweder unser «Ich wäre selber gern Papst»-Hans-Küng oder «Der Papst verbietet Kondome». Papstkritik ist banal und langweilig. Benedikt wird kritisiert, weil er konservativ ist, was ein Katholik ja auch sein sollte. Es ist, als ob man die Rolling Stones dafür kritisieren würde, dass sie Rock 'n' Roll spielen. Auf dem Schloss von Gabriele Henkel, der Witwe des deutschen Unternehmers, wurde der siebzigste Geburtstag von Hans Magnus Enzensberger gefeiert, der sich interessanterweise auf Schwedisch bedankte. Dann sagte Enzensberger in irgendeinem Zusammenhang: «Da lese ich lieber einen süffigen Ratzinger-Text.» So wurde ich zum ersten Mal richtig auf den Papst aufmerksam. Es ist diese mit dem Füller geschriebene Sprache.

Das ablaufende Jahr war erstaunlich: Osama Bin Laden, arabischer Frühling, Gaddafi, Fukushima, Euro-Krise – eine fast schon absurde Abfolge von Ereignissen. Ist das gut oder schlecht für einen Entertainer?

Das alles nimmt, glaube ich, keiner mehr richtig wahr, weil es immer wieder Spezialwissen erfordert. Niemand blickt zum Beispiel bei der Euro-Krise durch.

Das muss Sie beunruhigen.

Nicht als Fernsehstar, aber als Bürger von Deutschland.

Ängstigt Sie die Situation in der Euro-Zone?

Nein, gar nicht.

Warum nicht?

Es könnte eine grosse Erfrischung und Befreiung sein, wenn's mal rum ist. Dann fangen wir wieder an.

Das ganze Geld ist weg.

Das macht nichts. Wenn es weg ist, ist es weg.

Können Sie gut mit Geld umgehen?

Wenn ich das Geld vom ersten Tag an unters Kopfkissen gelegt hätte, hätte ich ungefähr gleich viel. Ich habe ganz gute Gewinne gemacht, aber auch tierische Verluste. Und zwar immer nur durch Hybris.

Ihre Meinung zu Angela Merkel.

Toll.

Warum?

Ihr Werdegang. Die Karriere ist ja überschaubar. Zwanzig Jahre. Auch wenn man sich die Bilder anguckt. Wie sich Kohls Arbeitsminister Norbert Blüm bei ihr auf die Lehne drängt – «unser Mädchen» – und sie knuddelt, als sie Umweltministerin war. Wen sie schon alles hinter sich liess: Merz, Koch, Oettinger, Mappus. Was ist eigentlich mit dem deutschen Mann los? Ich habe auf dem Münchner Flughafen einen Grünen getroffen, und wir kamen ins Gespräch, weil die Flugzeuge Verspätung hatten. Ich fragte ihn, was er glaube, wer denn gegen Merkel antrete von den Sozialdemokraten. Er antwortete wie aus der Pistole geschossen: «Ist doch wurscht!» Innerbetrieblich ist es völlig klar, dass keiner eine Chance hat gegen Merkel.

Als Schauspieler können Sie Menschen lesen. Was treibt Merkel an?

Sie ist Naturwissenschaftlerin. Und ich glaube, dass ein grosser Pluspunkt für sie ihr Ehemann ist. Ich habe gerüchteweise gehört, dass der Politikbetrieb vor ihm zittert. Vor seinen messerscharfen Analysen. In seinem wissenschaftlichen Gebiet ist er immer in Reichweite des Nobelpreises. Dann ist sie absolut unaufgeregt, zumindest nach aussen hin. Das kommt bei den Deutschen gut an. Sie arbeitet sich in die Probleme ein, die jetzt auf dem Tisch liegen, nicht darin, was in vierzehn Tagen sein wird.

SPD-Kanzlerkandidat Peer Steinbrück kritisiert an Merkel, sie habe keine Vision.

Der deutsche Wähler will keine Vision. Der will seine Ruhe! Und mehr Netto vom Netto.

Was halten Sie von Deutschen, die ihr Geld in der Schweiz verstecken?

Die Idee, Geld retten zu wollen, finde ich absolut lächerlich. Und extrem kleinkariert.

Hier redet ein Mann mit sehr viel Geld.

Umso mehr wäre ja im Ernstfall weg.

Sie stehen der wankenden EU mit heroischer Gelassenheit gegenüber.

Ich bin überzeugt, es wird im Endeffekt sehr viel Geld gedruckt werden. Dann kracht es hier ein bisschen und dort ein bisschen. Wir werden aber die Kontrolle behalten. Nicht ohne unseren Bundestag!

Der englische Schriftsteller Christopher Hitchens hat einen Essay geschrieben: «Why Women Aren't Funny». These: Frauen seien zwar ein geniales Publikum, sie verstehen Humor, aber sie seien selber nicht lustig. Einverstanden?

Da ist was dran, ja.

Frauen empfindet man ja immer, wenn sie versuchen, lustig zu werden, als aggressiv, hysterisch oder peinlich.

Oder ordinär.

Findet Sie Ihre Frau lustig, oder sieht sie es kritisch?

Eher sehr kritisch.

Also kann Ihre Karriere letztlich als Versuch gelesen werden, die Frau davon zu überzeugen, dass man selber Humor hat.

Man testet diesen Satz: «Frauen mögen Männer, die sie zum Lachen bringen.»

Der Schauspieler Richard Burton, der seinen Beruf verachtete, riet seinen Kindern: «Studiert Naturwissenschaften, Kultur und Literatur könnt ihr euch selber beibringen.»

Ein sehr pointierter Satz: Kultur ist Zeitverschwendung. Meinen fünf Kindern sage ich: «Ihr müsst es mit Enthusiasmus betreiben, und ihr müsst es durchziehen.» Was ich nicht unterstütze, ist drei Wochen hier, vier Wochen da.

Wenn der Vater reich und berühmt ist, drohen die Kinder zu verweichlichen. Was unternehmen Sie dagegen?

Nun, der Alte wirft das Geld ja nicht zum Anheizen in den Kamin. Bekannte fliegen an Silvester nach Kapstadt. Wir fahren nach Föhr.

«Ich war überzeugt: Mein Genie wird nicht erkannt.» Ich muss weg von diesen Laien und Versagern.»

Dann heisst es: «Weisst du, wo die waren? In Kapstadt?» Es folgt meine zehnminütige Vernichtungstirade, wie schwachsinnig es ist, Silvester in Kapstadt zu verbringen.

Warum schicken Sie Ihre Kinder nicht an eine Elite-Universität nach Amerika?

Da muss man ja auch erst reinkommen. Ich habe noch nie meine Beziehungen spielen lassen für so etwas. Das ist mir zutiefst zuwider. Weil ich es selber auch nicht hatte. Ich erzähle immer wieder gerne die Geschichte: Am Vorabend des ersten Tages an der Schauspielschule stand ich mit der Reisetasche meiner Mutter und einer Plastiktüte am Bahnhof und bin die sieben Kilometer zur Schauspielschule gelaufen, um fünf Mark für das Taxi zu sparen.

Haben Ihre Eltern Sie unterstützt, als Sie ins unsolide Unterhaltungsgewerbe einstiegen?

Ich galt eben in meiner Heimatstadt Nürtingen als Star, weil man so über mich lachen konnte. Niemand sagte: «Was, der will ins Theater?» Der Satz über mich in Nürtingen war: «Harald, wenn du d Late-Nacht machsch, i könnt mi verbrunze», also: «Ich muss so lachen, dass die Inkontinenz zum Tragen kommt.» Das war der Ritterschlag.

Und Ihr Vater?

Für meinen Vater war es okay. Es war ja die Staatliche Hochschule für Musik und Darstellende Kunst. Kein kokainverseuchtes Privatinstitut.

Würden Sie Ihren Beruf weiterempfehlen?

Ja, aber du solltest aus einem Elternhaus kommen, das nichts mit der Branche zu tun hat. Ich bin einfach wie der reine Tor losgezogen und wollte auf die Titelseite von

Theater heute. Bei jedem Nackenschlag denkt man, das gehört dazu, der Künstler muss leiden. Irgendwann denkt man, es gibt nur in die Fresse. Ich würd's meinen Kindern nicht ausreden wollen. Aber ich sage auch, dass sie es erlebt haben, als alles schon gesättigt und erfolgreich war. «Ihr habt die depressiven Anfangsjahre nicht miterlebt.»

Wie haben Sie sich an Tiefpunkten motiviert?

Ich war immer überzeugt: «Mein Genie wird nicht erkannt.» Ich muss weg von diesen Laien und Versagern.

Wer ist für Sie der grösste Entertainer aller Zeiten?

Frank Sinatra oder Elvis. Aber ich stelle immer wieder fest, wenn ich von amerikanischen Entertainern lese, was für ein eigener Planet Sinatra war. Auch in deren Wahrnehmung. Sein Können, sein Standing.

Was ist Sinatras Geheimnis?

Dass er ein Geheimnis hatte. Man kann es nicht erklären. Es gibt einen 50-Seiten-Essay von Gay Talese, «Frank Sinatra Has a Cold». Und das ging so: Wenn Sinatra in die Bar kam, verstummten die Gespräche. Ich habe ihn noch live gesehen auf dem Stuttgarter Marktplatz. Dort sah man die goldene Regel: Er macht nichts, spielt vor allem keine Emotionen. Also kein «Geil, wieder mal in Stuttgart zu sein» oder so. Es ist diese unglaubliche Leichtigkeit, die vielleicht das Ergebnis harter Arbeit ist, aber er konnte das wahrscheinlich einfach.

Sie sind Mitte fünfzig. Um es mit Ronald Reagan zu formulieren: Sie sind auf dem Ritt zu jenem Horizont, von dem es kein Zurück mehr gibt. Was ist Ihre Perspektive?

Ganz normal, bürgerlich, täglich zur Arbeit gehen. Es gibt auch den Spass an der noch intakten Körperwelt. Die leise Wette: Wann sagen die Herzkranzgefässe: «Stopp!»? Man ist ja im klassischen Herzkasper-Alter. Todesanzeigen aus dem Umfeld werden häufiger.

Treiben Sie Sport?

Null. Der Kardiologe ist fassungslos, dass ich keinen Sport treibe – so rauscht es bei mir in den Arterien und Venen. Meine Lieblingsshow bei Letterman war: Der Aufnahmeleiter, der seit Ewigkeiten dabei ist, fährt in einem offenen Wagen an den Joggern im Central Park vorbei und ruft durch ein Megafon: «You're gonna die anyway!» (*Lacht*)

Harald Schmidt, geb. 1957, ist Schauspieler, Kirchenmusiker und Kabarettist. Bekannt wurde er durch Fernsehsendungen wie «Schmidteinander» oder die «Harald Schmidt Show» bei Sat 1. Nach verschiedenen Senderwechseln produziert der mehrfach preisgekrönte Moderator seine Show heute beim Bezahlsender Sky TV. *Weltwoche*-Chef Roger Köppel ist ein bekennender Anhänger des Late-Night-Moderators Schmidt. Per Zufall traf er ihn letzten Mai an einem privaten Fest, wo er ihn absichtlich mit Thomas Gottschalk verwechselte, worauf sich Schmidt mit «Gestatten, Günther Jauch» vorstellte. Da auf der Humorebene sofort eine Verbindung stattfand, stand einem Interview über den Papst, Politik und Witz nichts mehr im Wege.

«Ich war endlos überfordert»

Die Walliserin Stefanie Heinzmann gehört zu den wenigen Schweizer Sängerinnen von internationalem Format. Fünf Jahre nach ihrem Sieg bei der Castingshow von Stefan Raab hat sie noch immer Erfolg – auch dank ihrem Bruder, der sie auf Schritt und Tritt begleitet. *Von Rico Bandle und Olaf Hajek (Illustration)*

Ihr Bruder Claudio sei Ihr Beschützer, sagen Sie. Was muss man anstellen, dass er eingreift?

Ich weiss nicht. Wir machen alles zusammen, wir entscheiden alles zusammen – ohne ihn befände ich mich auf einem Blindflug.

Für das neue Plattencover streckten Sie Ihr Tattoo am Hals in die Kamera, auf dem steht: «Grosser Bruder Claudio». Haben Sie ein schlechtes Gewissen ihm gegenüber, weil Sie so erfolgreich sind?

Das beschäftigt mich tatsächlich sehr. Am Anfang hat mich das fast fertiggemacht – er ist ja auch Musiker mit eigener Band: Er hätte eine solche Aufmerksamkeit auch verdient! Ich würde die Situation gerne ändern, aber man kann nichts erzwingen. Wir sind so ein gutes Team. Ich hoffe, dass er aus meinem Erfolg auch seinen Profit ziehen kann. Übrigens hat er an derselben Stelle auch ein Tattoo, auf dem steht: «Kleine Schwester Stefanie». Er hat es sich vier Jahre nach meinem stechen lassen. Mein Tattoo war ein Geschenk an ihn, seines eines an mich.

Musste er schon einmal notfallmässig eingreifen, Sie vor sich selbst oder anderen schützen?

Beim ersten Fotoshooting nach Stefan Raabs Castingshow wollten sie mich in einen Minirock stecken und in hohe Stiefel setzen. Ich begann fürchterlich zu heulen und zu quengeln. Ich dachte schon, nun passiere genau das mit mir, wovor ich mich so sehr gefürchtet hatte: dass man aus mir etwas macht, was ich nicht bin. Ich fühlte mich wie im falschen Film. Dann kam Claudio, nahm mich in den Arm und hat die Situation beruhigt.

Was haben Sie gegen Miniröcke?

Nichts. Ich finde sie super. Aber nur bei anderen. Zu mir passen sie einfach nicht. Und ich möchte mich nicht verkleiden.

Sie gehören zu den wenigen Schweizer Künstlern, die musikalisch so weltgewandt auftreten, dass sie rund um den Globus in jedem Klub willkommen wären. Andererseits jubeln Sie jedes Mal, wenn Sie durch den Lötschbergtunnel wieder heim ins Wallis kommen, wohnen noch bei den Eltern, haben immer Ihren Bruder dabei.

Ich sehe da keinen Widerspruch. Ich liebe meinen Job, er ist der schönste der Welt,



«Der schönste Job der Welt»: Popsängerin Heinzmann.

ich liebe aber auch das Wallis, hier fühle ich mich am wohlsten. Ich bin ein grosser Glückspilz! Und ich bin halt noch ein Kind, das heim möchte, das spielen möchte, malen, basteln, schlafen, fernsehen ...

Apropos Kind: Sind Sie nicht langsam erwachsen genug, um diese zwei Piercings in den Lippen rauszunehmen?

Die Piercings habe ich nun sieben oder acht Jahre, irgendwann werde ich sie schon rausnehmen, jetzt finde ich sie aber noch schön.

Ihre Karriere haben Sie Stefan Raab und seiner Castingshow «SSDSOSSWEMUGABRTLAD» zu verdanken. Wie haben Sie ihn erlebt?

Sehr entspannt. Er hat mich immer motiviert, mich darin bestärkt, weiterzumachen, auch wenn ich unsicher war. Nie machte er sich über jemanden lustig, nie zog er jemanden in den Dreck. Im Nachhinein muss ich sagen: Das war eine super Zeit. Damals fühlte ich mich allerdings endlos überfordert.

Die Single Ihres Siegersongs «My Man Is a Mean Man» machte Sie schlagartig berühmt und verkaufte sich über 300 000 Mal. Wie kamen Sie zu dem Lied?

Wir bekamen von der Plattenfirma eine Auswahl von etwa siebzig Songs, aus denen wir einen auswählen mussten. Claudio und ich beschlossen, uns die Songs getrennt anzuhören, jeder sollte für sich seine drei Favoriten auswählen. Als wir uns die Songs zeigten, merkten wir: Wir haben beide genau dieselben drei Songs ausgewählt!

Wirklich?

Ja, *hüere geil, gell?* Die Plattenfirma hatte eigentlich einen anderen Song für mich vorgesehen, aber Claudio und ich waren uns sehr sicher mit «My Man Is a Mean Man».

Plötzlich war Schluss mit dem beschaulichen Leben.

Es war wirklich absurd. Bei jedem Auftritt habe ich wieder gedacht: krass. Und immer wurde alles noch grösser. In Mannheim hatten wir ein Konzert vor 250 000 Zuschauern. An dem Festival lernte ich übrigens die Hooters kennen, ihnen gefiel meine Musik so sehr, dass sie mich letztes Jahr nach Amerika in ihr Studio einluden. Was mit einem so alles passieren kann ... Ich kann es jeweils kaum glauben. Ich bin einfach nur dankbar.

Haben Sie das Gefühl, das Leben passiere Ihnen einfach?

Ja, voll. Ich lasse mich treiben, nehme alles, was kommt, auch das Schlechte. Es hat alles seine Richtigkeit.

Und was, wenn sich plötzlich niemand mehr für Stefanie Heinzmann interessiert?

Ich bin Realist und weiss, dass dies heutzutage sehr schnell geschehen kann. Haupt-

sache, ich kann immer Musik machen, auch wenn das vielleicht irgendwann nur noch im kleineren Rahmen möglich ist. Mir reicht, wenn ich spielen kann – ich muss nicht auf der *Bravo*-Titelseite abgebildet sein.

Das waren Sie auch schon.

Ja, furchtbar. Das muss wirklich nicht unbedingt sein. Aber Musik machen ist schon der beste Job der Welt. Singen, auf Tour sein, ich könnte heulen, so schön ist das. Es ist einfach fantastisch, unglaublich.

Neben Stefan Raab und den Hooters gehört auch der bekannte US-Promi-Blogger Perez Hilton zu Ihren Fans und Förderern. Er nennt Sie wegen Ihres Aussehens «nerdy Swiss librarian». Wie kam es dazu?

Er hat einfach mein Video gesehen, es cool gefunden und auf seinem Blog gepostet. Er hat dann immer mal wieder Songs von mir empfohlen. Ich habe ihn auch einmal getroffen, ein guter Typ.

Sie haben mit Ronan Keating oder Lionel Richie gesungen, Superstars wie Joss Stone oder Lars Ulrich von Metallica getroffen.

Ich war jedes Mal sehr nervös, fühlte mich klein. Grossartig war Lionel Richie – er ist ein

«Ich sehe mich nicht als «erfolgreiche Frau». Dieses Attribut passt nicht zu mir.»

unglaublich lieber Mann: charmant, nett, offen, cool. Er hat mich so herzlich empfangen, ich war sehr gerührt. Bei Joss Stone war Folgendes interessant: Da treffe ich mein grosses Idol kurz vor meiner geplanten Stimmbänderoperation, und sie rät mir, auf keinen Fall meine Stimmbänder zu operieren! Das hat mich dann wirklich gestresst. Sie sagte mehrmals: «Sweety, you just have to sleep.» Und ich dachte nur: «Nein, ich schlafe doch jetzt schon die ganze Zeit!»

Sie haben dann doch operiert.

Ja, es ging einfach nicht anders. Und es hat sich gelohnt. Joss Stone hatte aber schon recht: Schlafen ist wichtig, das nehme ich mir zu Herzen.

Wie kam es zur Begegnung mit Lars Ulrich?

Ich habe ja ein Lied von Metallica gecovered – und die Band gibt die Erlaubnis dazu nur, wenn sie die Einspielung vorher gehört hat. Ich traf Lars Ulrich in Deutschland vor der grossen Weltpremiere der Metallica-Tournee. Es hatte sich ein Kreis um uns herum gebildet mit lauter Promotoren und anderen wichtigen Leuten aus dem Musikbusiness. Alle waren voller Ehrfurcht vor Ulrich. Als er mich fragte, ob ich am Abend zu ihrem grossen Konzert in die O2-Arena komme, antwortete ich in aller Selbstverständlichkeit: «Nein, ich habe selbst ein Konzert.» Alle schauten mich mit offenen Mündern an, nur er fand es lustig: «Oh, you have a gig.» Es

ist einfach nicht meine Art, zu sagen: «Es ist so schade, leider geht es nicht.» Oder gar zu lügen: «Ja, ich komme gern.»

Castingshow-Gewinner verschwinden üblicherweise so rasch wieder, wie sie aufgetaucht sind. Sie sind eine Ausnahme. Jetzt machen Sie bei der SRF-Castingshow «The Voice of Switzerland» als Jurorin mit.

Das Konzept von «The Voice of Switzerland» gefällt mir. Es werden keine Kandidaten fertiggemacht, es gibt keine «Leider nein», die Musik steht im Mittelpunkt. Das finde ich wichtig. Gefährlich ist immer, wenn den Kandidaten zu viel versprochen wird. Castingshows sollte man als eine Plattform betrachten, um dazuzulernen: an Erfahrung, an Bühnenpräsenz, an Ausdruck. Mehr nicht. Was danach mit den Leuten passiert, dafür ist jeder selbst verantwortlich.

Eine andere Walliser Castingshow-Gewinnerin, Salome Clausen, zog sich kurz nach dem Sieg bei «Music Star» aus der Öffentlichkeit zurück. Kennen Sie sie?

Ich komme aus dem Wallis, da kennen alle einander. Seit drei Jahren sehe ich Salome öfter, sie hat ja jetzt einen Coiffeursalon.

Sie gehen zu ihr zum Coiffeur?

Ich gehe nie zum Coiffeur! Aber sie hat denselben Tätowierer wie ich, da haben sich unsere Wege gekreuzt.

Was haben Sie besser gemacht als sie?

Sie war in einer völlig anderen Situation: Sie war eine Coiffeuse, die gerne singt und von einem Tag auf den andern von allen extrem gehypt wurde. Nach ihrem Sieg bei «Music Star» hackten plötzlich alle auf ihr herum: Man machte sich über ihre Grösse lustig, nirgends konnte sie mehr hin, ohne dass ihr fremde Leute «Salometer» nachriefen. Sie wurde unglaublich gemobbt, das hält niemand lange aus.

Auch Sie werden in Internetforen beschimpft – wie alle, die eine bestimmte Berühmtheit haben. Das muss man aushalten können.

Ja, aber auf der Strasse merke ich nichts, da sind alle freundlich zu mir.

Wenn Sie nach Ihrem Liebesleben gefragt werden, sagen Sie oft, Sie hätten kaum Zeit, jemanden kennenzulernen. Ist es nicht einfach so: Männer haben Angst vor erfolgreichen Frauen?

Bei mir glaube ich das nicht. Ich bin ein Kumpeltyp, da spielt diese Angst keine Rolle. Übrigens habe ich neuerdings wieder einen Freund! Nein, ich habe das Problem bei mir noch nie festgestellt; ich sehe mich aber auch nicht als «erfolgreiche Frau». Dieses Attribut passt nicht zu mir.

Stefanie Heinzmann, 23, ist im Walliser Dorf Eyholz aufgewachsen, wo sie noch immer wohnt. Ab 23. Januar ist sie Jurorin bei «The Voice of Switzerland» auf SRF 1. Aktuelle CD: Stefanie Heinzmann, Universal.

«Ich trank den Bellini schon als Kind»

Giuseppe Cipriani betreibt die glanzvollsten Restaurants der Welt, in seinen Lokalen gibt es mehr berühmte Stammgäste als anderswo. Er hat aber auch mehr Streit als andere. *Von Mark van Huissing*

Giuseppe, ich fürchte, ich schulde Ihnen Geld.

Ist das so? Weshalb?

Es gab ein Problem mit der elektronischen Kasse, am Eröffnungsabend Ihres «Downtown Ibiza»-Restaurants im vergangenen Juni. Nach drei erfolglosen Versuchen sagte der Kellner: «Ich kann Ihnen keine Rechnung stellen.»

Wirklich? Ich finde, er hat richtig gehandelt. Ich auch. Ich hatte sowieso bloss einen Bellini. Oder zwei.

Dann ist es gut.

Finden Sie, Bellini sei ein guter Männerdrink?

Sie fragen den Falschen.

Weshalb?

Ich wuchs damit auf – mein Grossvater hat ihn erfunden.

Eben.

Ich trank den Bellini schon als Kind. Der Prosecco, den man dazu braucht, kommt aus der Gegend, in der ich aufwuchs, dem Valdobbiadene in der Nähe von Venedig. Und Pfirsichsaft dazu – eine grossartige Mischung.

Was ist ein Drink für Männer?

Der Dry Martini. Nicht zu schlagen.

Wie war Ihr Jahr?

Es war ein sehr gutes Jahr, eigentlich.

Eigentlich?

Wir betreiben Restaurants und Hotels in verschiedenen Ländern. Und die Geschäfte laufen nicht überall gleich. In Amerika, unserem wichtigsten Markt, sind unsere Betriebe wieder dort, wo sie vor der Finanzkrise waren; wir hatten harte Jahre in Amerika, doch jetzt verdienen wir wieder wie im Jahr 2007 oder 2008, das waren starke Jahre. In Italien geht es weniger gut, die Zeiten sind schwierig. Nicht nur in Italien, die alten Länder leiden. Dasselbe in Spanien, Spanien leidet, ausser Ibiza, wo wir ein Restaurant aufmachten dieses Jahr, dort arbeiteten wir gut, und ich hoffe, dass 2013 noch besser wird. Darum investieren wir – wir öffnen kommendes Jahr einen Klub in Ibiza ...

Eine Diskothek? Davon gibt es bereits einige, was werden Sie anders machen?

Ibiza ist ein hart umkämpfter Platz für Klubs, das stimmt. Wir haben ein gutes Lokal, das ehemalige «Heaven». Doch wir

müssen antreten gegen alle Klubs, die es bereits gibt. Darum holen wir die grössten Discjockeys der Welt.

Die grosse Frage: Geht man in einen Klub wegen des DJs respektive wegen der Musik?

Einer der wenigen Orte auf der Welt, wo das so ist, ist Ibiza. Um genau zu sein: Die Gäste gehen nicht in bestimmte Klubs, sondern zu bestimmten DJs.

Der DJ schlägt Mädchen und Alkohol?

In Ibiza ist das so.

Was war für Sie das wichtigste Ereignis des zu Ende gehenden Jahres?

Das war die Eröffnung unseres Restaurants in Ibiza. Und das Beste war, dass ich fünf Monate auf der Insel verbrachte, ich mag sie – es gibt gute Energie dort.

Ich bin gespannt, ob wir das sehen werden, was ein Kollege von Vanity Fair das «Cipriani-Muster» nannte – zuerst riesigen Erfolg, dann riesigen Streit.

Ich weiss nicht, was er damit sagen wollte. [Giuseppe und sein Vater Arrigo, der Chef und Präsident des Unternehmens also, wurden in Amerika verurteilt, sie mussten zehn Millionen Dollar Steuern und Bussen nachzahlen respektive zahlen. Sie haben gemäss Urteil Geschäftseinnahmen nicht abgerechnet sowie, schlimmer, einem verurteilten Mitglied einer kriminellen Familie, das zu dieser Zeit Versicherungsleistungen der öf-

«Jedes erfolgreiche Restaurant braucht schöne Frauen, sonst ist es langweilig.»

fentlichen Hand bezog, Löhne bezahlt und diese nicht verbucht. Red.] Wie ging das Muster noch einmal – Erfolg zuerst, dann Streit? Wir haben Erfolg, wir machen vielen Leuten Freude mit unseren Restaurants. Und einigen machen wir keine Freude, das kann zu Streit führen. So ist das Leben.

Hat der Streit auch mit Ihnen zu tun – dem grossen, gutaussehenden Venezianer oder dem «italienischen Gockel», wie in einer amerikanischen Zeitung stand?

Es gibt mehr Leute, die mich mögen, als solche, die mich nicht mögen. Aber natürlich gibt es Hahnenkämpfe, man muss seinen Turf verteidigen.



«Russell Crowe war im Restaurant. Und Dita Von

Ich habe gehört, Sie hätten auf einem Fest einem Bekannten angeboten, seinen offenen Sportwagen zu waschen – und das Auto darauf in das Schwimmbad gefahren, stimmt das?

Ja, es ist aber lange her.

Würden Sie so etwas heute nicht mehr tun?

Nein, das Letzte, was ich tun will, ist, ein Auto in einen Pool zu fahren, ich bin Rennfahrer. [GP World Series; früher italienische Formel 3000, Einheitsfahrzeuge mit V8-Zylinder-Motor, 3400 ccm, 550 PS; Red.]

In New Yorker Zeitungen liest man das Adjektiv «ciprianesque». Es bedeutet: «vom Üblichen abweichend, mit Glanz, Stil und Einfachheit ausgeführt» ...

Ich mag diesen Begriff, da hat einer wirklich etwas Gutes geschrieben ...

Ich hatte die Gelegenheit, Sie während ein paar Nächten im «Downtown Ibiza» zu beobachten – ciprianesque gefällt Frauen, so sieht es aus.

Ja, jedes erfolgreiche Restaurant braucht schöne Frauen, sonst ist es langweilig.



Teese. Und Leo kommt fast jedes Jahr zur Halloween-Party»: Unternehmer Cipriani.

Worauf ich hinauswollte: Frauen mögen Sie noch mehr als Ihr Restaurant. Was ist Ihr Geheimnis, wie wird man *ciprianesque* als Mann?

Man muss machen, dass sich Frauen in der Gegenwart von einem wohl fühlen, das ist alles. Der Rest ergibt sich von selbst. Geschäftlich gesehen ist es allerdings so, dass man Männer holen muss; wenn Männer ein Lokal nicht mögen, gehen sie nicht hin – und dann sind auch die Frauen weg.

Ich meinte, es sei umgekehrt.

Es sieht vielleicht so aus, doch es ist so. Und der Grund ist: Wer zahlt, befiehlt.

Sie haben erreicht, was wenig anderen Restaurantunternehmern gelungen ist: Gäste folgen Ihnen dorthin, wo Sie das nächste Restaurant öffnen, ich sehe in jedem «Cipriani» ähnliche Leute.

Ja, wir sind wie eine grosse Familie, weil man bei uns weiss, was es gibt, und weil ich Restaurants nur in guten Städten aufmache, wo man lebt und/oder Feste feiert, in

London, New York, Venedig, Monte Carlo, auf Sardinien, Ibiza ...

... und in Zürich?

Ich mag Zürich, ich kannte es nicht, bis ich dieses Jahr zweimal dort war, es ist eine grossartige kleine Stadt. Doch ich weiss noch nicht genug darüber, um zu entscheiden. Unsere nächsten Eröffnungen sind in Miami, Dubai und dann in Las Vegas; wir brauchen grosse Städte mit vielen internationalen Reisenden.

In einem Interview mit Ihnen stand, Sie hätten vergessen, ob Sie etwas mit Naomi Campbell gehabt haben. Stimmt das?

Sie ist eine gute Freundin ...

Haben Sie es gesagt? Oder hat der Journalist es falsch wiedergegeben.

Sie ist eine wirklich gute Freundin.

Frau Campbells Partner, Wladislaw Doronin, scheint kein Problem damit oder mit Ihnen zu haben – ich habe ihn zweimal in Restaurants von Ihnen getroffen.

Ich habe Naomi mit Wlad bekannt gemacht, er ist auch ein guter Freund.

Woher kommt es, dass Cipriani-Lokale die erweiterten Wohnzimmer von Berühmtheiten sind? In den dreissiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts waren Peggy Guggenheim oder Ernest Hemingway Gäste Ihres Grossvaters, und im «Downtown Manhattan» habe ich einmal P.Diddy und Usher gesehen, am selben Abend.

Bei uns fühlt man sich wohl als Gast. Und hat seine Ruhe, keiner geht zu jemand Berühmtes an den Tisch und will ein Autogramm oder etwas. Wir versuchen, jedem Gast so viel Platz zu geben, wie er wünscht.

Zahlen Berühmtheiten ihre Rechnungen?

Ja klar, weshalb sollten sie nicht?

Dieses Jahr war Leonardo DiCaprio zu Halloween im «Downtown Manhattan» und soll dreizehn Models dabei gehabt haben, stimmt das?

Das mit den Models weiss ich nicht. Russell Crowe war aber auch im Restaurant. Und Dita Von Teese. Leo kommt fast jedes Jahr zur Halloween-Party, es ist eine spezielle Nacht für ihn.

Weshalb?

Weil er ein Kostüm trägt und ihn keiner erkennt, er kann also machen, was er will.

Ich stelle mir vor, das Letzte, was ein Star will, ist, nicht erkannt zu werden. Und machen, was er will, kann er sowieso das ganze Jahr.

Ich glaube, er geniesst es, unerkannt zu sein. Und, wie Leo zum Beispiel, tanzen zu können, ohne beobachtet zu werden.

Braucht es berühmte Gäste, um ein Restaurant zu einer Marke auf der ganzen Welt zu machen?

Ja, das denke ich schon. Aber was am wichtigsten ist, ist Stammgäste zu haben. Sonst erreicht man keine – wie geht das Wort, das alle verwenden? – Nachhaltigkeit. Wenn man Berühmtheiten als Stammgäste

hat, hat man wohl etwas erreicht.

Welches ist Ihr liebstes Nicht-Cipriani-Restaurant?

Das «Botafumeiro» in Barcelona, ich esse dort immer Fisch und sitze immer an der Bar, ich bin sehr methodisch.

Wer ist Ihr Schneider?

Ich habe zwei, Sartoria Campagna in Mailand und Max Girombelli in New York.

Sie tragen im Sommer immer weisse Hosen – kann das jeder Mann? Oder nur ein «italienischer Gockel»?

Ich mag Weiss im Sommer. Und das kann jeder Mann, es kommt nicht auf den Pass an – aber immer ohne Socken tragen.

Giuseppe Cipriani, 47, ist Chef der Cipriani S. A., einer Restaurant-, Hotel- und Immobiliengruppe mit Sitz in Luxemburg; Präsident des Unternehmens ist sein Vater Arrigo; dessen Vater, Giuseppe, eröffnete 1931 «Harry's Bar» in Venedig. Heute gibt es ausserdem Restaurants in London, New York, Monte Carlo, Istanbul und auf Sardinien sowie Ibiza. Im Januar eröffnet das Unternehmen ein Cipriani-Restaurant in Miami.

«Für Brüssel ist es schwierig»

Wie geht es weiter mit der Personenfreizügigkeit, den Freihandelsabkommen und der Konjunktur in der Schweiz? Marie-Gabrielle Ineichen-Fleisch, Chefin im Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco), über 2012 und die Herausforderungen des kommenden Jahres. Von Florian Schwab und Angelika Annen (Bild)



«Wir haben bis jetzt den Weg immer gefunden»: Seco-Chefin Ineichen-Fleisch.

Frau Ineichen-Fleisch, wie sind die Wirtschaftsaussichten für das kommende Jahr?

Es wird entscheidend sein, ob die wirtschaftspolitischen Massnahmen in der EU eine dauerhafte Stabilisierung ergeben. Seit dem Sommer haben sich die Finanzmärkte beruhigt, die Bewältigung der Krise wird Europa aber noch über Jahre belasten. Die Konjunkturaussichten für die Schweiz sind durchzogen, aber nicht düster. Wir erwarten keine Rezession. Zurzeit gehen wir für das Jahr 2013 von einem moderaten Wachstum von 1,3 Prozent aus – leicht besser als 2012.

Wie war 2012?

Auch in der Schweiz wurde die Konjunktur 2012 durch das schwächere weltwirtschaftliche Umfeld gebremst, und die Arbeitslosigkeit nahm leicht zu. Die Wachstumszahlen blieben aber positiv, und wir stehen im internationalen Vergleich weiterhin gut da. Zum vollständigen Bild gehört aber, dass manche Branchen wie die Bauwirtschaft, die Pharma- und die Uhrenindustrie das Jahr sehr erfolgreich abschliessen, während andere nach wie vor grosse Probleme haben, so der Tourismus und die Maschinenindustrie.

Sind wir der Entwicklung in der Euro-Zone auf Gedeih und Verderb ausgeliefert?

Nach wie vor gehen über die Hälfte unserer Exporte in die Euro-Zone, deshalb sind wir natürlich betroffen. Aber völlig ausgeliefert sind wir nicht. So ist die Schweizer Exportwirtschaft in den asiatischen Wachstumsmärkten gut positioniert, was uns in den jüngsten Krisen sehr geholfen hat. Darüber hinaus liegt es an uns, unsere Hausaufgaben in Sachen Wirtschaftsreformen weiterhin gewissenhaft zu machen, damit die Schweizer Wirtschaft auch künftig robust bleibt. Es ist deshalb wichtig, dass die Wachstumspolitik des Bundesrates 2012–2015 umgesetzt wird.

In den nächsten zehn Jahren: Nimmt die Bedeutung der EU für die Schweiz ab?

Die EU wird wichtig bleiben, allerdings mit leicht abnehmender Tendenz. Gemäss OECD ist 2025 das BIP Indiens und dasjenige Chinas grösser als jenes der G-7. Daher ist es gut, dass wir Freihandelsabkommen in anderen Teilen der Welt abschliessen, damit die Exportindustrie diversifizieren kann.

Warum ist die Schweiz so gut durch die Finanz- und Wirtschaftskrise gekommen?

Sicher wegen der guten Budgetsituation der öffentlichen Hand. Die Schuldenbremse war ein Segen. Zudem ist die Arbeitslosigkeit

sehr niedrig geblieben, was zum einen mit den verantwortungsvollen Sozialpartnern und der guten Berufsbildung zu tun hat, zum anderen aber auch mit dem flexiblen Arbeitsmarkt. Geholfen hat auch die Personenfreizügigkeit, welche Fachkräfte in die Schweiz gebracht hat. Das zu verteidigen, wird ein grosses Thema in den kommenden Jahren, Stichwort Masseneinwanderungsinitiative und Ecopop.

Die Personenfreizügigkeit ist umstritten.

Wir beobachten die Entwicklungen genau. Das Seco publiziert den jährlichen Observatoriumsbericht, der die Auswirkungen auf den Arbeitsmarkt durchleuchtet. Wo es Probleme gibt, müssen wir die Analyse vertiefen. Die Personenfreizügigkeit ganz in Frage zu stellen, kann keine Option sein. Insgesamt ist sie gut für die Schweiz.

Laut einer ETH-Studie hatte die Personenfreizügigkeit für das Pro-Kopf-Wachstum keinen messbaren positiven Effekt.

Jede Studie hilft, die Entwicklung genauer zu verstehen, und die Frage, welche Art von Wirtschaftswachstum wir eigentlich unterstützen wollen, ist berechtigt. Aufgrund einer Studie kann man jedoch nicht alle übrigen, die zu unterschiedlichen Schlüssen kommen, in Frage stellen.

Gibt es keine Alternative?

Zumindest ich sehe keine Zukunft der Bilateralen ohne Personenfreizügigkeit.

Brüssel zweifelt am bilateralen Weg. Wie giftig ist die Atmosphäre?

Die Situation ist etwas angespannt, aber wir sind im Gespräch. Für Brüssel ist es schwierig, weil wir weder EU- noch EWR-Mitglied, noch ein normaler Drittstaat sind. Wir sind also in einer speziellen Situation und in dieser Hinsicht ein Sonderfall. Das ist etwas schwierig, aber wir haben bis jetzt den Weg immer gefunden.

Wie läuft's bei den Freihandelsabkommen?

Die Verhandlungen sind allgemein schwieriger geworden. Trotzdem gehe ich davon aus, dass wir mit China im nächsten Jahr zu einem Abschluss kommen. Bei Indien bin

ich mir weniger sicher. Ein Abkommen mit China wäre ein Wettbewerbsvorteil. Die Schweiz wäre europaweit das erste Land, das so Zugang zum weltweit grössten und am schnellsten wachsenden Markt erhält.

Sie haben zuvor die Schweiz bei der Welthandelsorganisation vertreten. Sind Sie noch in die Freihandelsabkommen involviert?

Ja, ich leite die Verhandlungen mit Indien. Ich hatte sie in meiner vorherigen Funktion begonnen. Die Beispiele sind weltweit eindeutig. Trotzdem verstehe ich Bedenken, dass man den Freihandel nicht auf Kosten von Sozial- und Umweltnormen durchsetzen sollte. Wir müssen darauf achten, dass sie den internationalen Abkommen über Umwelt- und Sozialnormen nicht widersprechen.

Kann man von Indien die gleichen Sozialstandards wie in der Schweiz verlangen?

Die grundlegenden schon. Die Umsetzung von Sozialstandards ist aber nicht der Kern

«Mein Ziel ist es, alle Viertausender der Schweiz zu besteigen.»

von Freihandelsabkommen. In Freihandelsabkommen geht es um den Marktzugang.

Ein wichtiger Wachstumstreiber für die Schweiz ist der Rohstoffhandel, der politisch in die Kritik gerät. Zu Recht?

Die Unternehmen haben verstanden, dass sie die Corporate Social Responsibility ernst nehmen müssen. Dies gilt insbesondere in Ländern, in denen sich der Rechtsstaat noch im Aufbau befindet, oder in Konfliktgebieten. Meines Erachtens gibt es keinen Grund, Rohstoffunternehmen speziell zu regulieren. Sie haben dieselben Rechte und Pflichten wie alle andere Unternehmen auch. Allerdings sollte die Branche im eigenen Interesse transparenter werden, weil sie angesichts der Beträge, die sie umsetzt, exponiert ist.

Ihre Ansprechpartner in der Wirtschaft?

Das sind die grossen Verbände wie Economiesuisse, Swiss Holdings, die Sozialpartner

auf Arbeitgeber- und Arbeitnehmerseite, der Gewerbeverband und der Bauernverband.

Und ausserhalb der Wirtschaft?

Ich habe viel Kontakt zum Parlament. Es ist wichtig, auch Nichtregierungsorganisationen wie Alliance Sud oder der Erklärung von Bern zuzuhören. In der Verwaltung tausche ich mich mit dem Departement für auswärtige Angelegenheiten in Sachen Aussenwirtschaftsbeziehungen aus. Auch zur Schweizerischen Nationalbank und zu Michael Ambühl, dem Staatssekretär für internationale Finanzfragen, pflege ich Kontakte.

Was gefällt Ihnen an Ihrem Job am besten?

Viel Zeit widme ich der Personalpolitik. Es ist spannend, ein Team mit den richtigen Leuten zusammenzustellen. Wo Lücken sind, führe ich direkt. Das gibt mir die Möglichkeit, tiefer in einen Bereich hineinzuschauen.

Wie ist Ihr Verhältnis zum Chef, Bundesrat Johann Schneider-Ammann?

Ausgezeichnet.

Im Vergleich zu Ihrem Vorgänger, Jean-Daniel Gerber, halten Sie sich in der Öffentlichkeit eher zurück.

Wie kommen Sie darauf? Ich führe gleich viele Interviews und halte fast noch mehr Vorträge. Jede Woche mindestens einen.

Trotzdem kennt man Sie weniger.

Jean-Daniel Gerber war zuvor als Direktor des Bundesamts für Flüchtlingswesen bereits eine öffentliche Person. Ich bin erst seit gut eineinhalb Jahren im Amt.

Sie sind bekannt für Ihre Ausdauer in Verhandlungen. Weniger bekannt ist, dass Sie gerne bergsteigen.

Ich komme leider nicht mehr so oft dazu. Mein Ziel ist es, alle Viertausender der Schweiz zu besteigen. Von den 41 Bergen fehlen mir noch 6. Allerdings sind das sehr anspruchsvolle, so dass ich noch einige grosse Herausforderungen vor mir habe.

Marie-Gabrielle Ineichen-Fleisch leitet seit 2011 das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco). Ihre mehr als zwanzigjährige Karriere in der Bundesverwaltung führte die Juristin zur Weltbank nach Washington. Zuletzt war sie Delegierte des Bundesrates für Handelsverträge.

ARVI
THE SWISS BANK OF FINE AND RARE WINES
Via Pedemonte 1
CH-6818 Melano
T 091 649 68 88
F 091 648 33 75
info@arvi.ch
www.arvi.ch

CHAMPAGNE CRISTAL BRUT (GIFT BOX)
Roederer Louis 2002
CHF 183.60
Ab 36 Flaschen CHF 178.20
RP 96+

CHAMPAGNE ACE OF SPADE
Armand de Brignac N.V.
CHF 280.80
Ab 36 Flaschen CHF 270.00

CHAMPAGNE GRANDE ANNEE LIMITED EDITION 002 FOR 007 JAMES BOND
Bollinger 2002
CHF 156.60
Ab 36 Flaschen CHF 145.80
RP 94

CHAMPAGNE DOM PERIGNON
Moët & Chandon 2003
CHF 135.00
Ab 36 Flaschen CHF 131.75
RP 94+

Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten. Franko Melano. Transport nicht im Preis enthalten.

Champagne Brut - Pol Roger N.V.
CHF 35.65 Ab 36 Flaschen CHF 34.55

Champagne Cuvée Sir Wiston Churchill - Pol Roger 2000
CHF 140.40 Ab 36 Flaschen CHF 139.30

Champagne Blanc de Blancs - Ruinart N.V.
CHF 64.80 Ab 36 Flaschen CHF 62.65

Champagne Dom Ruinart - Ruinart 2002
CHF 135.00 Ab 36 Flaschen CHF 131.75

Champagne Brut Imperial - Moët & Chandon N.V.
CHF 34.55 Ab 36 Flaschen CHF 33.50

Champagne - Taittinger N.V.
CHF 31.30 Ab 36 Flaschen CHF 30.25

Champagne Grande Cuvée - Krug N.V.
CHF 135.00 Ab 36 Flaschen CHF 129.60

Champagne Cristal Rosé - Roederer Louis 2005
CHF 475.20 Ab 36 Flaschen CHF 459.00

«Mein Begräbnis wird lustig»

Es gibt kaum einen Musiker, über den mehr Legenden kursieren als über Alice Cooper. Ein Gespräch mit dem 64-jährigen amerikanischen Schock-Rocker über seine Alkoholsucht, seine wilden Bühnenshows und die Begegnungen mit Elvis Presley und Bob Dylan. *Von Tom Anderson*

Wann stehen Sie morgens auf?

Meistens bin ich um sechs Uhr auf. Jeden Morgen um halb sieben spiele ich eine Runde Golf. Ich schlafe ungefähr vier Stunden, ehrlich, und am Nachmittag noch einmal eine Stunde. Ich bin ein Frühaufsteher.

Haben Sie beim Golf jemals geschummelt?

Jeder Golfspieler schummelt. Aber ich nie bei einem Turnier, nur wenn ich mit Freunden spiele. Ich wusste, wenn ich einmal schummele, schummeln sie zehnmal. Schummeln heißt, sich eine bessere Lüge einfallen lassen, hier und da ein bisschen nachhelfen. Aber bei Turnieren halte ich mich streng an die Regeln. Wie Sean Connery, ganz streng.

Wer ist der übelste Trickser unter den Promis?

Das kann ich unmöglich sagen. Sie wären schockiert. Sagen wir, ich hab mal mit Donald Trump gespielt. Mehr möchte ich dazu nicht sagen. Präsident Clinton hat nie richtig gelogen, um es mal so zu sagen. Es ist egal, wohin der Ball fliegt, denn wenn man dort ankommt, befindet er sich an der richtigen Stelle, dafür sorgen schon die CIA-Jungs im Gebüsch (*deutet eine Handbewegung an*), Sie verstehen.

In den Siebzigern, als sich der Mensch Alice Cooper und die irre Bühnenfigur Alice Cooper nicht mehr so eindeutig trennen liessen – wie haben Sie das geregelt?

Also, es war so: Wenn man trinkt und ständig wie in einem Rausch rumläuft wie ich damals, gibt es immer einen grauen Bereich, wo man nicht weiss, wann man Alice ist und wann nicht. Wenn ich nachts ausging, wusste ich nicht, ob ich Make-up tragen oder die Schlange mitnehmen sollte... das war die Zeit, als ich mit Keith Moon und solchen Leuten loszog. Sobald ich wieder nüchtern war, wusste ich, dass die Bühnenfigur Alice nicht in dieser Welt leben wollte; seine Welt war die Bühne, die Auftritte mit dem Make-up und den ganzen Requisiten. Dieser Alice wollte nicht in dieser Welt leben, und ich wollte nicht in jener Welt leben, also trennte ich die beiden ganz bewusst. Übrigens jeder, den ich kenne und der eine besonders eigenwillige Figur spielt, ist im Grunde zwei Menschen. Mick Jagger ist auf der Bühne ein anderer als im übrigen Leben. Iggy Pop



«Die *«Muppet Show»* war das Beste, was ich je gemacht habe»: Rockstar Cooper.

ist zwei verschiedene Leute. Lou Reed auch. Aber bei mir war es wirklich extrem wichtig. Ich habe ja eine ausgesprochene Hannibal-Lecter-Figur gespielt, ihn abseits der Bühne beizubehalten, wäre Selbstmord gewesen. Ich glaube, das hat Jim Morrison und Janis Joplin umgebracht, dass sie auch abseits der Bühne an ihrer Figur festhielten.

Von all den Gerüchten, die über Sie verbreitet wurden – welches fanden Sie am bizarrsten?

Ach Gott, damals wurde ich für den Vietnamkrieg verantwortlich gemacht, für die Ermordung Kennedys, solche Sachen. Bei jedem Problem in Amerika, immer stand Alice Cooper im Mittelpunkt. Wir spielen in Cincinnati oder sonst wo, und auf einmal kommen die Tierschützer an und rufen: «Werden Sie heute in der Vorstellung Schäferhunde verbrennen?» Ich: «Das ist mir ja völlig neu.» Ich hab auf der Bühne kein einziges Huhn getötet. Das ist nie passiert. Aber damals gab es noch kein Internet, alles war Gerücht. Man konnte sich alles Mögliche ausdenken, was einem bei Alice Cooper einfiel, und die Leute sagten: «Ja, das sieht ihm ähnlich.» Überall, wo wir auftraten, gab es ein neues Gerücht.

Wie war das genau, als Sie 1969 beschuldigt wurden, ein Huhn getötet zu haben?

Jemand warf ein Huhn auf die Bühne, ich warf es zurück, und die Zuschauer rissen es in Stücke. Daraus wurde: «Alice Cooper tötet Hühner auf der Bühne, trinkt das Blut und verspeist die Knochen.» Der Witz war, dass die Zuschauer in den vordersten drei Reihen alle im Rollstuhl sassen. Sie haben das Huhn getötet.

Wie viel haben Sie auf dem Höhepunkt Ihrer Alkoholsucht während einer typischen Session konsumiert?

Ich habe Dosenbier getrunken. In einem Karton sind 24 Dosen, bei mir war es pro Tag ein Karton. Ich habe kein Gramm zugenommen, nie ein Wort undeutlich ausgesprochen. Wenn ich auf der Bühne war, wusste ich immer meinen Text. Es war so eine Art leichter Rausch. Ich bin nie stockbesoffen umgekippt. Ich hatte einfach diesen ständigen Pegel. Als ich mit Bier aufhörte und zu Seagram's-Whiskey überging, ging das so weiter. Es war wie bei Dean Martin, ich habe einfach den ganzen Tag lang getrunken, hatte immer einen leichten Rausch. Ich war nie besoffen, ich war immer gut drauf. Und ich habe nie eine Show verpasst – es war immer sehr kontrolliert. Ich war ein sehr effektiver Alkoholiker.

Und was war das Problem?

Eines Tages habe ich Blut gespuckt, da wird man sofort hellwach. Ich bin morgens aufgestanden, habe zwei, drei Bier getrunken und das Bier wieder ausgespuckt. Ei-

nes Morgens habe ich gekotzt, es war alles Blut. Ich ahnte, dass die Bauchspeicheldrüse und mein ganzer Bauch wahrscheinlich voller Blut waren. Es war einfach dieses ständige Trinken und nicht genug essen. Und dann hat es mich erwischt. Neben meinem Bett stand ein Eiskübel; wenn ich aufwachte, streckte ich die Hand aus, die Augen noch halb geschlossen, griff mir ein Bier und trank. Dann machte ich die Augen auf und fühlte ich mich bereit für den Tag. Das war schon ganz schön kaputt.

Was war schmerzhafter – als Sie 1975 von der Bühne fielen oder als Sie sich 1988 fast erhängt hätten?

Ich habe mir sechs Rippen gebrochen, als ich in Vancouver von der Bühne fiel, und die Wunden am Kopf mussten mit achtundzwanzig Stichen genäht werden. Ich habe die nächsten fünf, sechs Songs zu Ende gebracht, bis ich merkte, dass aus den fünfzehntausend Zuschauern plötzlich dreissigtausend wurden, weil ich eine Gehirnerschütterung hatte und alles doppelt sah. Dann bin ich umgekippt, vermutlich wegen des Blutverlusts und wegen des Schocks. Das war wirklich unangenehm. Aber beim Aufhängen hab ich mir nur den Hals wundgerieben. Das hat mich erschreckt. Ich dachte, wenn ich das mit der Guillotine mache oder mich aufhänge, dann muss immer

«Jemand warf ein Huhn auf die Bühne, ich warf es zurück, und die Zuschauer rissen es in Stücke.»

etwas Gefahr dabei sein, damit dem Publikum klar wird, dass das wirklich funktionieren könnte. Die Guillotine wog zwanzig Kilo, und es war eine echte Klinge. Wenn ich mich nicht rechtzeitig bewegt hätte, hätte es mich erwischt. Im Zirkus ist es genauso, man sieht jemanden auf dem Hochseil oder auf dem Trapez, ganz ohne Netz. Das ist schon ein bisschen gruselig. Was, wenn er abstürzt? Will ich das wirklich sehen?

Sie arbeiten mit ziemlich aufwendigen Requisiten – gab es mal etwas, was Sie gern gemacht hätten, was aber nicht ging?

Ja. Wir würden furchtbar gern mit einem Holzhäcksler arbeiten. Wie im Film «Fargo», können Sie sich das vorstellen? Man steckt Alice rein, und er wird zerhäckselt ins Publikum geschleudert. Das wär doch eine super Sache. Natürlich würden wir nur Hühnerfleisch oder so etwas reintun. Wir sind einfach noch nicht so weit, aber irgendwann wird es klappen. Der Holzhäcksler wäre wirklich eine fantastische Bühnenrequisite.

Haben Sie 1978 bei der «Muppet Show» selbst angefragt, oder hat man Sie eingeladen?

Ich wurde eingeladen. Damals dachte ich: «Also, ich bin der gruseligste Typ der Welt. Ich hab mir dieses Image aufgebaut. Will ich

wirklich in der «Muppet Show» auftreten?» Dann hab ich mir angesehen, wer in der Woche zuvor dabei gewesen war: Vincent Price, der Horrorfilm-Darsteller. Ich dachte: «Der ist nun wirklich viel legendärer als ich.» Da habe ich zugesagt. Sie gaben mir die Faust-Geschichte von Kermit, der seine Seele verkauft, um Rockstar zu werden, was ich irre komisch fand, weil mir die «Muppet Show» mehr Echo verschafft hat als alles, was ich sonst in meinem Leben gemacht habe. Zu Autogrammterminen bringen alle Leute die «Muppet Show»-DVD mit, die ich dann signieren muss. Das war das Beste, was ich je gemacht habe. Miss Piggy war die ganze Zeit hinter mir her. Mir war das peinlich, und Kermit fand es ziemlich ätzend.

Sie haben einmal gesagt, dass Romantik Ihre Ehe lebendig hält. Warum haben Sie Ihrer Frau dann auf einer Toilette einen Heiratsantrag gemacht?

Ja, das war keine sehr romantische Situation, aber zum Trost sind wir anschliessend in einer Kutsche um den Central Park gefahren. Wir sind noch immer verheiratet, nach 36 Jahren, haben einander nie betrogen und lieben uns mehr denn je. Es schien einfach der richtige Ort zur richtigen Zeit zu sein. Es war eine spontane Sache. Etwas an dieser Toilette war sehr romantisch. Das war in New York im «Plaza»-Hotel.

Legen Sie es darauf an, besonders finster zu wirken, wenn Sie Freunde Ihrer Tochter kennenlernen?

Soll das ein Scherz sein? Aber klar. Sie hat immer grossgewachsene, schwarzhaarige, blauäugige Jungs mitgebracht. Als Vater ist man für die Tochter immer ein bisschen der Idealtyp. Sie wird immer jemanden mit nach Hause bringen, der einem ähnelt. Als ihr das klar wurde, kam sie mir mit Country und Western, weil sie wusste, dass ich mich darüber aufregen würde. Bei den Rock-'n'-Roll-Typen wusste ich, woran ich war. Ich hab sie gemustert und meine Machete geschärft. «Hi, wie heisst du?» Sie hatten Angst vor mir, das war gut. Dann wurde ihr klar, dass sie nur gegen mich rebellieren konnte, indem sie Songs von Garth Brooks spielte.

Sie sind 1971 Elvis begegnet. Wie hat der King Sie begrüsst?

«Du bist der Typ mit der Schlange, richtig?»

Wie kam es zu dem Treffen?

Seine Leute haben sich mit meinen in Verbindung gesetzt und gesagt: «Elvis will Sie kennenlernen.» Ich: «Echt? Super.» «Elvis wird Sie heute Abend um elf im «Hilton»-Hotel erwarten.» Ich: «Okay, ich werde dort sein.» Ich dachte, vielleicht will mich jemand reinlegen, aber wir fuhren hin, stiegen in den Lift, Liza Minnelli, Chubby Checker und Linda Lovelace waren alle da. Vermutlich hat er jeden Abend Leute eingeladen, die gerade in der Stadt waren, wie zu einer Audienz beim

Papst. Aber er war Elvis. Er war noch nicht der fette Elvis. Er war Rock-Elvis. Wenn er einen Raum betrat, war er der Raum. Er hatte eine unglaubliche Präsenz.

Hat er mit dem Revolver auf Sie gezielt, war es so?

Er sagte: «Hey, Mann, komm her, ich will dir was zeigen.» Er reicht mir eine geladene 38er Smith & Wesson. Sobald er mir den Revolver gegeben hatte, fing ich an, die Patronen rauszunehmen. Er sagte: «Keine Sorge, ich werd dir das Ding wieder abnehmen.» Ich stehe also da mit einem geladenen Revolver, auf Elvis gerichtet, und natürlich gibt es diesen Moment (*macht den Engel auf der Schulter, der ihm zuflüstert*): «Leg ihn um!» Der andere Engel sagt: «Nein, verwunde ihn nur.» So oder so wäre es die beste Story aller Zeiten gewesen: Alice Cooper schiesst auf Elvis. Im nächsten Moment liege ich am Boden, und er setzt mir seinen Stiefel an die Kehle. Ich sagte: «Super, Elvis, kann ich jetzt aufstehen?» Er war ein ausgezeichnete Karatekämpfer.

Was haben Sie noch so gemacht?

Wir sassen rum, und plötzlich sagte er: «Hey, Mann, willst du meinen wertvollsten Besitz sehen?» Ich: «Ja.» Er: «Geh in mein Schlafzimmer, und setz dich aufs Bett.» Ich denke: «Moment mal, so gut kenne ich ihn nun auch wieder nicht.» Er öffnet eine Schublade und zeigt mir die Anzeige von dem Vorfall, als er eines Abends das Hotel verliess. Er und seine Bodyguards gehen auf den Parkplatz, treffen dort auf drei Betrunkene. «Hey Mann, ich hab gehört, dass du ein guter Karatekämpfer bist. Schick deine Jungs weg, dann sind wir unter uns.» Darauf sagte Elvis zu seinen Leibwächtern: «Ich mach das schon», und dann machte er die drei fertig. Er hatte die Anzeige und die Röntgenbilder. Er sagte: «Ich hab erst dem einen das Handgelenk gebrochen und dann dem Zweiten einen Kinnhaken verpasst.» Das also war sein wertvollster Besitz. Ich dachte: «Das darf doch nicht wahr sein. Das ist seine einzige Verbindung zur realen Welt.» Er konnte in



«Nie betrogen»: Cooper, Gattin Sheryl, 1977.

kein Kino mehr gehen, konnte nicht mehr Pool spielen oder einkaufen gehen und solche Sachen. Er war ein Gefangener seiner Berühmtheit, und diese Schlägerei war seine Verbindung zur Aussenwelt.

Wurde Elvis für den Übergriff verurteilt?

Er sagte: «Ich habe dem einen einen Cadillac gekauft und dem anderen einen Lincoln Continental.» Mir war sofort klar, dass ich nie so berühmt werden wollte, dass ich mein Leben nicht mehr führen kann. Er war so berühmt, dass er nirgendwo mehr hingehen konnte. Das ist, als wäre man in einem Gefängnis eingeschlossen. Seine Bodyguards waren seine Gesellschaft, und sie hatten eine tolle Zeit. In seinem Apartment, in seinem Zimmer, wo immer er gerade war, in seinem Schmuckkästchen, in dem er gefangen war, konnte er alles haben, wonach ihm der Sinn stand. Du willst den Fernseher zertrümmern, kein Problem, sie bringen dir einen anderen auf dein Zimmer. Du willst acht Mädchen? Okay,

bringt sie rein. Das Problem war: Er hat es mit Fressen kompensiert. Es war überhaupt nicht gesund, er hatte durch seinen Leibarzt seine private Apotheke. Jeder, der auf so etwas zurückgreifen kann, wird letztlich daran sterben. Man wird an dem Exzess sterben, weil man keine Abwechslung hat. Man kann nicht raus, man kann nicht spazieren gehen, kann sich nicht bewegen, nichts. Man sitzt in diesem ganzen Exzess fest. Man ist wie ein Kind im Süßigkeitenladen und frisst sich allmählich zu Tode.

Bob Dylan hat sich 1978 in einem Interview anerkennend über Sie als Songschreiber geäußert.

Ich wusste überhaupt nicht, dass Bob Dylan von mir wusste. Dass er das in der Zeitschrift *Rolling Stone* gesagt hat ... an dem Tag habe ich Hunderte von Anrufen bekommen. Für mich war das wie ein Kompliment von Shakespeare.

Haben Sie Dylan persönlich kennengelernt?

Ja, später sind wir uns begegnet, und der Witz war, dass wir nur übers Boxen gesprochen haben. Bob Dylan ist ein Boxfan. Man muss nur Roberto Duran und Sugar Ray Leonard sagen, dann sagt er sofort: «Ja, vierte Runde, Duran verpasst ihm einen rechten Haken und schickt ihn zu Boden.» Er besitzt ein Boxstudio in Santa Monica. Er ist mit einem Sparringspartner auf Tour gegangen. Bob Dylan! Er weiss alles übers Boxen.

Was denken Sie, wird Ihr Begräbnis eine ernste Sache sein, oder haben Sie vor, es mit Showeinlagen im Hintergrund aufzupeppen?

O ja, es wird bestimmt ziemlich lustig. Ein ernstes Begräbnis würde mir nicht so gefallen. Wenn der Sargdeckel geschlossen wird, wird es bestimmt Konfetti regnen.

Alice Cooper, 64, hat seit 1970 mehr als 25 Alben veröffentlicht. Mit seinen theatralischen Bühnen-Shows, die oft in einer simulierten Enthauptung am Galgen oder an der Guillotine enden, beeinflusste er Rockbands wie Kiss oder Ozzy Osbourne. Coopers Vater und Grossvater waren Priester. Der gläubige Christ ist seit 1976 mit der Choreografin Sheryl Goddard verheiratet und Vater von drei Kindern.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.
Copyright: The Interview People

SUURSTOFFI
RISCH ROTKREUZ

Penthouse-Wohnungen im Kanton Zug

3½ – 5½ Zimmer Penthouse-Wohnungen
180 m² – 278 m²
ab 4'560 CHF

Zug Estates AG | CH-6300 Zug | T +41 41 729 10 10 | www.zugestates.ch | www.suurstoffi.ch

«Chips und Cola»

Seit März ist der private Jugendsender Joiz im Kabelnetz empfangbar. Programmchefin Elif Erisik, 36, über Secondos, interaktives Fernsehen und die wenig rebellische Jugend von heute. *Von Peter Keller*

Warum braucht die Schweiz einen eigenen privaten Jugendsender?

Weil es in der Schweiz kein Fernsehen mehr gibt für Junge. International ausgerichtete Sender wie MTV und Viva produzieren zwar immer noch solche Formate, aber keine, die mit der Schweiz zu tun haben. Was die jungen Menschen hier bewegt, wird überhaupt nicht mehr abgebildet. Ausserdem hat sich der Medienkonsum total verändert. Man kann die Jungen nicht mehr nur mit Fernsehen abfüllen. Durch Social Media wie Facebook können sich unsere Zuschauer einbringen und das Programm mitgestalten.

Bevor Sie Programmchefin von Joiz wurden, arbeiteten Sie für das Boulevardmagazin «Glanz & Gloria» des Schweizer Fernsehens. An Ihrem neuen Arbeitsplatz ist mehr Chips & Cola angesagt. Wie haben Sie den Kulturschock verkraftet?

Sehr gut. Weil ich eigentlich von Chips & Cola herkomme. Ich habe vier Jahre für Viva gearbeitet und Musikfernsehen gemacht. Ich war damals selber noch in den Zwanzigern. Ich habe diese Arbeit wirklich gelebt, und ich wusste darum auch ganz genau, was mich interessiert und worauf ich mich bei Joiz einlasse: Das ist Pionierarbeit, Start-up, Rock 'n' Roll.

Sie haben die geschützte Werkstatt der SRG verlassen, um bei einem TV-Himmelfahrtskommando mitzumachen. Haben Sie keine guten Freunde, die Ihnen davon abgeraten haben?

Von Himmelfahrtskommando haben jetzt Sie gesprochen. Aber es gab schon einige, die mir gesagt haben: «Wie kannst du dieses sichere Schiff verlassen und in ein Schlauchboot wechseln?» Aber eine solche Gelegenheit wie mit Joiz, die gibt es in der Schweizer Medienlandschaft nur alle zehn Jahre.

Was macht Joiz besser als etablierte Jugendkanäle wie MTV?

Wir sind authentischer. Ich kann nicht sagen, wie die amerikanischen Jugendlichen funktionieren. Was uns interessiert, sind die jungen Schweizer, ob sie jetzt einen Multikulti-Hintergrund haben oder nicht. Wir gehen auf die Popkultur ein und sind dabei überhaupt nicht elitär. Die Jugendlichen sind Teil von uns und können beim Programm mitmachen.

Ist es nicht absehbar, dass die grosse Schwester SRG Ihnen die besten Talente abwirbt?

Das wird bestimmt passieren, und ich freue mich darauf, denn dann haben wir etwas richtig gemacht. Es gibt auch schon ein paar unter unseren Mitarbeitern, die vom Schweizer Fernsehen gecastet wurden. Ich gebe ihnen sogar Tipps, wie sie sich verhalten müssen, obwohl ich natürlich möchte, dass meine Kids hierbleiben. Aber Joiz ist ein Sprungbrett. Bei uns können die jungen Talente ausprobieren, wüten, ohne dass sie gleich eins auf die Finger kriegen. Die wissen schon: Ein solches Schlaraffenland, in dem sie mit Medien experimentieren können wie hier, werden sie nirgendwo mehr haben.

Bei Ihrem Antritt als Programmchefin 2010 versprochen Sie Authentizität und Swissness. Versprechen eingelöst?

Das glaube ich sehr. Es geht ja nicht nur darum, dass wir Schweizerdeutsch sprechen, sondern dass wir schauen, was den Jugendlichen hier unter den Nägeln brennt. Wir thematisieren es, und sie machen dabei interaktiv mit. Zudem bieten wir Schweizer Künstlern eine wichtige Plattform.

Und die Authentizität? Ist sie nicht nur ein beschönigendes Wort für Schüler-TV: alles spontan, irgendwie herzig, aber wenig professionell ...?

Das könnte sein, und es gibt auch Leute, die uns beispielsweise kritisieren wegen der Ka-

meraführung oder der Umgangssprache unserer Moderatoren. Auch wenn unsere Arbeit manchmal chaotisch wirkt, meine Leute wissen ganz genau, was sie machen. Sie lernen das Handwerk, aber sie setzen es in ihrer Sprache um. Das mag für ältere Leute etwas befremdlich wirken, aber die Jungen erkennen sich in dieser Art wieder. Unsere Mitarbeiter müssen schon sehr früh sehr viel Verantwortung übernehmen und sind für jeden weiteren Medienjob *putzt und gestrält*.

Ausser dass Joiz auf dem analogen Netz das bayrische Fernsehen verdrängt hat, ist der Sender für einen Jugendsender erstaunlich brav. Kein Skandal, keine Aufregung nirgends.

Wir hatten schon ein paar Aufreger, als zum Beispiel unsere Moderatorin Gülsha Baschi ein unmoralisches Angebot machte oder Knaeckeboul mit unserem Team ein Guerilla-Konzert vor dem Cablecom-Gebäude spielte. Jung sein heisst aber nicht unbedingt rebellisch sein. Nur rebellisch sein, um rebellisch zu wirken, bringt's nicht. Es muss authentisch sein. Wo sind denn die Jungen draussen, die gross rebellisch sind? Das hat sich auch verändert im Vergleich zu vor zwanzig Jahren.

Elif Erisik, Gülsha, Baba Uslender, Alexandra – vor der Kamera und auch backstage sind viele Secondos. Programm oder Zufall?

Zufall. Wir haben die besten Leute genommen, diejenigen mit Pfiff. Wir bilden halt auch bei den Mitarbeitern die Schweiz ab. Es gibt nun einmal mehr Secondos als früher. In meiner Schulzeit waren zwei Ausländer in der Klasse. Ich gucke aber überhaupt nicht auf die Herkunft, sondern auf das, was die Leute können. Sie müssen vom Herz her zu uns passen. Vor allem aber muss die Leistung stimmen. ○



«Eine solche Gelegenheit gibt es nur alle zehn Jahre»: Joiz-Programmleiterin Erisik.

«Früher fing Erotik bei der Ferse an»

Der neue Direktor des Ballett Zürich, Christian Spuck, will zeigen, dass Ballett nicht reif ist fürs Museum. Vor allem junge Knaben interessierten sich zunehmend für den Tanz. Die Geschichte mit den hungernden Tänzerinnen sei jedoch ein Klischee. *Von Daniele Muscionico und Dan Cermak (Bild)*

Herr Spuck, Sie sind seit einem halben Jahr in Zürich, wie fällt Ihre Bilanz aus?

Ich liebe die Stadt, weil es eine Weltstadt ist, aber eine übersichtliche Weltstadt. Die hohe Lebensqualität äussert sich auch im Umgang der Menschen miteinander, im Ton, in der vornehmen Zurückhaltung, die man pflegt, wobei man trotzdem eine eigene Meinung hat. Ich müsste lügen, wenn ich sagen würde, dass ich Stuttgart vermisste.

Soll ich das glauben? Sie waren sechzehn Jahre lang am Stuttgarter Ballett, und man hat Sie dort auf Händen getragen!

Das Echo ist auch hier grossartig. Alle Vorstellungen unserer «Romeo und Julia»-Produktion waren nach der Premiere innerhalb von drei Tagen ausverkauft. Dann haben wir es geschafft, in der laufenden Spielzeit eine Zusatzvorstellung anzubieten. Die Kasse ging um zehn Uhr auf, und um zwölf kam die Meldung, dass es keine Karten mehr gibt. Das hat uns natürlich gefreut!

Wie kann ein moderner Mensch im Ballett etwas anderes sehen als Sportgymnastik in Feinstrumpfhosen?

Sportgymnastik ist Sport und hat keine inhaltliche Auseinandersetzung. Ballett ist eine Kunstform, die den Körper nutzt, um Inhalten Ausdruck zu verleihen. Indem wir Geschichten erzählen oder uns mit Strukturen, Raum und Zeit auseinandersetzen. Dass man dabei manchmal Strumpfhosen trägt, hat damit zu tun, dass das Publikum so den Körper besser sieht. Aber das bezieht sich hauptsächlich auf traditionellere Produktionen.

Wieso bewegen sich die Tänzer im klassischen Ballett so unnatürlich?

Das, was Tanz ursprünglich war, ein Vergnügen auf Festen, wurde, auf Fürstenhöfen zum Beispiel, auf die Bühne gebracht als Teil der Erfindung Oper. Auf der Bühne hat man dann begonnen, den Tanz zu stilisieren. Man hat eine strengere Form und einen Kodex entwickelt. Daraus ist das klassische Ballett entstanden, vor allem unter Louis XIV. Das wurde dann immer komplexer, besonders in Frankreich. Dort war der Tanz auch eine Form von Machtdemonstration, aber es sollte auch die Idee von Schönheit und Ästhetik vermittelt werden. Seitdem hat der Tanz vielfältigste Entwicklungen erfahren. Heute

ist er nicht mehr eine darstellende Kunst, sondern eigentlich eine bildende Kunst. Es geht um die Befreiung des Körpers, darum, eine Geschichte zu erzählen. In Amerika begann die Befragung, was Ballett überhaupt sei, und man begann es zu dekonstruieren, irgendwann benutzte man auch Computermusik, und es entstand die Idee des Happenings. Will sagen, der Tanz hat gelernt, etwas über den Menschen und seine ewigen Konflikte zu erzählen, und das ohne Sprache und mit einer gewaltigen emotionalen Kraft.

Der Tanz hat gelernt. Aber Max Muster hat nicht gelernt, dass Ballett nicht nur klassisches Ballett ist. Wieso haben es Menschen wie Sie nicht geschafft, mit diesen Klischees aufzuräumen?

«Zwischen dem Ballett und den Kampfsportarten bestehen vielfältige Berührungspunkte.»

Das ist dasselbe in der Musik. Wenn man Max Muster nach klassischer Musik fragt, kommen immer die drei B: Bach, Beethoven, Brahms. Bei Ballett kommt «Schwanensee» und «Nussknacker», und dann vielleicht noch das Tanztheater von Pina Bausch. Deshalb geben wir uns in Zürich nun sehr viel Mühe, dieses Klischee aufzubrechen: Wir haben bereits siebzehn Schulklassen, die uns begleiteten die sitzen in der Probe nur einen Meter von den Tänzern entfernt. Damit haben wir bei «Romeo und Julia» tolle Erfahrungen gemacht. Die Schulklassen tanzen eine eigene «Romeo und Julia»-Produktion, treffen die Tänzer, sind ganz nah dran. So wollen wir zeigen, dass Ballett nicht nur Museum heisst, sondern eine lebendige Kunstform ist.

Und doch hat Max Muster im Ballett damit zu rechnen, dass eine Dame auf Zehenspitzen steifbeinig über die Bühne geht.

Wenn Herr Muster so eine Dame wirklich sieht, sitzt er nicht im Ballett. Dann ist er in einer ganz anderen Veranstaltung. Ballett nimmt sich ja vor, eine Form der Verzauberung und Illusion zu schaffen. Die Ballerina auf dem Spitzenschuh ist ein Vorgang, der über die letzten Jahrhunderte gewachsen ist, die Idee, dass sich der Tänzer immer leichter und gegen die Schwerkraft bewegt. Das heisst, die Ballerinen in den grossen romantischen Werken wie «Giselle» oder «La

Sylphide» stellen meistens Geister- und Luftwesen dar. Sie stehen für das ideale Frauenbild, das schwebt, leicht und erotisch ist. Wie im Kunstturnen, um darauf zurückzukommen, der Sportler die Ringe oder den Schwebebalken braucht, um leicht und elegant zu werden, vom Boden wegzukommen, ist im Ballett die Idee des Spitzenschuhs entstanden.

Gut, keine Einwände. Aber sagen Sie: Wieso trägt die Balletttänzerin diese tellergrosse Pizza aus durchsichtigem Stoff um die Hüfte?

Wir tragen Pizzas, weil wir so wenig essen! Wir haben immer Hunger! (*Lacht*) Was natürlich nicht stimmt. Meine Tänzer essen von morgens bis abends Schokolade. Vor allem jetzt zu Weihnachten.

Und wo geht die hin, die Schokolade? In die Toilette? Knochendünn sind Ihre Mädchen ja trotzdem.

Die Geschichte mit den hungernden Tänzern ist auch so ein Klischee, verbreitet auch durch diesen Kinofilm «Black Swan». Das hat mit der Wirklichkeit nichts zu tun. Aber zu den Pizzas, die Sie meinen, den Tutus: Früher waren sie viel länger, im 18. Jahrhundert fing die Erotik ja schon bei der Ferse an. Und Knie zu zeigen, war eine absolute Sensation. Das Tutu, das zunächst wadenlang war, ist mit der Zeit immer höher gerutscht. Heute ist es flach, weil man so das ganze Bein sieht, die ganze Länge. Es ist eine Betonung der Weiblichkeit, das breite Becken und darunter ewig lange Beine.

Also bedient das Ballett doch Klischees, überholte Frauen- und Männerbilder. Vor allem im Pas de deux, finde ich. Wieso darf nie die Dame den ersten Schritt tun, wortwörtlich sogar?

Aber sicher gibt es das auch. Im zeitgenössischen Ballett vor allem. Und dass auch Männer, gleichgeschlechtliche Paare, miteinander tanzen, das gibt es schon seit den sechziger Jahren. Was sicher seltener ist, das sind Pas de deux, die zwei Frauen miteinander tanzen. Aber wenn, dann kann das sehr erotisch sein. Aber es gibt hier natürlich Einschränkungen, was die Kräfte betrifft, bei Hebefiguren zum Beispiel. Aber wie sich die Gesellschaft geöffnet hat, hat sich auch der Tanz geöffnet.

Welches Argument haben Sie für meinen Freund, der behauptet, Ballett erinnere ihn an die Lipizzaner-Dressur der Spanischen Hofreitschule.



«Meine Tänzer essen von morgens bis abends Schokolade»: Ballettdirektor Spuck.

Das ist ja im Grunde nichts anderes als Pferde, die im Kreis laufen ...

Ganz im Gegenteil! Diese Pferde springen wie Ihre Tänzer! In Pirouetten springen verzückte Hengste über ihre eigenen Hinterbeine, die machen in der Luft Kapriolen, Courbetten, Croupaden, Ballotaden ... das ist der Witz. Und der Witz des Vergleichs.

Sie kennen ja doch alle Fachbegriffe! Dass Pferde Pirouetten drehen, ist mir allerdings neu. Aber es geht dort um Form und um Dressur. Im Ballett geht es niemals um Dressur. Es geht um die Emotion und ist

immer mehr als der Versuch, Schönheit und Unterhaltung zu vermitteln. Unser Anspruch ist es, dass der Zuschauer nach Hause geht und sich in irgendeiner Weise berührt und betroffen fühlt. Nur der Tanz ist in der Lage, eine solche emotionale Direktheit zu vermitteln, so wie das Musik vielleicht kann.

Wann wurden Sie das erste Mal von Ihren Freunden verspottet, als die mitbekamen, dass Sie sich für Ballett interessieren?

Ich wurde nie verspottet. Ein Junge, der Ballett macht, ja, auch so ein Klischee. In allen Städten, in denen ich gearbeitet habe, in

Chicago, Stuttgart, Zürich, geniessen Tänzerinnen und Tänzer ein sehr hohes Ansehen in der Gesellschaft. Man weiss, dass sie einen grossen Beitrag ans kulturelle Leben einer Stadt leisten und dafür eine ungeheure Disziplin aufbringen, jeden Tag sechs Stunden Training an sechs Tagen die Woche! Und abends dann Vorstellung. Wenn jemand einen Jungen belächelt, der zum Ballett will, ist das meiner Meinung nach ein Zeichen von Unwissen.

Dem Sie etwas entgegenhalten könnten.

Was wir tun. Zum Beispiel mit dem neuen Education-Programm, in dem wir die Schulen hereinholen. Wir wollen überhaupt die Türen für alle weit öffnen, das sind wir den Steuerzahlern auch schuldig. Die Gesellschaft gibt uns etwas, und wir geben etwas zurück. In den Schulklassen übrigens, die schon hier waren, war es immer halbe-halbe, zur Hälfte Mädchen und zur Hälfte Jungs. Und diejenigen, die den Mund am weitesten offen hatten, das waren die Jungs. Die waren extrem begeistert.

Mit Verlaub: Jungs interessieren sich für Fussball, Autos.

Wieder so ein Klischee! Bei «Romeo und Julia» war es für sie faszinierend, wie sportlich die Tänzer mit den Degen umgehen. Jungs sind begeistert von der Intensität, vom exakten Arbeiten und von der Körperlichkeit. Zwischen Ballett und dem breiten Spektrum an Kampfsportarten bestehen vielfältige Berührungspunkte. Und ich kenne auch viele, die ab und zu ein Balletttraining mitmachen, um für ihre Kampfsportart, Kung-Fu oder was immer, eine bessere Körperkontrolle zu bekommen.

Sie waren sechzehn Jahre aktiver Tänzer, was sind die Folgeschäden körperlicher Art?

Meine Bandscheibe ist genetisch schwach, sagt der Arzt. Sicher, Ballett ist Hochleistungssport. Mit dem Unterschied, dass Leistungssportler mehr Geld verdienen. Doch meine Tänzer müssen tanzen, der Tanz hat sie gesucht, nicht sie ihn. Und Sie können jeden fragen, die sind erfüllt in ihrem Beruf.

In welcher Sprache soll ich sie denn fragen?

Sie meinen, weil unsere 51 Tänzer aus 20 verschiedenen Nationen stammen? Im Unterschied zur politischen Welt ist hier die Herkunft völlig egal. Eine Welt in klein, und alle streben nach demselben Ideal.

Das klingt zu schön, um mehr wissen zu wollen, danke.

Christian Spuck, geboren 1969 in Marburg, choreografierte ab 1998 für das Stuttgarter Ballett, ab 2001 als Haus-Choreograf. Daneben war er Resident Choreographer der Compagnie Hubbard Street Dance 2 in Chicago und schuf Uraufführungen für diverse bekannte Compagnien in Europa. Mit Beginn der Spielzeit wechselte er als Direktor zum Ballett Zürich.

«Das Aufbegehren fasziniert mich»

Seine ersten Filme wurden verboten, mit «Das Boot ist voll» schuf er 1981 einen Klassiker – jetzt ist Markus Imhoof mit «More Than Honey» wieder ein Kinoerfolg gelungen. Der Regisseur über Bienen, Hollywood und seinen reitenden Jugendfreund Christoph Blocher. *Von Rico Bandle und Roger Köppel*

Herr Imhoof, Sie haben sich über Jahre intensiv mit Bienen beschäftigt. Was ist die wichtigste Erkenntnis?

Dass alles nur im Zusammenspiel funktioniert: Insekten, Pflanzen, Ökonomie, Welt-ernährung. Bevor ich mich mit den Bienen beschäftigte, hatte ich jahrelang an einem Drehbuch über einen Hochstapler gearbeitet, eine extreme Individualismusgeschichte. Das Projekt ist gescheitert, ich habe keinen Schluss gefunden. Bienen sind das Gegenteil davon: Vernetzung, das totale Kollektiv. Sie funktionieren nur im Schwarm.

Im Film haben Sie einen *good guy* und einen *bad guy*. Der Gute ist der Schweizer Äpler mit seinen paar Bienenvölkern, der Böse der US-Grosskapitalist mit einer riesigen Bienenfabrik. Beiden sterben aber die Bienen weg. Was ist die Botschaft?

Die Widersprüche faszinieren mich. Der Böse ist ein authentischer Grosskapitalist, typisch amerikanisch, nicht unsympathisch. Der *good guy* hingegen hat auch seine Schattenseiten: Er will keine «fremde Fötzel»-Bienen, ist also eine Art Rassist im Bienenreduit. (*Lacht*) Fast schon eine Spielfilmdramaturgie.

Was man im Film aber nicht sieht: Der Äpler liess im richtigen Leben dann doch fremde Bienenvölker zu, die er mit seinen heimischen kreuzte. Der Schweizer ist weniger Hinterwäldler, als Sie andeuten.

Sehen Sie: Der Film hat etwas bewirkt! (*Lacht*)

Interessant ist Ihre unverhohlene Sympathie für die Killerbienen. Was ist der Grund?

Viele meiner Freunde rümpften die Nase, als sie hörten, ich mache einen Bienenfilm. Sie sagten: «Hoffentlich kommen wenigstens die Killerbienen vor, damit ein bisschen etwas läuft.» Mir gefällt es, dass diese Bienen, die eigentlich einem Laborunfall entsprungen sind, nicht alles mitmachen, was der Mensch von ihnen verlangt. Die brav gezüchteten Honigbienen werden wie Sklaven gehalten, mit Lastwagen durchs Land gefahren; die Killerbienen lassen das nicht mit sich machen. Sie sind robust – im Gegensatz zu anderen Bienen, von denen immer mehr sterben. Das Aufbegehren fasziniert mich.

Sind Sie ein Ökopessimist, der davon ausgeht, dass der Mensch seinen Heimatplaneten in den Abgrund reitet?

Nein! Unsere Bienen sterben am Menschen, aber der Film endet für mich euphorisch: Da sind neue Tiere, die riesige Kraft in sich bergen. Sie verlangen ein Umdenken, was den Umgang mit ihnen betrifft.

Blenden wir zurück: Sie waren Kavallerist. Das ist ungewöhnlich für einen Filmemacher, der heute generell der eher linken 68er Tradition zugeordnet wird.

Ich fühle mich keinen politischen Ideologien verpflichtet, aber mit der Kavallerie haben Sie recht: Mein Grossvater und zwei meiner Onkel waren ebenfalls Kavalleristen. Während eines meiner WK habe ich in Uniform einen Film darüber gedreht.

Er wurde sogleich verboten, «zu hämisch», wie es hiess. Worum ging es?

Ich war begeisterter Kavallerist. Meine Grundfrage lautete aber: Sind die Pferde auch so freudig bei der Kavallerie wie die Soldaten, die auf ihnen sitzen? Wir ritten manchmal in der ersten Nacht 120 Kilometer weit, zum Teil auf hartem Asphalt. Am anderen Tag musste man einen Viertel der Pferde stehenlassen.

Tierschutz ist offenbar ein Urthema bei Ihnen.

Nicht nur. Der Film handelte einerseits von der Begeisterung für die Pferde und der guten alten Zeit der Kavallerie, andererseits vom absurden Glauben, die Kavallerie könne die Schweiz retten. Es war interessant, den Film mit den anderen Kavalleristen zu diskutieren.

Wurden Sie denn auch als Nestbeschmutzer beschimpft?

Eindeutig, obwohl mir eigentlich nichts ferner lag. Ich zeigte zum Beispiel auf, dass die vielgerühmte Beweglichkeit der Kavallerie nur möglich ist, wenn ein Lastwagen hinterherfährt mit Heu, Haber und Stroh. Das kam gar nicht gut an, zeigte aber lediglich, wie es eben wirklich war.

Bei unseren Vorbereitungen auf dieses Gespräch stiessen wir auf eine bisher unbekannt Facette Ihrer Vergangenheit. Sie wohnten in Winterthur, Ihr Pferd, ein Eidgenoss, war in Weinfeldern untergebracht. Dort unterrichtete die Ehefrau eines später sehr bekannten Schweizer Politikers. Er ritt ihren Eidgenoss. Sie waren gute Freunde. Sein Name: Christoph Blocher. Mussten Sie das bewusst verschweigen, um bei Ihren Freunden in der Kulturszene nicht unangenehm aufzufallen?

Wo denken Sie hin. Dazu stehe ich. Die Anekdote stimmt. Blochers Schwester Hedwig war mit mir in die Mittelschule gegangen, so lernten wir uns kennen. Er wollte wie ich unbedingt in die Kavallerie, man hat ihn aber nicht genommen, weil er, obwohl er eine Bauernlehre gemacht hatte, keinen Stall hatte. Das war natürlich absurd. Immerhin konnte er dann mein Pferd ausreiten.

Hat sich bereits in jenen unbeschwertesten Tagen abgezeichnet, in welche Richtung Blocher als Politiker gehen würde?

Nein, wir haben wenig über Politik gesprochen. Einmal habe ich ihn im Zug getroffen, da hat er sich beschwert, dass das Studentenparlament, wo ich mich engagierte, so links sei. Mir war das gar nicht aufgefallen. Eine überraschende Begegnung mit ihm ergab sich Jahre später im «Beverly Hilton»-Hotel in Hollywood, drei Tage vor der Oscar-Nacht, bei der ich als Nominierter für «Das Boot ist voll» dabei war. Wir trafen uns im Lift. Ich stand in Anzug und Krawatte darin, er kam in roten Trainerhosen herein. Er müsse als Unternehmer so viel essen, deshalb müsse er jetzt rennen gehen, sagte er.

Wie beurteilen Sie ihn heute?

Ich habe das Gefühl, Blocher sei privat anders als öffentlich. Öffentlich ist er eingebunden in eine bestimmte Dramaturgie, die er für sich inszeniert. Das finde ich schade. Er ist wärmer, als er sich gibt. Seine Schadenfreude-Veranstaltungen zu 20 Jahre EWR-Nein haben ihm sicher gutgetan. Heute würde ich mich gerne mit ihm unterhalten, weil ich doch glaube, dass er das eine oder andere falsch oder zu eng sieht. Man kann die Welt nicht immer aus dem Nadelöhr der Schweiz heraus betrachten.

Mit Ihrem Erfolgsfilm «Das Boot ist voll» haben Sie 1981 das offizielle Schweizer Geschichtsbild zertrümmert. Sie wurden zum Vorreiter und Verstärker eines neuen, selbstkritischen Zeitgeists.

Das habe ich nie beabsichtigt. Ich trat als Filmer nie mit dem Programm an, als «Böser» die Schweiz aufzumischen und ihr unangenehme Wahrheiten aufzutischen. Es hat sich einfach so ergeben. Meine ersten beiden Filme, der erste über den Strafvollzug und der zweite über die Kavallerie, wurden zu meiner grossen Überraschung verboten, obschon ich doch nur die Wirklichkeit abzubilden versuchte. Das erschütterte mich.

Sie erlebten die Schweiz als intolerant.



«Das totale Kollektiv»: Filmer Imhoof.

Ja. Ich hatte einfach erzählt, was ich interessant fand. Wenn so etwas gleich zweimal hintereinander verboten wird, fragt man sich: Was ist hier los? Bei «Das Boot ist voll» gab es Bombendrohungen gegen das Kino, meinem Vater wurde ein Hakenkreuz vor das Haus gemalt. Die Schweiz lebte in der Illusion eines erbittert verteidigten Selbstbilds. Sonst hätte es ja nicht solche Reaktionen gegeben.

Wenn man «Das Boot ist voll» heute anschaut, staunt man erst recht: Der Film ist nicht polemisch. Die Schweizer werden als liebenswürdig dargestellt, sogar die sturen Beamten haben sympathische Seiten. Sie führen zwar die Befehle aus Bern aus, sind aber überhaupt nicht so herzlos, wie man das vielleicht von einem kritischen Film über den Umgang mit Flüchtlingen im Zweiten Weltkrieg erwarten würde.

Genau solche Widersprüche interessieren mich. Wenn die Flüchtlingskinder noch die geschenkte Schokolade essen sollen, bevor sie über die Grenze geschickt werden, weil sie ihnen von den Nazis abgenommen würde, wird die Hilflosigkeit der Beteiligten sichtbar. Ich wollte kein Pamphlet gegen die Schweiz inszenieren, sondern eine möglichst präzise Darstellung dessen, wie es gewesen sein könnte.

Waren Sie empört über die Schweizer Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg?

Ja. Ich habe für den Film sehr viel recherchiert in den Archiven – ich konnte zum Teil nicht glauben, was ich alles fand: Die Fakten aus den Dokumenten standen dermassen im Widerspruch zu dem, was damals offiziell verbreitet wurde! Ich ging von 10 000 Flüchtlingen aus, die die Schweiz an die Deutschen ausgeliefert hat, die Bergier-Kommission kam Jahre später auf die Zahl von 24 000.

Aus dem Rückblick urteilt es sich leicht. Die Schweiz war von Verbrechern umzingelt. Sie hätte unmöglich alle Flüchtlinge, die als Feinde des Hitler-Reiches galten, aufnehmen können.

Die Schweiz war tatsächlich bedroht, trotzdem empfinde ich die Flüchtlingspolitik als empörend. Noch empörender war, dass danach das Verhalten der Schweiz schönegeredet wurde und dass kritische Fragen verboten waren. In den 1980er Jahren musste ich noch einen Artikel für die deutsche *Zeit*, der auf Recherchen im Bundesarchiv beruhte, dem Bundesarchiv zur Zensur vorlegen.

«Das Boot ist voll» war vielleicht auch deswegen so ein riesiger Erfolg, weil Sie die offizielle Schweiz gegen sich hatten.

Geld vom Bund habe ich dafür jedenfalls nicht erhalten. Auf der Absage stand: «Der

Geschichte fehlt die kritische Distanz und Würdigung der Zeit», unterschrieben von Bundesrat Hans Hürlimann.

Das Ausland feierte den Film: Die *New York Times* lobte ihn auf der Frontseite, an der Berlinale erhielten Sie den Silbernen Bären, Sie waren für einen Oscar nominiert. Wie haben Sie Hollywood erlebt?

Wir fuhren in einer Stretchlimousine an die Oscar-Verleihung. Mit dabei waren der Schweizer Botschafter, der den Film hasste, der Schweizer Kulturattaché, der den Film liebte, mein Produzent George Reinhart, meine Freundin und einige andere Leute. Alle hatten es sich in den weichen Sesseln bequem gemacht, tranken Champagner, nur ich, der Urheber des Films, musste auf einem Klappstuhl sitzen. Die ganze Fahrt stritt ich mit dem Botschafter über Atomkraftwerke.

Glaubten Sie daran, dass Sie den Oscar gewinnen würden?

Entscheidend ist ja, wo man sitzt im Saal. Wenn man einen Platz in der Mitte zugewiesen erhält, kann man den Sieg vergessen, dann dauert es zu lange, um nach vorne zu gelangen. Ich sass ganz rechts aussen, was mich schon einmal nervös machte. Direkt vor mir sass István Szabó, dessen «Mephisto» mit Klaus Maria Brandauer ebenfalls in meiner Kategorie nominiert war. Ich hatte



Erstochen, erschlagen und vermisst: Ungelöste Mordfälle in Zürich

Der Tages-Anzeiger berichtet nach Weihnachten in der sechsteiligen Serie «Erstochen, erschlagen und vermisst: Ungelöste Mordfälle in Zürich» über ungeklärte Zürcher Tötungsdelikte.

Man nennt sie Cold Cases – kalte Fälle. Das sind Tötungsdelikte, die trotz intensiven Ermittlungen nicht gelöst werden konnten. Nur Kommissar Zufall kann die Täter der sieben getöteten Frauen und Männer noch finden.

Teil 1: 27.12.2012

Die Tote am Winterthurer Stinkberg

Teil 2: 28.12.2012

Der Mörder kam mit dem Fahrrad

Teil 3: 29.12.2012

Die vermissten Prostituierten vom Sihlquai

Teil 4: 31.12.2012

Blutiger Mord an der Tankstelle in Seebach

Teil 5: 3.1.2013

Mit durchschnittener Kehle im Bett

Teil 6: 4.1.2013

Der Tote aus dem Niemandsland

Erstochen, erschlagen und vermisst: Ungelöste Mordfälle in Zürich.
Vom 27. Dezember 2012 bis 4. Januar 2013 im Tages-Anzeiger.

Dranbleiben.

Tages-Anzeiger

einen ausgeliehenen Smoking, der viel zu eng war, auch die selbstgebundene Fliege war mir unbequem. Einmal mehr zeigte sich: Die Realität kommt der Euphorie meist in den Weg. Aber es war ein fantastisches Erlebnis, auch wenn dann Szabó siegte. Vielleicht gab den Ausschlag, dass Brandauer als angehender Bond-Bösewicht in Hollywood gerade stark gepusht wurde.

Ist Hollywood das definitive Paradies für einen Regisseur, alles andere ein Sandkasten?

Es hat was. Das Grösste war das «Directors Dinner» im Vorfeld, wo all diese legendären Regisseure aufmarschierten: George Cukor, Vincente Minelli, Rouben Mamoulian, einer kam im knallgelben Frack, neben mir die damals bekanntesten Regisseure Europas.

Hätten Sie nicht um alles in der Welt Teil dieses Universums bleiben wollen?

Ein Produzent sagte mir: «Wenn Sie machen wollen, was andere sagen, bleiben Sie in Hollywood – wenn Sie machen wollen, was Sie machen wollen, so gehen Sie wieder zurück.» Also bin ich wieder nach Hause gegangen. Ich glaube nicht, dass ich glücklicher geworden wäre, wenn ich gewonnen und wie Xavier Koller nach seinem Oscar eine Hollywoodkarriere angestrebt hätte.

Kam danach auch die Anerkennung von der offiziellen Schweiz?

Nein. Für mein nächstes Projekt, «Rimini», habe ich vom Bund wieder kein Geld erhalten. Ich kann das bis heute nicht fassen. Ich war so verduzt, ich habe gar nicht erst versucht, das Projekt ein zweites Mal einzureichen. Umso mehr freut mich jetzt der Erfolg mit den Bienen.

Wenn einer zu hoch fliegt, holt man ihn wieder herunter.

So habe ich das erlebt. Man fand, ich müsse nun wieder ganz hinten in der Reihe anstehen, wie meine Filmstudenten.

Vor dreissig Jahren standen die Künstler in Opposition zum Establishment, wurden angefeindet oder verboten. Heute ist das anders, der «kritische Künstler» wird mit Preisen überhäuft und sagt das Gleiche wie der Bundesrat. Freut oder ärgert Sie das?

Ist das so? Das ist mir nicht aufgefallen.

Mit «Das Boot ist voll» würden Sie garantiert «Schweizer des Jahres». Ihr kapitalismuskritischer Bienenfilm steht schon ganz hoch im Kurs.

Da liegen Sie falsch. Ich habe fünf Jahre lang vergeblich versucht, mit dem Chemiekonzern Bayer in Kontakt zu treten. Dessen Pestizide schaden den Bienen. Man hat mir sogar den Zugang zur Generalversammlung verweigert; ich musste eine Aktie kaufen, um hineinzukommen. Erst jetzt, mit dem Erfolg des Films, zeigen Bayer und Syngenta Interesse, mit mir zu reden.

Welches Werk der Filmgeschichte hätten Sie am liebsten selbst gemacht?



«Ich musste eine Aktie kaufen, um hineinzukommen»: Imhoof (stehend, l.) bei den Dreharbeiten.

Der italienische Meisterregisseur Luchino Visconti gehört zu meinen Favoriten.

In Ihrer Wohnung hing ein Röntgenbild seines Hirns. Haben Sie einen derart wissenschaftlichen Zugang zum Macher von «Il Gattopardo»?

Nein, mich faszinierten die Kurven in seinem Kopf. Visconti hatte übrigens auch viel mit Pferden zu tun. Ein grossartiger Regisseur.

Der englische Regisseur Peter Greenaway bezeichnete in einem Interview Schauspieler als «grandios dumm». Sie gelten als exzellenter Schauspieler-Regisseur. Hat Greenaway recht?

Nein, überhaupt nicht. Man merkt solchen Statements an, dass Greenaway eher wie ein Dekorateur arbeitet. Ich bewundere Schauspieler. Ich muss fast weinen, wenn ein guter Schauspieler einen Drehbuchtext zum Leben erweckt. Einer der Grössten war Marlon Brando. Wie er im ersten «Paten» – den Kiefer mit Einlagen verbreitert – sich in der berühmten Szene an der Backe mit dem Finger reibt, ist eine geniale Geste der Macht, die man zuerst erfinden muss.

Sie haben einen Grossteil Ihres Lebens im Ausland verbracht, 1978 wanderten Sie nach Mailand aus, heute wohnen Sie in Berlin. Sie haben einmal gesagt: «In Mailand bin ich zum Schweizer geworden.» Wie muss man das verstehen?

In Italien konnte niemand meinen Namen aussprechen, also nannte man mich einfach «lo svizzero». Das störte mich nicht. Ich gehöre wahrscheinlich zu denjenigen Menschen, die am intensivsten über die Schweiz nachgedacht haben – gerade weil ich im Ausland lebe.

Wie beurteilen Sie die Schweiz heute?

Wenn ich im Fernsehen eine Karte der EU sehe mit diesem Muttermal in der Mitte, so

freut mich das jedes Mal ein bisschen. Ich glaube, es werden grosse Verteilungskämpfe auf uns zukommen. Wie man sich da als Land ohne Verbündete positioniert, wird sicher heikel. Es stellen sich ähnliche Fragen wie während des Krieges.

Anpassung oder Widerstand.

Genau. Ich plädiere für ein starkes Selbstbewusstsein. Die Verteidigungshaltung, wie wir sie meist einnehmen, ist ein Zeichen der Schwäche und führt zu Selbstgerechtigkeit. Bei Verhandlungen mit dem Ausland habe ich oft das Gefühl, die Schweiz wisse gar nicht, was überhaupt ihr Standpunkt sei.

Flüchtlingspolitik ist ein grosses Thema.

Ist das Boot heute voll in der Schweiz?

Es hat, ehrlich gesagt, schon wahnsinnig viel Leute im Land. Die Schweiz kann nicht alle aufnehmen, die kommen. Die grosse Frage aber lautet: Ist ausserhalb der Schweiz Wasser oder nicht? Also: Ertrinken die Flüchtlinge dort oder nicht? Man muss sich überlegen, wie man in Zusammenarbeit mit anderen Ländern die Probleme der Flüchtlinge lösen kann, eine Herausforderung an die internationale Schwarmintelligenz.

Sie leben heute in Berlin, müssen wir daraus ableiten, dass Sie nie mehr in die Schweiz zurückkehren?

Man fragt sich ja manchmal: Wo will man sterben? Oder wo will man beerdigt sein? Und da ist das Nachhausegehen tatsächlich ein bestimmender Gedanke bei mir. Aber vorläufig bin ich noch etwas auf Wanderschaft.

More Than Honey von Markus Imhoof, 71, war 2012 mit bislang 128 000 Zuschauern die erfolgreichste Schweizer Kinoproduktion des Jahres. Der Film läuft noch immer in vielen Kinos.

«Schwarze sind nicht dümmer»

Dass dunkelhäutige Menschen in IQ-Tests weniger gut abschneiden als Weisse, habe mit schlechterer Schulbildung zu tun. Das sagt Intelligenzforscherin Elsbeth Stern. Allgemein seien Intelligenzvergleiche nur zwischen Gruppen sinnvoll, die gleich gefördert wurden. *Von Alex Reichmuth und Claude Gasser (Bild)*

Elsbeth Stern, sind wir dümmer oder gescheiter als unsere Vorfahren?

Diese Frage lässt sich so nicht beantworten. Man kann davon ausgehen, dass die Gene, die unser Denken und Verhalten steuern, sich nicht grundlegend verändert haben im Laufe der Zeit. In der modernen Wissens- und Informationsgesellschaft sind aber andere Kompetenzen gefragt als in der ehemaligen Jäger-und-Sammler-Gesellschaft. Wir Menschen mussten neue Fähigkeiten entwickeln, die früher nicht gefragt waren. Man kann jedoch deshalb nicht sagen, wir seien dümmer oder gescheiter geworden.

Im November hat aber der US-Evolutionsgenetiker Gerald Crabtree Alarm geschlagen. Unsere Intelligenz nehme laufend ab, sagte er. Ursache sei der weggefallene Selektionsdruck der Evolution.

Das halte ich für unsinnig. Denn die Selektionsmerkmale der Evolution haben nicht viel mit Intelligenz zu tun. Man muss davon ausgehen, dass die genetische Information, die die Intelligenz beeinflusst, über das ganze Genom verteilt ist. Schon von daher ist nicht einsehbar, warum die Intelligenz wegen unserer modernen Lebensweise bedroht sein sollte.

Ist es denn nicht so, dass intelligente Menschen in der Jäger-und-Sammler-Gesellschaft eher überlebten, sich häufiger fortpflanzen und damit auch ihre günstigen Gene weitergeben konnten?

Was wir heute unter Intelligenz verstehen, gab es in prähistorischen Zeiten noch gar nicht. Es waren vor allem Körperkräfte, die für das Überleben entscheidend waren. Dazu kommt, dass die Übereinstimmung der Intelligenz innerhalb von Familien gar nicht so gross ist. Kinder sind ihren Eltern diesbezüglich nur mittelmässig ähnlich. Durch die Neukombination der Gene können auch weniger intelligente Eltern hochbegabte Kinder haben – und umgekehrt. Denn die Gene, die für die Entwicklung der Intelligenz zuständig sind, werden bei der Befruchtung neu kombiniert.

Es ist aber unbestritten, dass die Gene die Intelligenzunterschiede massgeblich bestimmen?

Ja. Intelligenzunterschiede sind sogar zu hundert Prozent genetisch bedingt, wenn alle Menschen Bedingungen vorfinden, um ihre Intelligenz optimal zu entwickeln. Man kann das mit der Körpergrösse ver-



«Auch weniger intelligente Eltern können hochbegabte Kinder haben»: ETH-Wissenschaftlerin Stern.

gleichen. In Ländern wie der Schweiz, wo alle Kinder genug zu essen bekommen, sind praktisch alle Unterschiede in der Körpergrösse auf Gene zurückzuführen. In Entwicklungsländern, wo manche Kinder unterernährt sind, hängen die Grössenunterschiede aber auch von der Ernährung ab. Bei der Intelligenz ist es gleich. Fehlen gute Schulen für alle Kinder, können viele ihr Intelligenzpotenzial nicht entwickeln. Von daher kann man sinnvollerweise nur die Intelligenz von Menschen vergleichen, die alle zur Schule gegangen sind.

Es hängt also vieles von der Förderung ab?

Ja. Wenn man als Kind keine Förderung erfährt, kann sich die Intelligenz nicht entwickeln – selbst wenn man die allerbesten Gene mitbringt.

Wir schneiden in Tests, die den Intelligenzquotienten (IQ) messen, besser ab als unsere Grosseltern. Woran liegt das?

Unsere Grosseltern gingen meist weniger lang zur Schule und hatten oft auch schlecht ausgebildete Lehrer. Also konnten sie ihr Intelligenzpotenzial nicht so ausschöpfen, wie wir es heute können

Schwarze schneiden in IQ-Tests regelmässig schlechter ab als Weisse. Asiaten hingegen sind im Durchschnitt besser als Weisse. Warum ist das so?

Solche Resultate stammen in der Regel aus den USA. Schwarze kamen meist als Sklaven auf den amerikanischen Kontinent. Sie bekommen auch heute noch eine schlechtere Schulbildung als Weisse. Schauen Sie sich die Slums amerikanischer Städte an, wo viele Schwarze leben. Viele von ihnen erhalten keine optimale Förderung in Schule und Elternhaus. Darum schneiden sie in IQ-Tests oft schlechter ab. Die asiatische Bevölkerung in den USA stammt hingegen von freiwilligen Einwanderern ab und ist sehr aufstiegsorientiert. Es gibt keine Belege, dass sich Rassen in der Intelligenz unterscheiden, wenn sie gleich gefördert werden.

Aber denkbar ist es, dass es Intelligenzunterschiede zwischen den Rassen gibt?

Es ist nicht anzunehmen, dass Gene, die für Haut- und Haarfarbe zuständig sind, etwas mit Intelligenz zu tun haben.

Irrt denn der berühmte Molekularbiologe James Watson, wenn er sagt, Schwarze seien weniger intelligent als Weisse?

Watson kann das gar nicht beurteilen. Molekularbiologen wissen zwar, wie die Erbanlagen zusammengesetzt sind, aber nicht, wie sich das auf einzelne Merkmale auswirkt. Allgemein weiss man nicht, wo auf unseren 46 Chromosomen die Gene sitzen, die die Intelligenz bestimmen. Selbst bei der Körpergrösse weiss man das nur sehr ansatzweise. Der Zusammenhang zwischen den Erbanlagen und bestimmten Merkmalen ist weit komplexer, als

viele annehmen. Dass ein einziges Gen zu einem bestimmten Merkmal führt, gilt nur ausnahmsweise – etwa bei der Anfälligkeit für bestimmte Krankheiten.

Der deutsche Publizist Thilo Sarrazin warnt davor, dass minder intelligente Zuwanderer aus dem islamischen Raum die Intelligenz der gesamten Gesellschaft verringern – weil sie mehr Kinder als andere zeugen.

Davon ist nicht viel zu halten. Sarrazin geht eben gerade von der naiven Vorstellung aus, dass ein bestimmtes Gen die Intelligenz festlegt. Die Vererbung von Intelligenz ist aber sehr viel komplizierter. Wie gesagt können auch wenig intelligente Eltern hochbegabte Kinder haben. Es ist nur dann eine leichte Abnahme der Intelligenz einer Gesellschaft vorstellbar, wenn alle Leute mit einem IQ über dem Durchschnittswert von 100 während langer Zeit überhaupt keine Kinder mehr bekämen. Das ist aber so unwahrscheinlich, wie dass der Mond auf die Erde stürzt.

Gibt es Intelligenzunterschiede zwischen Mann und Frau?

Frauen schneiden bei sprachlichen Fähigkeiten etwas besser ab, Männer dagegen bei räumlich-visuellen Fähigkeiten. Punkto allgemei-

«Es gibt mehr Männer als Frauen unter den Minderbegabten und den Hochbegabten.»

ner Intelligenz ergeben unsere IQ-Tests aber keine Differenzen zwischen den Geschlechtern. Unterschiede gibt es jedoch bei den Extremen. Es gibt mehr Männer als Frauen unter den Minderbegabten und den Hochbegabten.

Also gibt es mehr männliche Genies.

Sozusagen. Das könnte durchaus genetische Ursachen haben. Frauen haben bekanntlich ein doppeltes X-Chromosom, im Gegensatz zu Männern. Damit sich ein Merkmal ausprägt, muss die genetische Voraussetzung bei Frauen auf beiden X-Chromosomen gegeben sein. Und das ist sehr viel unwahrscheinlicher, als wenn es nur auf einem Chromosom vorhanden sein muss wie bei Männern. Wegen dieses Unterschieds kommen etwa die Rot-Grün-Blindheit und die Bluterkrankheit bei Männern häufiger vor. Es ist denkbar, dass es bei Hoch- und Minderbegabung gleich ist und das doppelte X-Chromosom extreme Intelligenzabweichungen bei Frauen seltener zulässt.

Einige Wissenschaftler sind überzeugt, dass die Natur bei den Männern mehr experimentiert, weil «Ausschuss» weniger ins Gewicht fällt. Bei den Frauen gebe es punkto Intelligenz hingegen einen Trend zum Mittelmass, damit das Überleben des Nachwuchses auf jeden Fall gesichert ist.

Ich bezweifle, dass diese Erklärung wirklich zutrifft. Intelligenz im modernen Sinn

spielt ja erst seit 100 bis 150 Jahren wirklich eine grosse Rolle. Intelligenz ist ein kulturelles Merkmal. Es geht also kaum um ein Selektionskriterium der Natur.

In der heutigen Welt ist Intelligenz aber schon ein Faktor für Erfolg im Leben.

Ja, nur schon darum, weil keine Nachteile erkennbar sind, die Intelligenz mit sich bringen würde. In einer leistungsorientierten Gesellschaft wie der unseren können zwar auch intelligente Menschen ihr Leben an die Wand fahren. Aber dann ist es nicht wegen, sondern trotz ihrer Intelligenz.

Wie fördert man Intelligenz am besten?

Es braucht gewisse Bedingungen, unter denen sich die Intelligenz jedes Kindes optimal entwickeln kann. Dazu gehört gar nicht so viel. Gute Ernährung und emotionale Geborgenheit sind die Grundvoraussetzungen. Dann sollte man mit den Kindern normal sprechen und mit ihnen die Welt erkunden. Und irgendwann müssen sie lesen, schreiben und rechnen lernen. Das genügt eigentlich schon.

Keine speziellen Förderprogramme?

Nein. Die Gene setzen Limiten, was die individuelle Intelligenz angeht. Man kann nicht beliebig Genies heranzüchten – auch nicht mit noch so viel zusätzlicher Förderung. Man muss sicher reagieren, wenn ein Kind ein bestimmtes Defizit hat, zum Beispiel nicht richtig hört oder sieht. Aber wenn die Sinnesorgane funktionieren, bringen spezielle Förderprogramme überhaupt nichts.

Ist es sinnvoll, an den Schulen so früh wie möglich Fremdsprachen zu vermitteln?

Das macht erst Sinn, wenn die Kinder fähig sind, sich bestimmter Methoden des Sprachlernens wie etwa der Grammatik zu bedienen. Es gibt natürlich auch die Möglichkeit, auf natürlichem Weg eine zweite Sprache zu lernen, etwa wenn Vater und Mutter unterschiedlicher Muttersprache sind. Aber damit das funktioniert, muss ein Kind mindestens zu vierzig Prozent die zweite Sprache sprechen. Wenn im Kindergarten nur einmal pro Woche eine Englischlehrerin vorbeikommt, hilft das gar nichts.

Es gibt Befürchtungen, dass die immer zahlreicheren Computer-Games und Videospiele zu einer allgemeinen Verdummung führen. Sind die Ängste berechtigt?

Solche Ängste sind nicht abwegig. Denn in der Zeit, in der ein Kind mit einem stupiden Videogame spielt, kann es sich nicht mit Dingen befassen, die es wirklich weiterbringen. Sich stundenlang Computerspielen zu widmen, beeinträchtigt wohl nicht die Intelligenz direkt. Aber auch intelligente Leute müssen üben, wenn sie etwas erlernen wollen. Und diese Zeit fehlt bei übermässigem Spielen.

Elsbeth Stern, 54, ist Psychologin und Intelligenzforscherin. Seit 2006 hat sie den Lehrstuhl für Lehr- und Lernforschung an der ETH Zürich inne. 2012 war sie Mitverfasserin des Buches «Lernwirksam unterrichten».

Frau am Herd

Tanja Grandits, die beste Köchin der Schweiz, über ihr Bauchgefühl, ihre optimistische Art und die Frage, wie man als Frau, Mutter und Unternehmerin alles unter einen Hut bringt. *Von David Schnapp*

Wie würden Sie sich als Person in zwei, drei Sätzen beschreiben?

Sehr glücklich, ausgeglichen, ziemlich stark. Ich habe viel Energie, von der ich nicht genau weiss, woher sie kommt. Es scheint, dass ich immer noch einen Knopf drücken kann und dann noch Kraft da ist.

War das immer schon so?

Ja, das war immer schon so. Und was ich auch noch bin: sehr harmoniebedürftig. Es ist mir wichtig, dass es den Leuten, die um mich herum sind, wohl ist.

Sind Sie ehrgeizig?

Irgendwie schon, aber das steht nicht im Vordergrund. Das Wichtigste ist der Spass an der Sache.

Also gelingen Ihnen die Dinge aus der Freude heraus?

Ich würde schon sagen, ja. Ich bin nie verbissen oder verkrampft, auch wenn es um Sterne oder Punkte geht. Natürlich sind Auszeichnungen wunderschön, aber ich arbeite nicht dafür. Die Atmosphäre, in der wir hier arbeiten, ist einfach toll.

Die Atmosphäre, die Sie geschaffen haben?

Teilweise schon, glaube ich.

Bewusst oder zufällig?

Es hängt wohl damit zusammen, welche Leute ich auswähle. Da gehe ich nur nach Bauchgefühl vor. Ich schaue nie Zeugnisse an. Wichtig ist, ob ich die Bewerber sympathisch und nett finde und wie ihre Einstellung ist.

Käme für Sie ein Koch in Frage, der bisher nur in Spitalkantinen gearbeitet hat?

Ja, wenn er das lernen will, was wir hier machen, und wenn er aufgestellt ist und Freude hat, dann auf jeden Fall.

So ganz nebenbei wurden Sie mit dem zweiten Michelin-Stern dieses Jahr zur besten Köchin der Schweiz. Wie ist das?

Wenn mir das jemand sagt, finde ich das toll. Aber eigentlich ist es mir gar nicht bewusst, und es spielt auch keine Rolle.

Der Sprung von einem auf zwei Sterne hat in der Gourmet-Welt doch eine gewisse Bedeutung. Setzt Sie das unter Druck?

Wenn es nächstes Jahr darum geht, die Auszeichnungen zu behaupten, wird es wahrscheinlich nicht mehr so sein, dass ich denke: «Das ist mir doch ganz egal.» Aber ich bin zuversichtlich, dass wir uns immer verbessern und sicher nicht schlechter werden. Ich sehe jeden Tag, dass es nach vorne geht. Wir verfeinern unsere Arbeit, entwickeln neue Sachen, werden hand-



«Ich kann nicht wirklich besser kochen als andere»: Tanja Grandits an ihrem Arbeitsplatz.

werklich besser. Und ich hatte noch nie eine Krise oder die Angst, dass mir nichts mehr einfällt.

Sie führen ein Zwei-Sterne-Lokal, veröffentlichten Bücher, seit neuestem haben Sie einen kleinen Laden, treten international auf – besteht die Gefahr, sich zu verzetteln, oder profitieren Sie von den verschiedenen Unternehmungen?

Dieses Jahr war fast zu viel los. Ich versuche, Anlässe so zu legen, dass Sie auf unsere freien Tage fallen. Aber ich habe einen so tollen Souschef, mit dem ich schon lange zusammenarbeite. So ist es nicht schlimm, wenn ich mal einen Tag weg bin. Es ist wichtig, rauszugehen und Kollegen zu treffen, zu sehen, was andere machen.

Sie sind Mutter, Ehefrau, Chefin, Unternehmerin – genau so stellen sich viele Leute eine moderne berufstätige Frau vor. Wie machen Sie das?

Man muss halt alles gut organisieren.

Das sagen alle.

Es läuft so gut, weil ich mit tollen Leuten arbeite. Und mit meiner Tochter Emma geht es problemlos, weil ich ein grossartiges Kindermädchen habe, das Emma kennt, seit sie auf der Welt ist. Sie ist meine Assistentin im Büro, arbeitet im Laden mit ... Wir wohnen zwar zu dritt hier, mein Mann, meine Tochter und ich, aber eigentlich ist das Restaurant wie eine grosse Familie.

Sie pflegen eine Art Bauernhofmodell aus früheren Zeiten.

Ja, das ist so. Die Leute, die hier arbeiten, haben alle eine Beziehung zu Emma. Zum Geburtstag schenkt ihr ein Koch zum Beispiel einen Zoobesuch, und dann geht er mit ihr dahin. Es ist das Modell von früher, als viele Leute unter einem Dach gewohnt haben. So muss ich mir nicht ständig überlegen, wie ich jetzt das Kind beschäftige. Und meine freie Zeit verbringe ich mit ihr, dann muss ich weder putzen noch kochen, bügeln oder sonst was tun.

Man nennt Sie die «Aromenkönigin», Sie haben einen sehr eigenständigen Kochstil entwickelt. Ist das eine besonders weibliche Art zu kochen?

Das sagen alle meine männlichen Kollegen. Aber jeder kocht seinem Naturell entsprechend. Es gibt auch Frauen, die überhaupt nicht fein sind und auch nicht so kochen. Gleichzeitig gibt es Männer, die sehr poetisch, fein und subtil kochen.

Haben Sie Ihren Stil bewusst entwickelt, oder ist der organisch gewachsen?

Das hat sich daraus entwickelt, wie ich selber gern esse. Ich kann nicht wirklich besser kochen als andere. Aber ich habe eine bessere, ganzheitlichere Wahrnehmung. Ich kann Dinge schnell erfassen, auch Gefühle anderer Leute. So kann ich

auch beim Essen schnell sagen, ob etwas gut ist oder nicht. Dann haben mich Gewürze schon immer fasziniert, das ist etwas Wertvolles, das man sorgsam behandeln muss. Irgendwann kam dazu, dass ich gesagt habe, jeder Gang solle eine Farbe haben. Schliesslich gehört zu meinem Stil das Anrichten in runden Formen. Viele Kollegen richten über den ganzen Teller weitläufig an, während bei mir alles zentriert ist.

Der Nachteil dieses weitläufigen Anrichtestils ist, dass man häufig nur noch lauwarm oder gar kalt isst. Finden Sie das gut?

Mir ist es wichtig, dass zumindest ein Teil der Gerichte richtig heiss ist. Aber es gibt einen internationalen Trend zu «kalten Tellern». Man verzichtet ganz bewusst darauf, warme Speisen zu servieren. Manche sagen sogar, Suppen schmeckten besser, wenn sie nur Zimmertemperatur haben.

Unterscheiden sich junge weibliche von jungen männlichen Köchen?

Nein, ich stelle keinen Unterschied fest.

Der Beruf ist sehr körperlich, deshalb üben ihn viele Frauen nicht aus.

«Ich bin freundlich, aber bestimmt. Was ich sage, das gilt.»

Das ist schon so, aber die Köchinnen und Köche, die bei mir arbeiten, sind körperlich fit, das setze ich voraus. Eine Zeitlang haben wir zusammen Sport gemacht, ich habe meiner Crew Yoga und Pilates nähergebracht. Das war ziemlich lustig.

Wie führen Sie?

Ich bin freundlich, aber bestimmt. Was ich sage, das gilt.

Es gibt keine Demokratie in der Küche?

Ich gebe immer klar vor, was Sache ist, aber in einer netten Art. Manchmal ist auch nicht richtig, was ich sage, aber ich erwarte, dass man sich danach richtet.

Führen Sie gern?

Da ich sehr genau weiss, was ich will, fällt es mir relativ leicht. Aber ich musste es lernen. Früher war ich unglaublich entscheidungs-schwach. Ich stand im Supermarkt vor den Zahnbürsten und wusste nicht, ob ich die blaue oder die grüne nehmen sollte. Aber wenn man einen kleinen Betrieb hat, geht das natürlich nicht. Mittlerweile fällt mir das Entscheiden leichter.

Ihr Mann ist für das Restaurant, den Käse und den Wein zuständig, Sie für die Küche. Gibt es zwischen Ihnen und Ihrem Mann klare Trennlinien?

Ja, und wenn ich ihm dennoch dreinrede, heisst es, ich solle mal in meiner Küche nach dem Rechten sehen. (*Lacht*) Da muss ich schon sehr überlegen, wann und wie ich Kritik anbringe.

Ihr Mann ist auch Koch, redet er bei Ihnen mit?

Nein, überhaupt nicht. Er hat einen ganz anderen Stil. Das Einzige, was er mir sagt, ist manchmal, ich solle die Gänge etwas schneller schicken.

Wer kocht bei Ihnen zu Hause?

Eigentlich mein Mann. Je nachdem kocht auch gar niemand, und wir gehen essen. Aber im Sommer grilliert er gerne, wie ein typischer Mann halt ...

Sie selber essen gar nicht so viel Fleisch.

Es geht, ich esse einfach gutes Fleisch. Aber Würste esse ich zum Beispiel nicht. Auch Schnitzel würde ich nie bestellen, das schmeckt mir nicht. Mein Mann macht übrigens die weltbeste Tomatensauce zu Spaghetti.

Wie macht er das?

Ganz einfach eigentlich – mit viel Zwiebeln und hauchdünn geschnittenem Knoblauch. **Sie kochen mit Biogemüse und zertifiziertem Fisch, Ihre Tochter besucht die Rudolf-Steiner-Schule – wie kamen Sie auf diesen anthroposophischen Weg?**

Das ist nur Zufall. Natürlich ist mir wichtig, dass wir gute Produkte verarbeiten. Und dass meine Tochter die Steiner-Schule besucht, hat sich so ergeben. Mein Mann war zuerst sogar dagegen, ich musste ihn überzeugen. Die Schule liegt ein paar Minuten von uns entfernt, und mir gefiel der Gedanke, dass sie zwölf Jahre lang an denselben Ort gehen kann. Emma ist ein kreatives Kind, in der Steiner-Schule wird sie nach meinem Eindruck optimal gefördert.

Sie haben ursprünglich ein Chemiestudium begonnen. Warum haben Sie es abgebrochen?

Ich hatte ein gutes Abitur gemacht und wollte eigentlich in Richtung Lebensmittelchemie gehen. Aber ich habe schnell gemerkt, dass mir im Studium die Kreativität fehlte und die Arbeit mit den Händen. Als ich dann ein halbes Jahr als Au-pair in den USA war und für meine Gastfamilie täglich kochte und buk, wurde mir klar, dass ich Köchin werden wollte.

Was ist die beste Idee, die jemand anders gehabt hat und die Sie übernommen haben?

Da muss ich gut überlegen. Wahrscheinlich die Pickles, das sauer eingelegte Gemüse, das ich bei René Redzepi vom «Noma» in Kopenhagen gegessen habe und das ich heute gerne und oft selber verwende.

Tanja Grandits, 42, führt mit ihrem Mann René Graf Grandits das Restaurant «Stucki» in Basel. Zusammen mit der siebenjährigen Tochter lebt das Paar auch in dem Haus im Bruderholz-Quartier. 2006 wurde Grandits Köchin des Jahres, mittlerweile ist sie ausgezeichnet mit siebzehn Punkten im «Gault Millau» und zwei Sternen vom «Guide Michelin». Seit neuestem führt die gebürtige Schwäbin auch einen kleinen Gourmetladen. Im Frühjahr erscheint ihr neues Buch «Gewürze» im AT-Verlag. Restaurant «Stucki», Bruderholzallee 42, 4059 Basel. Tel. 061 361 82 22. www.stuckibasel.ch; sonntags und montags geschlossen

Halbmond und Schweizerkreuz

Die Berner Religionswissenschaftlerin Susanne Leuenberger analysierte im Rahmen eines Forschungsprojekts den öffentlichen Auftritt der Schweizer Konvertiten rund um den Islamischen Zentralrat Schweiz und sprach mit vielen anderen, die zum Islam übergetreten sind. *Von Franziska K. Müller und Lorenz Richard (Bild)*

Susanne Leuenberger, welchen Unterschied macht es, ob ein Mensch zum Judentum, zum Christentum oder zum Islam übertritt?

Die politische Aktualität macht den Unterschied aus. Ein Übertritt zum Islam wird auch stark mit Fragen der sozialen und nationalen Zugehörigkeit in Verbindung gebracht, da der Islam als eine Religion der Fremden und als fremde Religion wahrgenommen wird. Die Konversion zum Christentum wird zumeist als konfessioneller Wechsel verstanden, und das Judentum wird heute als in der Schweiz verankerte religiöse Tradition angesehen, auch wenn es im Falle eines Übertritts zum orthodoxen Judentums zu einer neuen nationalen Zugehörigkeit kommt.

In der Schweiz gibt es geschätzte 10 000 Menschen, die zum Islam konvertiert sind. Welches sind die häufigsten Beweggründe für einen Übertritt?

Der Grossteil der Männer und Frauen tun dies im Rahmen einer Liebesbeziehung und weil sie eine Familiengründung mit einem Muslim oder einer Muslimin planen. Es gibt aber auch Schweizerinnen und Schweizer, die durch Reisen oder Arbeitsaufenthalte in muslimischen Ländern dem Islam begegnen, und andere wenden sich dieser Religion aufgrund einer persönlichen Faszination oder der Sinnsuche zu.

Dem Christentum stehen heute viele Menschen kritisch gegenüber: Ist der Islam eine religiöse Alternative, wie das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* angesichts einer Vervielfachung von Übertritten in Deutschland nach 9/11 mutmasste?

Diese Zahl ist empirisch nicht belegbar, und in der Schweiz konnte ich dieses Ausmass an Vervielfachung nicht beobachten. Gerade das negative Image des Islam hält die meisten Menschen wohl eher davon ab, den Islam als Option für das eigene Leben in Erwägung zu ziehen. Vermutlich gibt es ein wenig mehr Übertritte, weil die mediale Aufmerksamkeit, die der Islam seit 9/11 auf sich zog, den Islam als Thema allgemein mehr in den Fokus brachte und sich so mehr Menschen – auch kritisch – damit auseinandersetzen.

Gerade weil der Islam als unattraktiv gilt, wendet man sich ihm zu?

Eine Abgrenzung zur Gesellschaft oder zum näheren Umfeld bezwecken eher junge Leute, die auf der Suche nach Identität sind.

Grundsätzlich erzählen die meisten Konvertiten, mit denen ich gesprochen habe, wie sie anfänglich viele negative Bilder im Kopf hatten, etwa dass der Islam Gewalt gutheisst und Frauen unterdrückt. Viele sagen, ihre Konversion habe mit der Bekanntschaft mit Muslimen, etwa auf Reisen oder hier in der Schweiz, zu tun. Dabei lernten sie, einen Unterschied zwischen dem Islam als religiöse und kulturelle Tradition und dem islamisch motivierten Terror zu machen.

Was bringt die neue Religion den Konvertiten?

Viele schätzen die religiöse und rituelle Praxis, sie bezeichnen den Islam als Lebensweise, die ihrem Alltag Orientierung gibt. In den muslimischen Kreisen, in denen ich unterwegs war, sind Geschwisterlichkeit, Fa-

milie, Gerechtigkeit, aber auch Bescheidenheit und Wohltätigkeit wichtige Themen. Manche Konvertiten schätzen auch die klaren, traditionellen Geschlechterrollen und Konzepte von Familie und Sexualität, die sie in der islamischen Tradition erhalten sehen.

Konvertieren mehr Männer oder mehr Frauen zum Islam?

Der Übertritt zum Islam ist bis heute ein eher weibliches Phänomen, zwei Drittel der Konvertierten sind gegenwärtig Frauen. Gleichzeitig stelle ich – wie auch andere einschlägige europäische Forschung – fest, dass der Männeranteil tendenziell wächst.

Aus welchen Gründen?

Das hängt mit der gesteigerten öffentlichen Aufmerksamkeit zusammen und mit neuen Gelegenheitsstrukturen für eine Konversi-



«Zwei Drittel der Konvertierten sind Frauen»: Religionsforscherin Leuenberger.

on. Heute gibt es vermehrt auch Männer, die sich aus persönlichen Gründen für den Islam interessieren oder auf Reisen eine Muslima kennenlernen. Möchten nicht-muslimische Männer eine Muslimin heiraten, besteht aus Sicht des islamischen Familienrechts die Pflicht zu konvertieren, da die religiöse Zugehörigkeit der Kinder über den Vater bestimmt ist. Oft entspricht ein Übertritt auch dem Wunsch der Familie der Braut oder des Bräutigams.

Männlich oder weiblich: Was fällt den islamischen Konvertiten in der Ausübung der religiösen Praxis besonders schwer?

Bei jenen, die aus eher formalen Gründen konvertieren, ändert der Übertritt nichts an der bisherigen Lebensführung. Für andere, die sich bewusst für den Islam als religiöse Lebensweise entscheiden, stellt das rituelle Gebet oder das Fasten im Ramadan eine Herausforderung dar. Der weitaus schwierigste Schritt betrifft allerdings die Sichtbarmachung der islamischen Zugehörigkeit nach aussen.

Wie teilen die Konvertiten ihrem Umfeld mit, dass sie zum Islam übergetreten sind?

Viele sprechen sehr lange nicht über ihre Entscheidung. Vor allem Frauen vergleichen den Moment, wenn sie ihre Familie, Freunde oder Arbeitgeber informieren, mit einem Coming-out. Dieses fällt dann mit dem Tragen des Kopftuchs zusammen. Die Männer outen sich direkt oder indirekt, wenn sie auf Familienfesten oder an Firmenanlässen keinen Alkohol mehr trinken oder kein Schweinefleisch mehr essen möchten und keine christlichen Feste mehr feiern.

Wer hat mit mehr Unverständnis zu rechnen?

Eindeutig die Frauen. Eltern, Freunde und Bekannte reagieren oft mit Befremdung und distanzieren sich manchmal. Die Öffentlichkeit nimmt den weiblichen Übertritt zum Islam als problematisch wahr, ist doch gerade die Frage weiblicher Selbstbestimmung im Islam einer der am meisten debattierten Punkte. Obwohl das Kopftuch für die allermeisten eine religiöse Praxis darstellt, wird es als Symbol der Unterdrückung der Frau gewertet. Es wird implizit unterstellt, dass der Mann sie zwingt, dieses zu tragen, und das macht es den Frauen natürlich schwer, eigene Deutungen dagegen zu halten. Manche Musliminnen erzählten mir auch, dass sie auf offener Strasse beschimpft werden oder Mühe haben, als Kopftuchträgerin eine Arbeit zu finden.

Ebenso wie männliche Konvertiten mit Vollbart und Pluderhosen werden auch Niqab-Trägerinnen nicht als Sympathieträger wahrgenommen.

Diese visuelle Erscheinung wird im öffentlichen Diskurs mit Bildern aus Afghanistan, Saudi-Arabien und anderswo in Verbindung gebracht und als Symbol für eine antidemokratische, antiliberalen Haltung gedeutet. Die Träger selbst verstehen ihren Habitus eher als Bekleidung eines frommen Muslims.

Wenn mit der Kleidung keine antidemokratischen Auffassungen verbunden sind, wieso machen sich Nicolas Blancho und Nora Illi das Leben unnötig schwer?

Sie berufen sich auf die Religions- und Meinungsfreiheit, sich in einer liberalen und säkularen Gesellschaft so kleiden zu dürfen, wie sie wollen. Nora Illi und Nicolas Blancho repräsentieren die Anliegen des Islamischen Zentralrats der Schweiz (IZRS), der mit seinem ostentativen Auftreten bewusst keinen Anspruch auf Unauffälligkeit hat. Die Forderung, dass die hier lebenden Muslime nicht als unsichtbare «Migranten» marginalisiert werden, sondern Raum einnehmen dürfen, und die Freiheit, ein Kopftuch zu tragen, wenn sie dies möchten, befürworten auch viele Muslime, die dem IZRS nicht angehören.

Welche Rolle spielen die Konvertiten innerhalb der islamischen Gemeinschaft?

Konvertiert ein «gebürtiger Schweizer», so wird dies als Wertschätzung und Anerken-

nung der Lebensweise der islamischen Gemeinschaft empfunden. Aus diesem Grunde übernehmen Konvertiten in muslimischen Vereinen und Organisationen oft repräsentative Rollen als Präsidenten oder Sprecher. Im Gegensatz zu den Muslimen, die ja als Fremde wahrgenommen werden, geniessen die Konvertiten das symbolische Kapital des «gebürtigen» Schweizerseins.

Sie sprechen in Ihrer Dissertation auch von der symbolischen Konstruktion sozialer Ungleichheit: Was ist genau gemeint?

Seit einigen Jahren dreht sich die öffentliche Debatte in der Schweiz, aber auch in Europa, hauptsächlich um die Feststellung einer Inkompatibilität des Islam als einer Art abgrenzbarer Gegenzivilisation mit dem, was als säkulare und liberale Grundwerte und Errungenschaften westlicher Gesellschaften gehandelt wird. Einzelne Muslime wie auch Gruppen werden als Erben und Träger dieser Kultur mit dieser grundsätzlichen Andersheit des Islam in Verbindung gebracht und befinden sich in der Situation, ihre «Integriertheit» unter Beweis stellen zu müssen.

Das heisst?

Die gesellschaftliche Integration, und zwar zu Bedingungen, die eine Mehrheit als solche definiert – etwa, kein Kopftuch zu tragen oder kein Minarett zu wollen –, wird nicht als Prozess, sondern als Voraussetzung für den Zugang zu demokratischen Rechten gehandelt. Diese Art von Symbolpolitik, wie ich es nenne, hat den Erfolg der Anti-Minarett-Initiative möglich gemacht. Setzt man diese kulturelle Andersheit der Muslime voraus, können diese vielleicht toleriert, aber kein akzeptierter Teil der Schweizer Gesellschaft sein.

Welche Rolle spielen die Medien?

Medienanalysen zu der Berichterstattung der vergangenen Jahre zeigen, dass die meisten Berichte über Muslime in der Schweiz einen negativen Bezug zu islamistischen Regimen, Terror oder negativen Ereignissen in Europa herstellten. Private Medien, etwa die *Weltwoche*, aber auch das Schweizer Fernsehen, setzen vermehrt auf Sensationsthemen und berichten über extreme Akteure. Diese Form von Journalismus ermöglicht eine affektive Politik, wie sie während der Minarett-Initiative betrieben wurde. Sie führt zu Vorurteilen und hat auch mittel- und langfristige Konsequenzen.

Welche genau?

Ein Bericht der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa von Anfang 2012 mahnte an, dass es in der Schweiz vermehrt zu Diskriminierungen von Menschen mit muslimischem Hintergrund auf dem Arbeitsmarkt und in Einbürgerungsverfahren kommt.

Susanne Leuenberger, 34, ist Islamwissenschaftlerin und Doktorandin an der Universität Bern.





«Die Iraner werden mehr fordern»: Ex-Mossad-Chef Halevy.

«Man braucht einen kühlen Kopf»

Der ehemalige Chef des israelischen Geheimdienstes, Efraim Halevy, nennt die Schwächen des Westens gegenüber dem Iran, erklärt, weshalb es ein Fehler war, Gaddafi zu stürzen, und was ein Mossad-Agent mit James Bond gemeinsam hat. *Von Pierre Heumann*

Sie waren während Jahren verantwortlich für eine der wichtigsten Spionageorganisationen. Das erweckt Assoziationen an den legendären 007: schöne Frauen, tollkühne Aktionen und jede Menge Gefahren.

Nur ein Teil dieser Beschreibung stimmt. Richtig ist, dass man sehr viele Gefahren auf sich nimmt. Es braucht viel persönlichen Mut. Als Chef der Organisation muss man hohe Risiken eingehen. Denn bei jeder Operation hat man sich vorher zu überlegen, was schiefgehen und welche Auswirkungen das haben könnte. Man braucht als Spion also einen kühlen Kopf.

Was war denn Ihr gefährlichster Moment als Mossad-Agent?

Diese Art von Fragen schätze ich nicht. Ich müsste, um sie zu beantworten, zunächst eine Rangliste erstellen. Aber die habe ich nicht.

Seit Monaten ist der Nahe Osten im Umbruch. Welche Entwicklungen erwarten Sie für die nahe Zukunft?

Man sollte vorsichtig sein mit Prognosen bei Ereignissen, bei denen Massen involviert sind. Das haben wir aufgrund der jüngsten Entwicklungen gelernt. Die Kraft und die Dynamik der Masse im Voraus richtig einzuschätzen, ist äusserst schwierig. Es gibt deshalb Typen von Ereignissen, die nicht prognostiziert werden können.

Werden wir konkret: Wie lange kann sich der syrische Diktator Baschar al-Assad an der Macht halten?

Das hängt ganz davon ab, mit welchen Mitteln seine Gegner ausgerüstet werden. Ein Zurück gibt es für ihn aber nicht mehr. Er wird sich so lange an die Macht klammern, wie er kann. Ich hätte im Übrigen nie gedacht, dass er so lange durchhalten würde.

Seine Entschlossenheit und seine Grausamkeit gegenüber den eigenen Bürgern haben mich überrascht.

Israel hat Angst, dass Assad sein Arsenal an chemischen Waffen einsetzen könnte.

Angst ist das falsche Wort.

Wie würden Sie es denn nennen?

Wir sind besorgt. Chemische Waffen sind eine schlimme Sache. Ihr Einsatz würde nicht nur Israel, sondern auch Westjordanland, Jordanien und den Libanon in Mitleidenenschaft ziehen.

Um die Krise in Libyen zu beenden, intervenierte die Nato zusammen mit arabischen Staaten. Das war das Ende von Muammar al-Gaddafi. Weshalb schaut der Westen dem syrischen Bürgerkrieg so lange tatenlos zu?

Syrien können Sie mit Libyen nicht vergleichen. Die Revolution in Libyen fand in einem geografisch isolierten Land statt. Aber Syrien

grenzt an die Türkei, an den Irak, an Jordanien, an Israel, an den Libanon. Wenn Syrien bebt, sind die Schockwellen im ganzen Nahen Osten spürbar. In Syrien wirken aufgrund der geopolitischen Lage des Landes andere Kräfte als in Libyen. Jede Änderung in Syrien hat einen starken *spillover*-Effekt auf die ganze Region.

Gerade deshalb wäre es wichtig, die Lage in Syrien unter Kontrolle zu bringen.

Der Westen hat inzwischen aber eingesehen, dass sein Eingreifen in Libyen ein sehr grosser Fehler war.

Der Sturz von Gaddafi war ein Fehler?

Das Resultat der Intervention ist bescheiden. Die Milizen sind immer noch da. Es gab zwar Wahlen, aber sie waren ein Witz. Libyen ist ein Versagerstaat. Alle Waffen, die Gaddafi den Russen abgekauft hatte, waren nach dem Zerfall der Zentralregierung unbewacht, und jeder konnte Raketen, Waffen und Munition erwerben. Niemand weiss heute, was die grosse Idee war, die zur Intervention geführt hat. Und weshalb wurde interveniert? Weil der französische Philosoph Bernard-Henri Lévy die Idee hatte, dass man etwas unternehmen müsse, um den Bürgerkrieg in Libyen zu beenden.

Paris und London liessen sich davon überzeugen und wurden aktiv.

Stichhaltige Gründe, die dafür gesprochen hätten, kann ich aber nicht ausmachen.

Einspruch: Es galt, dem Gemetzel in Libyen ein Ende zu setzen.

Libyen hat rund vier Millionen Einwohner. Es war kein Genozid, sondern ein Bürgerkrieg, bei dem sich Stämme aus dem Westen und aus dem Osten bekämpften. Bedeutet das Eingreifen der Nato in Libyen, dass sie in allen Stammeskriegen intervenieren wird? Weil sie plötzlich einen Anfall von Moral hatte? Ein Flugzeug der Nato hat den Konvoi aufgespürt, in dem Gaddafi sass, und Gaddafi wurde aus der Luft erledigt. Ja ist es denn neuerdings die Aufgabe der Nato, unliebsame Diktatoren umzulegen?

Immerhin hat Russland das Eingreifen nicht torpediert.

Die Russen liessen die Intervention zu, weil sie nicht begriffen, was der Westen vorhatte. Heute sagen sich die Russen, Libyen war genug, dieser Fehler soll sich nicht wiederholen. Der Westen kann in Syrien nicht intervenieren, weil er keine internationale Legitimität hat, solange Russland, zusammen mit China, das Veto gegen ein militärisches Vorgehen in Syrien einlegt. Nur wenn die Gefahr steigt, dass chemische Waffen zum Einsatz kommen, wäre ein Eingreifen gerechtfertigt.

Die israelische Regierung droht in regelmässigen Abständen, dass sie das iranische Nuklearprogramm militärisch stoppen wolle.

Ein Angriff sollte nur das letzte Mittel sein. Denn wir dürfen uns keinen Illusionen über die Konsequenzen hingeben.

Wäre Israel denn in der Lage, es im Alleingang zu tun?

Wir können viel machen – aber was meinen Sie mit «es»?

Fortschritte im Nuklearprojekt verzögern oder die Anlagen zerstören.

Das will ich nicht kommentieren. Aber ich bin der Ansicht, dass wir eine glaubwürdige militärische Option auf dem Tisch haben sollten. Gleichzeitig müssen wir uns fragen: Was wollen wir? Die Antwort ist klar: Dass Teheran seine militärische Nuklearoption aufgibt. Die internationale Gemeinschaft übt deshalb mit Sanktionen Druck auf den Iran aus, damit er den Dialog aufnimmt.

Bisher haben die Sanktionen nicht gewirkt.

Die Sanktionen sind im Iran bitter spürbar. Die Iraner beginnen jetzt sogar, das zuzugeben. Ihre wirtschaftliche Lage ist alles andere als rosig. Sie verlieren wegen der Sanktionen grosse Geldsummen. Erstens gingen die Ölexporte um fünfzig Prozent zurück. Zweitens steigen die Preise für Nahrungsmittel ständig. Und drittens beginnt die Bevölkerung, ihren Unmut auszudrücken.

Ende November hat die Uno den Status der Palästinenser aufgewertet. Hilft das bei der Realisierung des Staates Palästina?

Nur für eine kurze Zeit. Machmud Abbas, der Präsident der Palästinenser, hatte seinen Moment in der Geschichte. Er ist in der Uno-Generalversammlung gegen die USA und gegen Israel aufgestanden, und Europa unterstützte ihn dabei. Aber der Staat in der Westjordanland ist eine Fiktion. Abbas hat keine Kontrolle über den Gazastreifen, dort regiert die Hamas, und seine Fatah-Partei ist in der Krise.

Vielleicht hilft ihm eine Versöhnung mit der Hamas?

Ich glaube nicht, dass das möglich sein wird. Denn eine Versöhnung mit der Hamas wäre der Anfang vom Ende der Fatah als wichtigster Partei der Palästinenser. Abbas ist heute zwar Präsident der Palästinenser. Aber Chaled Maschal ...

... der Chef des Politbüros der Hamas ...

... strebt diesen Posten an und will zur nationalen Figur der Palästinenser aufsteigen. Würden heute Wahlen in Westjordanland und im Gazastreifen durchgeführt, erhielte die Hamas eine deutliche Mehrheit. Und wenn die Hamas und die Fatah fusionieren sollten, ist es klar, wer den Ton angeben wird. Abbas weiss das.

Also wird nichts aus der Versöhnung und dem Traum vom Staat Palästina?

Die Tatsache, dass Abbas wieder mit der Hamas spricht, bedeutet noch lange nicht, dass er sich mit ihr wieder versöhnen will.

Efraim Halevy leitete von 1998 bis 2002 den Mossad. Danach war er Chef des Centre for Strategic Studies an der Hebräischen Universität in Jerusalem.

Jetzt auch für Android-Handys.



Jetzt downloaden!



Jetzt auch für Android-Smartphones. Als Abonnent/-in lesen Sie die Weltwoche bequem auch unterwegs. Jetzt im Android-App-Store für nur Fr. 5.- (einmaliger Download).

DIE WELTWOCHEN

«Religiosität ist sicher kein Übel»

Während fünfzehn Jahren war Ueli Graf Direktor der Justizvollzugsanstalt Pöschwies. Ende Jahr geht er in Pension. Wäre eines seiner Kinder von einem Gewaltverbrechen betroffen gewesen, hätte er seinen Job nicht ausüben können. *Von Peter Holenstein und Till Forrer (Bild)*



«Gesetzliche Grundlagen fehlen»: Gefängnisdirektor Graf.

In vielen Strafanstalten amtieren ehemalige Pfarrer als Direktoren; der Frauenstrafanstalt Hindelbank steht eine Theologin als Direktorin vor. Zudem fällt auf, dass viele Aufseher in den Strafanstalten Freikirchen angehören. Sie selber bezeichnen sich als religiösen Menschen. Sind fromme Menschen besonders prädestiniert für die Arbeit im Strafvollzug?

Für die Arbeit im Strafvollzug braucht es Menschen, die wissen, was im Gesetz steht, was die Schweiz in Strassburg beim Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte unterschrieben hat, und die bereit sind, diese Grundsätze im Alltag mit Leben zu füllen – auch dann, wenn sie als Gutmenschen und «Weichspüler» hingestellt werden. Wenn sie zudem religiös sind, ist dies sicher kein Übel.

Sie sprechen von den Insassen als «Klienten» oder «Massnahmeklienten». Tragen solche Bezeichnungen nicht dazu bei, dass von «Kuschelvollzug» gesprochen wird? Der Sexualmörder als «Kunde» einer Strafanstalt: In den Ohren der Angehörigen von Opfern von Gewaltverbrechen muss das wie ein Hohn klingen.

Wir bezeichnen die Inhaftierten mit einer stationären Massnahme als Massnahmeklienten. Forensische Therapeutinnen und

Therapeuten bezeichnen die sich in Therapie befindenden Personen als Klienten. Das Anstaltspersonal bezeichnet die Inhaftierten als Gefangene. Umgangssprachlich wird auch der Begriff Insassen verwendet. Naturgemäss kann alles, was wir sagen, tun oder sein lassen, die Gefühle der Angehörigen von Gewaltverbrechen verletzen.

Ein verwahrter Sexualmörder schrieb uns: «Nach der fünften Gruppentherapiesitzung weiss man genau, was der Therapeut hören will. Passt man sich seinen Erwartungen an, heisst es, der Klient spreche gut auf die Therapie an und mache Fortschritte. Aber davon, was ich wirklich denke, hat er keine Ahnung.» Wie gross ist die Gefahr, dass sich Therapeuten täuschen lassen?

Der geschlossene Straf- und Massnahmenvollzug ist ein repressives, stark strukturiertes System, das auf den einzelnen Gefangenen einen grossen Einordnungs- und Anpassungsdruck ausübt. Bei jeder Verhaltensänderung bleibt es deshalb offen, ob die Veränderung aus Anpassung oder aus Einsicht geschieht. Grundsätzlich unterdrückt der rigide Vollzugsalltag weitgehend dissoziales Verhalten, ohne es zu bearbeiten. Da ich kein Therapeut bin, kann ich nicht beurteilen, ob dieses Phänomen auch in der Therapie beobachtet werden kann.

Ein anderer Klient erklärte, es sei ihm unverständlich, dass er sich seit Jahren immer wieder mit jedem Detail seiner Tat befassen müsse. Er könne sich dadurch gar nicht von seiner Tat lösen.

Es ist zu vermuten, dass es gute Gründe gibt, sich Tatschilderungen wiederholt anzuhören. Auch die Strafverfolgungsbehörden verwenden diese Vorgehensweise. Wenn beim Betroffenen in diesem Zusammenhang ein subjektiver Eindruck entsteht, ist dies verständlich.

Sie sagen, dass der Strafvollzug die Insassen physisch und psychisch krank mache. Wie soll eine Tätertherapie erfolgreich sein, wenn allein der Aufenthalt im Gefängnis krank macht? Dienen Therapien nicht vielmehr dazu, den Insassen die Haftzeit zu erleichtern?

Die Gerichte ordnen eine ambulante, vollzugsbegleitende oder stationäre therapeutische Behandlung an, um eine psychische Störung zu bearbeiten und die Rückfallgefahr zu senken. Ich kann mir schlecht vorstellen, dass eine gerichtlich angeordnete Massnahme die Haftzeit erleichtert.

Sie betonen oft, wie wichtig Ihnen die Menschenrechte der Gefangenen sind. Dagegen ist nichts einzuwenden. Doch wie steht es mit den Menschenrechten der Opfer Ihrer Klienten?

Wenn ich im Zusammenhang mit meiner Aufgabe auf das Strafgesetzbuch und die Europäische Menschenrechtskonvention verweise, ist damit nicht gleichzeitig eine Vernachlässigung oder gar Geringschätzung der Menschenrechte und Menschenwürde der Opfer und von deren Angehörigen gemeint. Das Gesetz verlangt von uns, dass sich das Gesamtsystem der Justiz intensiv mit den Straftätern befasst – von der Fahndung bis zur allfälligen Entlassung. Selbstverständlich wäre es angebracht, dass sich der Staat mit dem gleichen Aufwand um die Opfer und deren Angehörige kümmern würde. Leider fehlen dafür die gesetzlichen Grundlagen.

Hand aufs Herz: Hätten Sie den Job auch dann ausgeübt, wenn eines Ihrer Kinder einem Verbrechen zum Opfer gefallen wäre?

Als betroffener Vater wäre ich nicht in der Lage gewesen, meine hoheitliche Aufgabe professionell und gesetzeskonform zu erfüllen. Trauer, Wut und Schmerz hätten dies verhindert. ○

«Yoga ist mein Erfolgsrezept»

Gökhan Inler ist zu einem der besten Schweizer Fussballer gereift. Der Mittelfeldstrategie der SSC Neapel und Captain der Nationalmannschaft über seine Pingeligkeit, seine türkischen Wurzeln und darüber, wie er Konflikte seiner Teamkollegen löst. *Von David Mugglin*

Herr Inler, würden Sie gerne gegen sich spielen?

Das hätte schon seinen Reiz. Im Eins gegen eins-Spiel würde ich meine Stärken und Schwächen hautnah mitbekommen.

Ellbogen hoch, taktische Fouls, giftige Zweikämpfe: Sie sind kein beliebter Gegenspieler.

Ich spiele oft gegen gute Spieler, die sehr aggressiv zu Werke gehen. Hier muss ich mich beweisen und dagegenhalten.

Mussten Sie sich schon als Junior beweisen, weil Sie nicht zu den Talentiertesten gehörten?

Es wurden tatsächlich viele andere Spieler mehr gefördert als ich. Aber ich hatte stets den Willen, ein Top-Level zu erreichen. Dieses Ziel habe ich weder neben noch auf dem Trainingsplatz aus den Augen verloren. Irgendwann hat es sich ausgezahlt.

Sind Sie ein Fussball-Streber?

Streber? Ich habe einfach seriös gelebt und stets alles gegeben. Vor mir sah ich immer die stärker geförderten Spieler, und die wollte ich um jeden Preis überholen. Dazu brauchte es auch das notwendige Glück.

Zum Beispiel?

Im Januar 2006 war beim FC Zürich der Brasilianer Marcos Paulo für Mihai Tararache als Ersatz vorgesehen gewesen. Er wurde nach der Vertragsunterzeichnung von der medizinischen Abteilung abgewiesen. So spielte ich beim Rückrundenstart – und von da an war ich Stammspieler.

Sie trinken keinen Alkohol, rauchen nicht, gehen selten in den Ausgang. Langweilen Sie sich manchmal mit sich selbst?

Nein, aber im Gegensatz zu meinen ersten Profi-Jahren gehe ich heute mit dem Team mal raus eins trinken. Das fördert den Team-Spirit. In dieser Hinsicht bin ich dank meiner Erfahrung lockerer geworden. Am Schluss zählt für mich aber nur der Fussball, dem ich alles unterordne.

Ordnung ist Ihnen wichtig.

Ja, ich bin pingelig. Ich will Ordnung haben. Das zeigt sich bei meiner Sammlung von Bildern, die Fans von mir gemalt haben. Oder bei den Trikots meiner Gegner, die ich aufbewahre. Ich möchte auch später einer Arbeit nachgehen, bei der ich stets etwas abschliessen kann. So wie ein Buchhalter. Das mag ich.

Fühlen Sie sich eher als Schweizer oder als Türke?

Meine Eltern sind Türken, und ich habe türkisches Blut. Ich respektiere meine Wurzeln, meine Kultur. Für mich ist das wichtig. Aber ich bin hier aufgewachsen. Die Schweiz hat mir viel gegeben. Wenn mir jemand etwas gibt, möchte ich etwas zurückgeben. Deshalb habe ich mich für die Schweizer Nationalmannschaft entschieden.

Die Nati wurde in den letzten achtzehn Monaten stark verjüngt. Es kam zum Umbruch. Ottmar Hitzfeld sagte, auch er habe sich verändert. Stimmt das?

Das sehe ich auch so. Er ist lockerer geworden. Das Team ist nach diversen Rücktritten von verdienstvollen Spielern jünger geworden. Herr Hitzfeld ist auf seine Art auch jünger geworden. Wir haben uns als Team verändert, und der Trainer ist Teil dieses Teams und von dessen Entwicklung.

Weshalb hat Ottmar Hitzfeld Sie als Captain ausgewählt?

Das müssen Sie ihn fragen.

Nach Alex Frei wollte Hitzfeld wohl keinen polarisierenden Captain mehr haben.

Ich bin sicher anders als Alex Frei. Und Herr Hitzfeld war sich bei der Wahl bewusst, wen er da ausgesucht hatte. Ich gehe diesen Job topseriös an. Meine Qualitäten als Leader sind, dass ich die Freude am Beruf vorlebe und immer positiv eingestellt bin. Meine

Message: «Wir sind ein Team, wir haben ein Ziel, dem alles untergeordnet wird.»

Wie werden Sie als Captain allfällige Konflikte angehen?

Ich würde das Problem zunächst aus der zweiten Reihe beobachten. Dann würde ich die betroffenen Leute auffordern, sich auszusprechen. Es soll nicht hinter dem Rücken Stimmung gegen eine Person gemacht werden. Das würde dem Team schaden.

Wann machen Sie Ihren nächsten Karriereschritt zu einem Top-Verein wie Real Madrid oder Bayern München?

Oh, ich bin bei der SSC Neapel durchaus bei einem Top-Verein, bei einer sehr grossen Mannschaft! Ich bin aber hungrig und will mehr erreichen. Darum arbeite ich auch sehr viel neben dem Platz, achte auf meine Ernährung, gehe ins Boxtraining, mache Mentaltraining und Yoga. Letzteres brauche ich, um herunterfahren zu können. Das ist wichtig bei diesem steten Druck, dem ich ausgesetzt bin. Yoga ist mein Erfolgsrezept!

Gökhan Inler, 28, ist Captain der Schweizer Fussball-Nationalmannschaft. Er spielte beim FC Zürich und Udinese Calcio, bevor er 2011 für über 17 Millionen Euro – der höchsten, je für einen Schweizer bezahlten Ablösesumme – zum SSC Neapel wechselte.



«Wie ein Buchhalter»: Fussball-Profi Inler.

«Meine Feen sind wild»

Der 19-jährige Adliswiler Stefan Bachmann hat im renommierten US-Verlag Harper Collins seinen Fantasy-Roman «The Peculiar» veröffentlicht. Startauflage: 100 000 Exemplare. Der talentierte Jungautor war nie an einer Schule, unterrichtet hat ihn seine Mutter. Von Gion Mathias Cavelty und Sally Montana (Bild)

Herr Bachmann, die Kritiken in den USA zu Ihrem Buch sind enthusiastisch. Könnten Sie uns einen kurzen Einblick in die Zauberwelt in Ihrem Buch geben?

Im Prinzip wollte ich schauen, was passiert, wenn ich Feen und andere Fabelwesen in das historische England des 19. Jahrhunderts versetze, diese folkloristischen Gestalten also auf die realen viktorianischen Menschen von damals treffen lasse. Daraus resultierte quasi eine alternativ-historische Geschichte. Die Kinder von Feen und Menschen heissen Changelings und leben als Mischwesen in ständiger Angst, entdeckt und vernichtet zu werden – die Hauptfigur, Bartholomew Kettle, ist ein solcher Changeling ...

... und daneben wimmelt es, wie gesagt, von Feen, Goblins, Hobgoblins, skurrilen mechanischen Steampunk-Artefakten und architektonischen Absonderlichkeiten wie etwa Nonsuch House in London ...

Das ist ein Feenhaus, das die Form eines Schiffes hat; Bäume wachsen aus den Wänden, und es gibt viele Räume, die ich im Buch gar nicht beschrieben habe, wie zum Beispiel einen Raum voll mit Wasser. Auch die Green Library steht darin – ein typisches Beispiel für die seltsame Denkweise der Feen, die auf ihre eigene Art aber logisch ist: In einer Bibliothek, die Green Library heisst, müssen alle Bücher grün sein. Meine Feen sind übrigens keine Disney-Glitzerwesen, sondern – wie in der angelsächsischen Folklore – wild und mehr oder weniger maliziös.

Wann haben Sie mit Schreiben begonnen? Mit zehn Monaten, schätzungsweise?

Mit sechs Jahren. Da habe ich einen «Hobbit»-Abklatsch in ein Teddybär-Notizheft gekritzelt. Teils sogar in einer eigenen Runenschrift, die allerdings überhaupt nichts bedeutete. Meine Mutter hat mir damals gerade den «Herr der Ringe» vorgelesen.

«Der Herr der Ringe» und «Der Hobbit» – das sind die Fantasy-Klassiker von J. R. R. Tolkien.

Genau. Und mein «Hobbit»-Abklatsch war megaschlecht, und alles war falsch buchstabiert. Ich wollte einfach so ähnlich wie Tolkien schreiben und hatte keine Ahnung, wie das geht ...

Was war die Handlung?

Sechs Zwerge und ein Hobbit begeben sich auf eine Reise zu einem Drachen, der ih-



«Ich habe viel zu wenig Zeit»: Schriftsteller Bachmann.

nen ihren Tabak gestohlen hat, und wollen sich den Tabak zurückholen. Bei Tolkien ist es ein Drache, der Gold gestohlen hat.

Und kriegen sie den Tabak zurück, oder hat ihn der Drache schon geraucht?

Ich bin gar nie bis zum Schluss gekommen – nach vierzig Seiten Kritzelei habe ich es seinlassen.

Warum hat der Drache den Tabak gestohlen?

Eine Motivation hatte er eben nicht wirklich, er war einfach böse.

Sehr lustig.

Na ja, es geht. Richtig mit dem Schreiben habe ich dann mit elf oder zwölf begonnen, da habe ich zum ersten Mal eigene Geschichten entwickelt. Mit «The Peculiar» habe ich mit sechzehn begonnen. Ursprünglich wollte ich die Handlung im Ersten Weltkrieg spielen lassen, aber mit den Feen zusammen wäre das mega-komplex gewesen ...

Die Feen hätten entscheidend in den Ersten Weltkrieg eingreifen können.

Ja, sie hätten die Engländer als Waffen gegen die Deutschen einsetzen können. Englische Magie gegen deutsche Technik – das hätte interessant werden können. Am Schluss hätten die Feen wahrscheinlich rebelliert, und es wäre für beide Seiten schlecht ausgegangen.

Und dann?

Die Feen hätten alles geregelt und wären zur Weltmacht geworden.

Und der Zweite Weltkrieg?

Den hätte es wahrscheinlich nicht gegeben.

Ach, wo sind die Feen, wenn man sie mal braucht ...

Ja, voll, ich weiss ... *When you need them, they aren't there.*

In Ihrem Buch gibt es ja auch einen Krieg, den sogenannten «Smiling War», in dem die Feen gegen die Menschen kämpfen ...

... er heisst so wegen der vielen Totenschädel, die nach dem Krieg grinsend auf den Schlachtfeldern zurückblieben ...

... genau, und zehn Changeling-Kinder werden getötet und komplett ausgehöhlt aufgefunden, ein böser Feerich will London zerstören – es geht zum Teil also recht brutal zu und her.

Für ein Buch wie «The Peculiar», das vor allem für Kinder gedacht ist, ist das schon ziemlich schlimm – das ist schon nicht normal in der Kinderbuchwelt. Ich hatte eigentlich gedacht, dass das alles viel zu schlimm sei für einen US-Verlag.

Und was hat der Verlag gesagt?

Der hatte nichts dagegen. Die Verantwortlichen haben es sehr originell gefunden.

Was wäre für Sie der perfekte Fantasy-Bösewicht?

Mal überlegen ... Eigentlich ein ganz Lieber, der zugleich aber abgrundtief böse ist.

Irgend so ein Grossmütterchen, das in einem kleinen Haus wohnt und ganz lieb ist, aber eigentlich ist es megafies. Das wäre schon cool. Aber man müsste da noch mehrere Motivations-Ebenen darüberlegen, um es interessant zu machen.

Hat Magie in Ihrem Leben schon eine Rolle gespielt? Gibt es Magie?

Eine Fee habe ich noch nie gesehen. (*Lacht*) Aber es gibt schon Sachen, die der Mensch nicht erklären kann – Musik zum Beispiel. Wissenschaftlich kann man natürlich alles genau beschreiben, aber was ist eigentlich Musikalität? Was macht etwas schön? Das ist zwischen den Noten. Das ist the *artistic spark*, das kann man nicht erklären, und das finde ich auch gut.

Was für magische Fähigkeiten hätten Sie gerne?

Die Zeit anhalten, denn ich habe viel zu wenig Zeit. Das wäre cool. Alle anderen stünden still, und ich könnte ewig herumlaufen.

Ist Adliswil ein besonders magischer Ort?

Nein, wirklich nicht. (*Lacht*)

Was haben Sie hier als Kind mit Ihren Geschwistern oder mit Nachbarskindern so alles unternommen?

Ganz normale Sachen, wir waren halt nicht so interessante Kinder. Eine spezielle Geschichte gab es, mit einem Kollegen aus dem Appenzell, auch ein Amerikaner. Einmal habe ich ihm erzählt, dass hinter einem grossen Stein im Fluss gegenüber ein riesiges Zauberreich liege, zu dem nur ich Zugang habe, und er hat das voll geglaubt. Er stand vor der Tür meines verschlossenen Zimmers, und ich habe durch die Tür zu ihm gesprochen. Dabei habe ich mich als Butler-Fisch von Stefan Bachmann ausgegeben und mit tiefer Stimme gesprochen: «Stefan ist in seinem Reich hinter dem Stein, er kann jetzt nicht kommen.» Meinen kleinen Bruder habe ich einmal davon überzeugt, dass ich ein böser Zwilling von mir bin. Das Spiel habe ich einen ganzen Tag lang durchgezogen.

Zweifellos aussergewöhnlich ist, dass Sie nie in einer öffentlichen Schule waren, sondern – vom Kindergarten bis zum Highschool-Abschluss, in allen Fächern – von Ihrer amerikanischen Mutter zu Hause unterrichtet wurden.

Ja, sie ist eine Schlaue. Der Unterricht zu Hause hilft einfach mega, so wird man genau dort gefördert, wo die Fähigkeiten von einem liegen. Ich wäre sonst nie Schriftsteller geworden. Die Eltern kennen dich einfach besser als ein Lehrer. Meine Mutter wurde nie als Lehrerin ausgebildet, aber wenn man ein gutes Allgemeinwissen hat und dieses gut weitervermitteln kann, spielt es keine Rolle, ob man ein Diplom hat oder nicht.

Ihr Vater stammt von hier?

Von Rüslikon.

Zurück zu Ihrem Buch: Sie waren einen Monat in den USA auf Promo-Tour – was mussten Sie da so alles machen? Jay Leno durch einen brennenden Reifen in die Arme springen oder so?

So etwas gab es nicht. Aber man muss mit megavielen Leuten reden, dauernd lächeln – was mir jedoch nichts ausmacht –, Radio-Interviews geben, Journalisten zum Mittag- oder Abendessen treffen, zum Beispiel die Dame von der *New York Times* ... Ja, man isst megaviel. Zum Teil hatte ich auch Lesungen an sieben verschiedenen Schulen pro Tag.

Haben Sie dabei auch Vorbilder von Ihnen getroffen? Was weiss ich – Neil Gaiman zum Beispiel, der ist ja auch bei Harper Collins ...

Ich glaube, alle meine Vorbilder sind tot. Als Autor, der schon jahre- oder jahrzehntelang im Geschäft ist, hofft man natürlich, dass das Buch eines neunzehnjährigen Debütanten schlecht ist – was ich verstehen kann. Durch das Lesen von Büchern kriegt man meiner Meinung nach allerdings genauso viel Erfahrung wie durch das echte Leben, und viel lesen kann man ja schon als Kind, also spielt es keine Rolle, wie alt ein Schriftsteller ist ... Schlecht schreiben kann man auch als Fünfzigjähriger.

Zu Harper Collins sind Sie durch eine Agentin gekommen, der Sie das Manuskript geschickt hatten ...

Ja, aber zuerst schickt man nur eine Art Exposé. Pro Jahr kriegt meine Agentin 36 000 Briefe mit solchen Exposés.

Lesen Sie Schweizer Literatur?

Schweizer Literatur kenne ich gar nicht.

Bravo!

Aber vielleicht sollte ich es mal versuchen ...

Machen Sie sich bloss nicht unglücklich! – Nebst der Schriftstellerei komponieren Sie auch und besuchen ein Förderprogramm am Zürcher Konservatorium ...

Ja, ich spiele Klavier, Geige, Orgel, Blockflöte und Mundharmonika. Am liebsten würde ich Filmkomposition studieren, mit Orgel als Hauptinstrument. Sechs Jahre geht es bis zum Master.

Arbeiten Sie schon an der Fortsetzung von «The Peculiar»? Das Ganze ist ja als Dilogie angelegt.

Ja, der zweite Teil heisst «The Whatnot», und bis heute Abend muss ich die letzte Überarbeitung an den Verlag schicken ... Wenn ich älter bin, werde ich übrigens von der Fantasy ein bisschen weggehen, glaube ich.

«The Peculiar», der Fantasy-Roman von Stefan Bachmann, ist auf Englisch bei Harper Collins erschienen. Eine deutschsprachige Ausgabe ist bislang nicht geplant.

Gion Mathias Cavelti ist Schriftsteller und Satiriker und lebt in Zürich.



Die Weltwoche dankt.

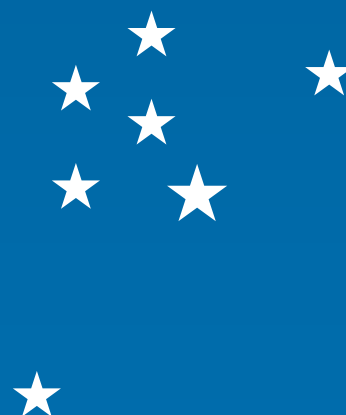
Liebe Leserinnen und Leser, wir danken Ihnen für das Vertrauen, das Sie uns Woche für Woche entgegenbringen. 2012 hat die Weltwoche aufgedeckt:

Fall Hildebrand

Fall Zuppiger

Fall «Waldau»

Fall Romer



Auch im Jahr 2013 werden wir alles daransetzen, Ihr Vertrauen zu rechtfertigen und relevante Missstände aufzudecken. Zum Wohl der Schweiz.



Mein Ende

Unser Kolumnist macht, in seiner letzten Kolumne, einmal etwas anders: Er beklagt sich – und verbreitet People-News.
Von Mark van Huissing

Vergangene Woche war ich in Gstaad, das «Winter Weekend» von A Small World (ASW), einem sozialen Netzwerk, fand statt (ich war Gast des ASW-Chairman und -Besitzers Patrick Liotard-Vogt). Bevor ich über den Anlass, der im «Palace» abgehalten wurde (das Hotel war zu diesem Zweck von Freitag bis Sonntag für andere Besucher geschlossen), berichte, Folgendes: In den zurückliegenden sechs Jahren besuchte Ihr Kolumnist zirka 300 Events – zur Mehrheit handelte es sich dabei um den «besten Event der Woche» (Eigenreklame auf MvHs Webseite) – und schrieb danach in dieser Spalte darüber. Der ASW-Event war die letzte gesellschaftliche Veranstaltung, von der er erzählt. Das war die gute Nachricht für Leser, die diese Kolumne und/oder den Autor nicht mögen (die schlechte steht am Fuss dieses Texts).

Ein Kollege von der *Sonntagszeitung* soll seine Teilnahme am «Winter Weekend» abgesagt haben, weil die Gästeliste zu international war (Harvey Weinstein, Carey Mulligan, Waris Ahluwalia und andere); in meinen Augen war es einer der besten Anlässe, die ich besuchte als Ihr Kolumnist. Mit anderen Worten: Ob Patrick, mit dem ich bekannt bin, als Unternehmer erfolgreich sein wird, wie es sein Grossvater und Nestlé-Präsident Pierre Liotard-Vogt war, kann man noch nicht sagen. Doch sagen, dass er grosse Tiere aus New York, Hollywood oder London in die Schweiz und an seinen Tisch holt, kann man.

Wenn wir es davon haben: MvH hatte, wieder einmal, Glück gehabt mit dem Platz während des Galadiners (an seinem Tisch, der sich ganz

hinten im Saal «Baccarat» befand, gab es neben Schweizern, vielen davon aus Zürich, auch Kollegen). Das Zweitinteressanteste für Journalisten ist, mit Leuten aus der eigenen Stadt zusammen zu sein, die man seit Jahren kennt (besonders während eines Anlasses mit «zu internationaler Gästeliste»). Das Interessanteste ist, neben Kollegen zu sitzen (danach kann man berichten, was die Mitarbeiterin von «Exclusiv», einer RTL-Sendung, mitteilte beispielsweise). Pech gehabt respektive keinen Platz am Presstisch (sondern an einem der Top-Tische in der Mitte) hatte Jefferson Hack, der in London ein Magazin mit Namen *Dazed & Confused* leitet. Er hatte, übrigens, seine Tochter Lila Grace dabei (mit der Mutter Kate Moss ist er nicht mehr zusammen) sowie deren Spielgefährtin Iris Law (Tochter von Jude).

Nachdem ich mich im vorherigen Abschnitt beklagte, mache ich in diesem noch etwas, was ich sonst im Grunde auch nicht machte (schliesslich ist es die letzte Gelegenheit): eine Enthüllung. Tim Vögele, den ich während eines Essens ohne Sitzordnung kennenlernte (und nett sowie interessant fand; mit seinem Vater Marco bin ich bekannt), ist mit Angela Martini zusammen, die ich ebenfalls kennenlernte. So sah es aus auf jeden Fall. Er, nur zum Sagen, wohnt in London, sie in New York, wo sie als Model arbeitet, habe ich gehört. (Die ganze Geschichte, inklusive Bestätigung – «Tim: Ja, es ist Liebe»; Angela: «I love him very strong, Mann» – respektive die Widerlegung – «... nur gute Freunde» – erscheint dann in *Gala*, nehme ich an [auf einer Schweizer-Seite, von dieser Redaktion war eine Kollegin anwesend].)

Wen ich ferner kennenlernte: Teresa Missoni (ich mag und empfehle die Marke; Teresa ist freundlich, zudem) sowie Jessica Joffe, von Beruf Model und Schauspielerin in New York sowie Journalistin, stand in *Flair* (für ihren Vater arbeitete ich gelegentlich, als er Co-Chefredaktor der *Zeit* war).

Jetzt, zum letzten Mal ebenfalls, Kleinkunst. Im «Bogen F», einem Lokal im Viadukt in Zürich, sang Tom Russell (begleitet vom Gitarristen Thad Beckman); ich finde ihn super, empfehle sein Album «Blood and Candle Smoke». Im «Moods» trat Dieter Meier mit seinem Programm «Out of Chaos» auf; die Musiker, die ihn begleiteten, sind Profis, er ist Performance-Künstler, denke ich (und empfehle die Show). Vor dem «Moods» begegnete mir Hans-Ueli «Rams» Ramseier, der in den achtziger Jahren in Zürich berühmte Sänger und Bassist der Gruppe The Bucks. Heute heisst sein Trio Rams, und er gibt wieder Konzerte, erzählte er.

Zur schlechten Nachricht für Leser, die MvH beziehungsweise seine Texte nicht mögen (ihnen, und den anderen, wünscht er zum neuen Jahr nur Gutes): Ab 3. Januar gibt es etwas anderes von ihm, an anderer Stelle (ganz hinten).

Gesellschaft

Newtown

Von Beatrice Schlag — Worüber wir nicht reden, weil wir nicht wissen, was sagen.

Wie geht man um mit zwanzig erschossenen Kindern, die kleinsten sechsjährig? Man redet nicht, weil man nicht weiss, was sagen. Und man hadert mit der eigenen Sprachlosigkeit. Wir haben alles in den Medien gehört und gelesen über Newtown, Connecticut. Ein Schütze, der erst seine Mutter mit mehreren Schüssen in den Kopf tötete und dann in der Schule, die er einst besucht hatte, auf alle schoss, die er antraf. Ein ehemaliger Schüler, von dem seine Mitschüler sagten, er sei immer den Wänden entlanggegangen und habe versucht, jedem Gespräch auszuweichen. Er passte zu nichts und niemandem.



Neben den Schuhen

Wir hatten auch so einen in meiner Klasse. Wer nicht? Sie waren immer neben den Schuhen, wenn sie aufgerufen wurden. Sie stammelten und waren peinlich. Manchmal wünschte man, man könnte für sie reden, weil man wusste, wie gescheit sie waren. Aber sie schossen nie. Die Vorstellung, sie könnten bewaffnet sein, kam einem nicht einmal in den Sinn. Man verlor sie nach dem Schulabschluss meist aus den Augen und staunte, wenn Schulfreunde erzählten, sie seien renommierte Historiker oder Physiker geworden. Es gab noch keine Toten.

Gerade gerät in den USA, ausgelöst durch Newtown, das Recht auf bestimmte Waffenscheine sehr unter Beschuss. Es ist eine heikle Diskussion, die Waffenlobby ist mächtig. Das Recht auf Selbstverteidigung durch Waffen ist in Amerika fast heilig. Aber das Erschiessen der Kleinkinder in Newtown hat mehr durcheinandergebracht als frühere Schiesereien wie im Falle von Columbine. Das ist sehr irrational. Warum ist das Erschiessen von Teenagern weniger berührend als das von Sechsjährigen? Aber es ist so. Sechsjährige sind so unendlich klein.

Sorry für eine so unerbauliche Kolumne im Weihnachtsheft. Aber die Geschichte geht einem nicht aus dem Kopf. Es fällt einem viel dazu ein, aber nichts davon ist auch nur annähernd ein Erfolgsrezept gegen Amokläufe.

Ihnen sehr frohe Feiertage.

Die letzte Rose

Für den «Bachelor» Lorenzo Leutenegger, 28, und seine Auserwählte, «Cam» Corinne Antigone Müller, 25, endet das alte Jahr mit einer neuen Liebe.

Lorenzo: Viele Leute fragen mich, ob ich sehr wählerisch sei, weil ich so lange keine passende Frau fand. Das ist nicht der Punkt. Bei mir herrscht der Grundsatz: ohne Liebe keine Beziehung. Ich bin nicht der Typ, der sich mal für das eine und mal für das andere entscheidet.

Corinne: Eine solche Einstellung trägt dazu bei, dass Lorenzo ein Mann ist, der mich fasziniert. Im Umstand, dass viele schöne Frauen um einen einzigen Mann buhlen, konnte ich nichts Schlimmes oder Antifeministisches sehen. Im Gegenteil, sonst sind immer die Männer diejenigen, die bei der Eroberung aktiv sind. Die TV-Produktion des «Bachelor» dauerte wochenlang, und manchmal waren die Bedingungen nicht einfach, aber anders als kolportiert ging es zwischen den Frauen meist zivilisiert zu und her.

Lorenzo: Als ich auf der thailändischen Insel Ko Samui ankam, hatte ich – ehrlich! – so gut wie keine Erwartungen, sondern lediglich ein paar Hoffnungen. Die erste Begegnung mit den einundzwanzig Kandidatinnen war atemberaubend. Man könnte meinen, für einen Mann sei eine solche Situation, wie wenn ein Kind mit hundert Franken im Hosensack in einem Süßigkeitenladen steht. In Tat und Wahrheit wird man auch von einundzwanzig anspruchsvollen Frauen beurteilt. Der erste Eindruck ist wichtig: Körperlich brachte ich mich in Form. Ich verfolge ein einfaches Konzept, achte auf die Ernährung und lasse mich hin und wieder im Fitnessstudio blicken. Zu Beginn war ich dennoch etwas unsicher, da ich nicht sicher einschätzen konnte, wie die Frauen auf mich reagieren würden. Meine Hoffnung, dass sie mich alle toll finden, wurde zwar nicht ausnahmslos, aber doch mehrheitlich erfüllt.

Corinne: Nach vielen Dates und einer romantischen Stippvisite in Paris waren nur noch Rachele und ich übrig. Rachele ist temperamentvoll, und als Pole-Dancer verfügt sie über viel Selbstbewusstsein. Ich verfolge meine Ziele eher in kleinen und leisen Schritten. Es war mir wichtig, dass mich Lorenzo so kennenlernt, wie ich wirklich bin.



«Meist ging es zivilisiert zu und her»: «Bachelor»-Teilnehmer Müller, Leutenegger.

Lorenzo: An Corinne, wie «Cam» richtig heißt, gefiel mir von Anfang an das wunderhübsche Gesicht, später lernte ich sie als feinfühligste Frau kennen, die weiss, was sie will und, vor allem: was sie nicht will. Anders als bei den anderen fühlte ich mich bei ihr von Anfang an wohl. Um zu gewinnen, war ihr zudem nicht jedes Mittel recht. Sie drängte sich nicht in den Vordergrund und zog kaum über die Konkurrenz her. Auch darum erhielt sie jedes Mal eine Rose, die sie eine Runde weiterbrachte.

Corinne: Lorenzo hat Stil, besitzt einen starken Willen und ist sehr aufmerksam: All diese Eigenschaften sind mir bei einem Mann wichtig. Als er mir die letzte Rose überreichte und mir so zu verstehen gab, dass ich seine Auserwählte bin, war es – nachdem ich zuvor durch ein Wechselbad der Gefühle gegangen war – einfach ein wunderschöner Moment. Bisher war ich es gewohnt gewesen, Lorenzo mit anderen teilen zu müssen, nun gehörte er mir

ganz allein. Ob es für eine Beziehung und ein ganzes Leben reicht, muss sich noch zeigen, aber fernab von Scheinwerfern und TV-Kameras wird hoffentlich alles noch intensiver, und so, wie es aussieht, endet das alte Jahr wunderbar: mit dem Beginn einer neuen Liebe.

Lorenzo: Die wohl wichtigste Erkenntnis der vergangenen Wochen möchte ich der übrigen Männerwelt natürlich nicht vorenthalten: Wenn man eine Frau beeindrucken will, reicht es nicht aus, sie zu einer Tasse Kaffee einzuladen. Man soll etwas Aussergewöhnliches organisieren, das in Erinnerung bleibt, und man sollte der Frau das Gefühl geben, an diesem Abend nur für sie da zu sein. Mit einem solchen Programm kann eigentlich nicht mehr viel schiefgehen.

Protokoll: Franziska K. Müller

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10		
11			12									13
14								15			16	
17			18									
		19	20						21			
22	23				24	25		26				
27				28					29	30		31
			32	33				34	35			
36		37				38	39				40	
41								42				
43						44				45		
46								47				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Geschenk oder Schlamassel?

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Wenn Enzym und Pflanze enzymanartig werden. 8 Sozusagen ein evolutionärer Urahn von Dracula. 11 Zum Beispiel Dr. rer. und dies. 12 Ein Vogel, der wie ein Anzug aussieht. 14 Schienbeintreter ohne Ball am Fuss. 15 Der Römer komponiert auch gerne als Dan oder Leo. 17 Erst damit singt Frau Kaeslin, und zwar korrekt. 18 Wie Hohlmass und ethnischer Bezug schöngeistig werden. 19 Ist bei Schleimern längst aus dem Kopf getropft. 21 Britisch elitär - doch nach dortigem Studium ist man wer. 22 Stern eines grossen Wagens, aber nicht Mercedes. 24 Exotische Gewürzmischung und Stadt. 27 Schön für jene, die ihn feiern können. 28 Das Zentrum Mallorcas hat einen Namen. 29 Ohne Schnee machen sie nicht viel Sinn. 32 Als «Bonnard der Schweizer» gilt er in Künstlerkreisen. 34 Da denkt der Russlandreisende an ein Chalet. 36 Was sich so anhört, kann dem Körper einen extra Kick geben. 38 So soll es sein, sagt sich der Hände reibende Händler. 41 Nicht eben tropentaugliche Eigenschaft. 42 Überbleibsel des vergöttlichten Friedens aus vorchristlicher Zeit. 43 Code der internationalen Schifffahrt. 44 (Weihnachtliches) Geben nach amerikanischer Tradition. 45 Mangelhaftes Salär. 46 Ist bei Windfahnen leider nie vorhanden. 47 Man kann sie vors Auge halten oder in den Mund schieben.

Senkrecht — 1 Was nach hinten weist und nun von dorthier kommt. 2 Danach landet man beim Gegner oder im Bett. 3 Kein Kuschtier, dafür ganz auf 2 senkrecht eingestellt. 4 Gewissermassen metallen mit menschlichen Eigenschaften. 5 Sie betrachtet Körper mit Röntgenblick. 6 Jede Stimme braucht ganz ohne Witz dort ihren Schlitz. 7 Original griechisch-neulateinische Vierpolröhre. 8 Früher ist wahrscheinlicher. 9 Diplomatische Notlüge beim Frass. 10 Künstlerisch gesehen ist Max die Seriosität in Person. 11 Haudegen im Peloponnesischen Krieg. 13 Blutsverwandt, und immer jünger als der Ältere. 16 Weltenbummlers Geheimtipp auf den Komoren. 20 Wenn nach Ostern um viel gebeten wird, heisst dies dann so. 23 Wo erstmals in Afrika eine Frau gewähltes Staatsoberhaupt wurde. 25 Begehren der administrativen Art. 26 Vom Schwanengesang zum Untergang. 28 In etwa beim Gestein, was Mehl beim Getreide. 30 Mit ihnen Salat essen bedeutet Durcheinander. 31 Ihr Wagen wurde nachts von zwei weissen Kühen gezogen. 33 Bei den Indianern aus Kalifornien ist eine Person gleich ein ganzer Stamm. 35 Erleichtert die Arbeit, wenn man die Sache im Griff hat. 36 Wenn Geschwindigkeit und Schall Zahl sind. 37 Erbärmlich geschrumpfter Nebenfluss. 39 Der von Katar, zum Beispiel. 40 Anagramm für einen englischen Gesichtserker.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 297

F	V	E	R	A	N	D	A	A	B	B	A		
P	A	V	A	N	E	E	R	N	E	U	E	R	N
I	D	E	N	T	I	T	A	E	T	F	L	U	T
M	O	R	S	E	N	L	I	L	B	E	L	L	I
K	S	I	E	N	N	N							
N	O	T	L	A	G	E	A	L	S	T	I	L	T
T	K	M	R	N	U	N	A	H	T				
L	I	B	A	N	O	N	M	A	L	T	A		
F	E	G	E	R	F	A	T	B	L	E	B		
A	D	E	N	A	U	E	R	M	A	T	U	R	A
D	E	R	E	N	E	A	T	R					
E	R	N	S	T	F	I	R	M	A	M	E	N	T


Waagrecht — 2 VERANDA 8 ABBA (Wort für Vater in der Bibel und schwedische Popgruppe) 12 PAVANE 14 ERNEuern 15 IDENTITAET 16 FLUT 17 MORSEN 18 LIEBELEI 19 NOTLAGE 22 AESTHET 24 MENU 26 NAH 27 LIBANON 29 MALTA 32 (Kamin-)FEGER 33 FAIBLE 35 ADENAUER 36 MATURA 37 DEREN 38 ERNST (Jünger, deutscher Schriftsteller und Philosoph) 39 FIRMAMENT


Senkrecht — 1 FADO (sehnsüchtiger port. Musikstil) 2 VANS 3 ENTE 4 REINIGEN 5 NEALE (li = it. dort, Lineale = Geräte zum Linien ziehen) 6 DREI (Die 3 ist die niedrigste Zahl, mit der sich etwas gewinnen lässt, eben auch Wahlen, Gremien etc.) 7 ANTENEN 8 AUFENTHALT 9 BELL (schott. Erfinder, auf ihn geht Dezibel zurück) 10 BRUENETT (rot und grün ergeben gemischt braun) 11 ANTI (Opportunisten sind nie gegen etwas) 12 PIMENT (auch Nelken- oder Jamaikapfeffer) 13 VERSTEIGERN 20 AMARANT (Zweitname: Fuchsschwanz) 21 ENO (Brian Eno, umgekehrt one = engl. eins) 23 SAMBA 25 UNFREI 27 LEDER (-strumpf, Romanzyklus von James Cooper) 28 BENES (sortiert: Besen) 30 LEUTE 31 ABART 32 FADE 34 IMAM

Lösungswort — BAUMSTAEMME

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien




Breguet
Depuis 1775

Breguet, créateur. Kunst und Stil von Breguet, 1775

Mit seinem besonders erlesenen, puristischen und zeitlosen Design erneuerte Breguet die traditionelle Uhrenästhetik zu Ende des 18. Jahrhunderts. Die Classique 7787 mit Anzeige des Mondalters und der Mondphasen ist heute eine zeitgemäße Interpretation von Breguets Stil: Zifferblatt mit Grand-Feu-Email, Breguetziffern, Breguetzeiger mit „Pomme“-Spitze und die Geheimsignatur. Wir schreiben die Geschichte fort...

